Jahres- und Tagungsbericht der GörresGesellschaft

1994

Mit den in Bamberg
gehaltenen Vorträgen
von Hans-Jürgen Becker,
Ludwig Feinendegen,
Johann Michael Fritz,
Kurt Heinrich und Christiane Walter,
Reimut Jochimsen,
Franz Link,
Hans Maier,
Paul Mikat,
Walter Schmitt Glaeser und
Franz Schüppen

Die Geschäftsstelle der Görres-Gesellschaft befindet sich in 50668 Köln, Belfortstraße 9 – Fernruf 0221/73 83 17 – Fax 0221/73 70 63 Postanschrift: Görres-Gesellschaft, Postfach 10 16 18, 50456 Köln Postbank Köln (BLZ 370 100 50) 758 93-500 Kreissparkasse Köln (BLZ 370 502 99) 20 501

INHALTSVERZEICHNIS

Ers	ter Teil:		Seite
	Wissenschaftliche Beiträge		
	Johann Michael Fritz:	Anfang vom Ende? Der schleichende Untergang der ererbten Ornamenta	
	Walter Schmitt Glaeser:	Über Ursachen politisch motivierter Privatgewalt und ihre	5
	Ludwig E. Feinendegen:	Bekämpfung	21
	Franz Link:	Diagnostik	43
	Franz Schüppen:	Westfälische Poesie als europäische Geschichte. Erinnerung an Friedrich	59
	Kurt Heinrich und	Wilhelm Weber (1813–1894)	77
	Christiane Walter:	"Schnee" und "Walpurgisnacht" – Hans Castorps exemplarische Rei-	
	Hans-Jürgen Becker:	fungskrisen im Zauberberg	105
	Reimut Jochimsen:	Landfriede – vor 500 Jahren Raumordnung und regionale Strukturpolitik – Anmerkungen zu einem neuen Spannungsfeld im vereinten	117
	Hans Maier:	Deutschland	131 161
Zw			
	Die Generalversammlung in	Bamberg	
	Bericht über den Verlauf der Ludger Honnefelder: "Wen	r Tagung	165
	legte"		167
	Eröffnungsansprache des Pr Odilo Engels: Laudatio anla	äsidenten	172
	der Görres-Gesellschaft an	Professor Dr. Quintin Aldea	176
	Sektionsberichte		181

Dritter Teil:

Jahr	esbericht											
I.	Vorstand und Sektionsleiter			•								230
	Träger des Ehrenringes der Görres-Gese	ell	sc	h	aft			•				233
II.	Mitgliederstand	6		•							HIST RES	234
	Beirat										3	234
IV.	Haushaltausschuß	٠	*3									246
V.	Unsere Toten											247
VI.	Institute und Auslandsbeziehungen											248
	Institut Rom			***						•:		248
	Institut Madrid											249
	Institut Lissabon											251
	Institut Jerusalem										9	251
	Institut für Interdisziplinäre Forschung								253			
VII.	Publikationen			٠								255

Erster Teil

Wissenschaftliche Beiträge

Johann Michael Fritz

Anfang vom Ende? Der schleichende Untergang der ererbten Ornamenta ecclesiae

Es gehört zu den liebenswerten Gepflogenheiten der Görres-Gesellschaft, nach Abschluß der Generalversammlung – gleichsam zur Erholung – etwas schönes Kunsthistorisches auf einer Exkursion in Augenschein zu nehmen. In diesem Jahr stehen zwei Meisterwerke barocker Kirchenbaukunst auf dem Programm: neben Kloster Banz die berühmte Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen, dieses grandiose Gesamtkunstwerk Balthasar Neumanns, das dank der vor vier Jahren abgeschlossenen Restaurierung uns in strahlendem Weiß und funkelndem Gold für einige Zeit wiedergeschenkt ist. Sie werden dann mit Behagen in den alten knarrenden Kirchenbänken sitzen, die so wohlig hart im Kreuz drücken, Sie werden mit Wohlgefallen in den weiten lichten Räumen Ihre Blicke schweifen lassen zu den leuchtenden Deckengemälden und den üppigen Stukkaturen, zu der mächtigen Kanzel, dem einzigartigen Gnadenaltar, dem fernen Hochaltar und den zahlreichen Nebenaltären mit ihren Skulpturen und Gemälden.

Diesen schönen Schein, dieses Bild einer doch so offensichtlich heilen Welt stört nun arg dieser Vortrag: denn der Titel scheint überzogen formuliert und der Inhalt verspricht nicht gerade eine kunsthistorische Erbauungsstunde als beschaulichen Eröffnungsvortrag dieser Generalversammlung. Es ist eben die Frage, ob wir es mit einer heilen Welt zu tun haben oder ob nicht ganz im Gegenteil die Wirklichkeit in vielerlei Hinsicht eher beklemmend ist und zu tiefer Beunruhigung Anlaß gibt. Der scheinbar provozierende Titel ist also mit Bedacht gewählt, um Ihnen mit aller gebotenen Deutlichkeit den Ernst der Lage vor Augen zu führen. Zugespitzt lautet also die Frage: Leisten wir uns nach der Säkularisation des frühen 19. Jahrhunderts, die eine Vernich-

tung von kirchlicher Kunst und Kultur in unvorstellbarem Maße nach sich zog, heute eine neue Zerstörungswelle ähnlichen Ausmaßes, nur mit dem Unterschied, daß diese zweite Säkularisation nicht plötzlich hereinbricht, sondern auf leisen Sohlen daherkommt?

Fülle des Erhaltenen

Damit sind wir bereits bei dem Punkt, der alle mit kirchlicher Denkmalpflege Befaßten vor nahezu unlösbare Aufgaben stellt: die unerhörte Fülle des Erhaltenen, denn noch immer sind "Ornamenta ecclesiae" in katholischen wie protestantischen Kirchen unseres Landes trotz widriger Umstände aller Art in stets erneut Staunen erregender großer Zahl bewahrt geblieben, kein Wunder bei einer nun nahezu 2000jährigen Institution. Zwar sind Zeugnisse aus der christlichen Frühzeit hierzulande naturgemäß äußerst rar, dafür wächst die Zahl des Überkommenen aus der Zeit des Barocks und erst recht der Zeit des heute so ungeliebten Historismus, also des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts ins kaum noch Überschaubare. Vorsichtige Schätzungen gehen von einer Größenordnung von 10–12 Millionen Objekten aus.

Ornamenta ecclesiae

Es geht also im folgenden um die "Ornamenta ecclesiae" – ich gebrauche hier gern den mittelalterlichen Begriff, der vor einigen Jahren durch eine Ausstellung wieder ins Gedächtnis gerufen wurde – also um alles, was zum Gottesdienst oder zum Schmuck des Kirchengebäudes dient: vor allem die Vasa sacra, die Paramente und Altarretabel mit ihren Gemälden und Skulpturen, bis hin zu den meist nicht mehr benutzten Kanzeln oder den immer mehr als hinderlich empfundenen Laiengestühlen.

Unter diesen "Ornamenta ecclesiae" befinden sich Kunstwerke höchsten Ranges – wie sie nur wenige Museen der Welt besitzen – aber auch in unüberschaubar großer Zahl Gegenstände von künstlerisch bescheidener Qualität – aber das ist natürlich nur eine kunsthistorische Bewertung, die aus theologischer und allgemein historischer Sicht, aber erst recht aus der der jeweiligen Pfarrgemeinde ganz unerheblich ist.

Noch am ursprünglichen Standort

Der eigentliche, mit keiner noch so fabelhaften Summe zu beziffernde Wert besteht darin: alle diese Werke – gleich welchen Ranges – befinden sich – den Wünschen ihrer Auftraggeber und Stifter entsprechend – noch heute – an ihrem ursprünglichen Bestimmungsort, ja sie werden vielfach noch in der ihnen von Anfang an zugedachten liturgischen Funktion im Kult verwendet. Alle Ornamenta ecclesiae sind sichtbare Zeugnisse für den Glauben, die Frömmigkeit und den Gottesdienst vergangener Zeiten vom Mittelalter an bis in die Gegenwart: sie führen die Grundlagen und Traditionen, aus denen die Formen des heutigen Kultes erwachsen sind, eindringlich vor Augen. Alle diese so überaus vielfältigen Werke sind unverzichtbarer Teil eines größeren Ganzen, für das das Kirchengebäude das rahmende, schützende und umschließende Gehäuse bildet.

In die Erhaltung des Kirchengebäudes, um die sich vor allem die kirchlichen Bauämter bemühen, werden zu Recht beträchtliche Gelder investiert. Dabei gerät aber alles das, was mit dem Begriff Ornamenta ecclesiae, also Kirchenschmuck umschrieben ist, in der Regel in geradezu sträflicher Weise ins Hintertreffen.

Gründe für die Gefährdung

Die Gründe, die zum Untergang der überkommenen Kirchenausstattungen führen, sind vielfältig: das beginnt naturgemäß mit Verschleiß und Altersschwäche, aber vornehmlich werden sie verursacht durch Achtlosigkeit, Unverstand und überzogene Neuerungssucht: zu häufigen unvorsichtigen Gebrauch, zu rabiate Pflegemethoden, unsachgemäße Aufbewahrung, mangelnde konservatorische Betreuung oder falsche und übertriebene Restaurierung, wenn man nur an die Verhunzung vieler Goldschmiedearbeiten durch maßlose galvanische Neuvergoldung denkt.

Jedoch liegen die Wurzeln des Unheils, das vor allem die älteren "Ornamenta ecclesiae" in ihrem Bestand bedroht, viel tiefer: es fängt damit an, daß die Kenntnis davon fehlt, zu welchem Zweck diese Gegenstände und Geräte geschaffen worden sind – wie dies schon der Freiburger Theologe Joseph Sauer und Gründer der kunsthistorischen Sektion unserer Gesellschaft in seinem berühmten Buch "Symbolik des Kirchengebäudes" im Jahre 1902 beklagte. Das betrifft keineswegs nur die Studenten der Kunstgeschichte, nein, auch bei jüngeren Theologen sind Kenntnisse von der liturgischen

Funktion der im Gotteshaus überkommenen Ausstattung so gut wie nicht mehr vorhanden. Jedenfalls komme ich mir bei meiner Vorlesung "Mittelalterliche Kunstwerke und ihre liturgische Funktion" so vor, als ob ich über so etwas Fernes wie den Isis-Kult spräche. Die alten Ornamenta ecclesiae sind längst zu Objekten der Archäologie geworden, und zwar im wahrsten Sinn des Wortes, nämlich zur Kunde von alten Sachen, deren Sinn und Funktion wir Heutigen nicht mehr kennen.

Wie groß das Unwissen ist, zeigten kürzlich die Äußerungen des Moderators einer Sendung des WDR III in seiner Einführung zu der in verschiedenen Kirchen Münsters veranstalteten Ausstellung "Gegenbilder", als er von dem völlig unverständlichen älteren "sakralen Humbug" sprach.

Veränderungen der Liturgie

Doch ist es nicht allein diese Unkenntnis, vielmehr drohen allen älteren Werken Gefahren durch die Fortentwicklung der Liturgie, so verständlich und notwendig sie zweifellos ist. Denn die Reformen zeitigten – wie es das Konzil von Trient und das zweite Vaticanum zeigen – böse Folgen für viele ältere Gegenstände, die nun nicht mehr gebraucht werden und darum an andere Stellen versetzt, verändert, entfernt, verschenkt, verkauft oder gar verbrannt werden.

Beispiele für jetzt schon wieder bedauerten Modernismus und hausgemachten bilderstürmerischen Übereifer hat uns die jüngste Vergangenheit in großer Zahl geliefert. Die Folge davon ist, daß von Altarausstattungen des so verachteten späten 19. Jhs. im Gebiet der Diözesen Freiburg und Rottenburg nur etwa 8% den Bildersturm der letzten Jahrzehnte überstanden haben. Der Historiker, der ja mit Wellenbewegungen in der Geschichte vertraut ist, wundert sich nicht, wenn sich jetzt bereits schon Reue zeigt. Sich aus der eigenen Geschichte schleichen, ist zunächst leicht, nur holt sie einen irgendwann wieder ein. Andrerseits weiß der Historiker natürlich auch, daß sich jede Zeit die Werke schaffen muß, die sie für aussagekräftig und notwendig hält und daß dafür stets älteres weichen muß.

Ich möchte richtig verstanden werden: Es geht hier nicht um ein in Frage stellen von Reformen, auch nicht um ein Philosophieren über das Für und Wider von Alt contra Modern, sondern ganz pragmatisch darum: was tut man mit den Ornamenta ecclesiae, die bis vor kurzem Jahrzehnte, oft Jahrhunderte lang ihren Dienst im Gotteshaus erfüllt haben und die nun überflüssig oder

gänzlich abgeschafft sind wie Kanontafeln, Manipel, Kelchvelen, Kommunionbänke, Sakramenthäuser oder die kaum noch genutzten Hoch- und Nebenaltäre und die Kanzeln?

Außerdem gibt es Tendenzen, die ererbten alten Bauten samt Inhalt am besten ganz aufzugeben und durch neue, die modernen Vorstellungen mehr entgegenkommen, zu ersetzen. Da man sich heute den variablen Kirchenraum wünscht, versucht man sich in Lösungen gegen die Struktur der alten Bauten, wie es jetzt die von dem Schinkel-Schüler Friedrich August Stüler 1857–60 errichtete evangelische Trinitatis-Kirche in Köln vor Augen führt.

Desakralisierung

Es stellt sich also eindringlich die Frage: was tut man mit den ausgemusterten Geräten, etwa den Paramenten und den Vasa Sacra? Sollen Meßdiener als Sternsinger am Dreikönigstag mit abgehalfterten Pluvialien Verkleiden spielen, oder sollen Meßkelche, die oft genug gestohlen sind, auf dem Trödelmarkt landen? Um die Situation drastisch deutlich zu machen, zitiere ich aus einem Informationsblatt über den Diebstahl von Kirchengeräten, das vor einiger Zeit in französischen Kirchen auslag, als Beispiel für die Verweltlichung von Vasa sacra folgendes:

"Geweihte Kelche verwandeln sich in Gefäße für den Apéritiv, Ziborien dienen als Schmuckbehälter und Bonbonnieren, Monstranzen werden zu aufwendigen Lampen, Tabernakel zum Einbauschrank für Weinflaschen oder zur niedlichen Hausbar umfunktioniert".

Derartige Formulierungen sind durchaus nicht erst aus unserer heutigen Zivilisation erwachsen, denn bei dem Jesuiten Stephan Beissel liest man bereits im Jahre 1901 in einem "Kirchliche Denkmalpflege" überschriebenen Aufsatz: "Kanzeln wurden zu Büfetten, Altarteile zu Spiegelrahmen, Paramente zu Möbelbezügen".

Blickt man in die Kataloge gewisser Auktionshäuser, so kann man darin scharenweise Kelche, Monstranzen und Ziborien auch deutscher Provenienz finden. Als anschauliches Beispiel für die totale De-Sakralisierung dient mir der Prospekt einer Versteigerung im Hotel Beau-Rivage in Genf, auf dem man einen kostbaren Meßkelch aus Kloster Rheinau zwischen Weinflaschen (Château Lafite Jahrgang 1803) und Sèvres Porzellan sieht.

Vor einiger Zeit gab es in Köln einen Arzt, von dem der Kustos des Kölner

Domes sagte, ja, der hat mehr Kelche als der Kölner Dom (an die 150!). Wer will es dem Besitzer verdenken, daß er abends in fröhlicher Runde aus diesem reichhaltigen, billig erworbenen Sortiment von "Pokalen" Wein oder Cognac schlürft? Thomas Sternberg hat daher kürzlich zu recht an die im Buch Daniel überlieferte Geschichte erinnert, wie Belsazar die goldenen und silbernen Gefäße des jüdischen Tempels mißbrauchte.

Daher also die Frage: Kann eine solche De-Sakralisierung, gerade von Vasa Sacra und Meßgewändern, mit denen oft bis in die jüngste Zeit das Meßopfer gefeiert worden ist, aus kirchlicher Sicht wünschenswert sein? Oder: Kann die Kirche sich leisten, so unbedacht und lieblos die Wünsche der Stifter zu negieren, deren Gaben fast alle diese Werke ihre Entstehung, aber auch vielfach ihre Erhaltung verdanken bis hin zur aufopfernden Arbeit der Paramentenvereine vergangener Tage? Denn nahezu alle diese Ornamenta ecclesiae sind ja nicht anonym aus irgendeiner Kasse von der Kirchenverwaltung angeschafft worden, sondern sie sind von Gläubigen zu ihrem Seelenheil und möglichst zum ewigen Gebrauch der jeweiligen Kirche gestiftet worden, wie dies eine Fülle von Inschriften belegen wie etwa "Communis elemosyna me fecit" oder "perpetue permanetur ibidem in ecclesia". Diese Wünsche früherer Stifter gilt es nach Kräften – jedenfalls soweit wie möglich – zu respektieren.

Daher müßte diese Desakralisierung aus der Sicht der Kirchen – solange sie noch existieren – ein höchst fatales Ärgernis sein, gegen das es mit aller Kraft anzugehen gilt. Denn es sollte dem Selbstverständnis der Kirchen zutiefst widersprechen, wenn ihr Besitz in einer so beschämenden Weise verschleudert wird, vor allem wenn man bedenkt, daß viele Gegenstände, wie etwa die Vasa sacra, die Paramente oder die Kirchengebäude vor Beginn ihrer liturgischen Funktion vom Bischof geweiht worden sind.

In Schönheit sterben oder in irgend ein Museum?

Was also soll man angesichts so komplexer Probleme mit dieser lästigen ererbten Fülle tun? Am einfachsten ist es natürlich zu sagen: laßt sie doch in Schönheit sterben. Menschen müssen sterben, und ebenso lassen sich alte Dinge nicht ewig konservieren. Man erinnert sich da an eine bemerkenswerte Vorschrift der jüdischen Religion: Danach müssen zerrissene Thora-Rollen, im Prinzip alles, was den Namen Gottes trägt und nicht mehr gebraucht wird, vom Rabbiner bestattet werden, um Schindluder treiben zu vermeiden. Daher steht neben dem Kopierapparat in der Hochschule für jüdische Stu-

dien in Heidelberg ein Kasten mit der Aufschrift "Beerdigung", in den alle mißglückten oder überflüssigen Kopien hebräischer Texte kommen, die den Namen Gottes enthalten. Übrigens findet sich bereits um 1150 im Decretum Gratiani ein Passus, der vorschreibt, daß heilige Gefäße und Gewänder, die altersschwach geworden sind, verbrannt werden sollen.

Kompliziert wird die Sache rechtlich aber dadurch, daß heute viele, ja fast alle "Ornamenta ecclesiae" nach den meist nicht beachteten Paragraphen des Corpus iuris canonici wie nach den Gesetzen des staatlichen Denkmalschutzes erhaltenswerte Denkmäler sind. Wenn der Staat derartige Gesetzte erläßt, sollte man dann nicht den alten Kram am besten dem Staat übergeben? Vieles, namentlich in säkularisierten Stiftern und Klöstern gehört ja ohnehin ihm, soll er doch zusehen, wie er diese Antiquitäten aufbewahren und erhalten will.

Bliebe also nur das Museum – das staatliche oder städtische – als Endstation für ausrangierte und gefährdete kirchliche Objekte? Es ist jedoch eine Illusion zu glauben, man könne diese samt der konservatorischen Verantwortung so einfach als Leihgaben an Museen loswerden. Sicher, manche Museen würden sich mit Vergnügen einige Rosinen herauspicken, aber was geschieht mit der großen Masse?

Der wunde Punkt dabei ist: es handelt sich immer wieder um Gegenstände, die sich vieltausendfach gleichartig wiederholen, sodaß es sofort heißen wird: Kasel oder Monstranz: haben wir schon! Und Altarretabel lassen sich schon aufgrund ihrer Größe nicht in den nächstbesten Museumssaal transferieren. Selbst die Diözesanmuseen – wenn sie noch existieren und man nicht längst ihre Bestände öffentlichen Institutionen überlassen hat – sind mit den immer gleichen Gegenständen aller Art überfüllt. Müssen wir uns also in Zukunft – vor allem angesichts aufzugebender Kirchengebäude – auf Lagerhallen mit ausgedienten Ornamenta ecclesiae gefaßt machen?

Erhaltung am angestammten Platz

Es bleibt also jedenfalls nur die Möglichkeit, die "Ornamenta ecclesiae" am angestammten Platz im jeweiligen Gotteshaus oder in dessen unmittelbarer Nähe zu erhalten und sie – soweit es ihr Zustand erlaubt – gelegentlich im Gottesdienst zu verwenden. Diese Erhaltung am ursprünglichen Ort bringt wiederum eine Fülle von Problemen mit sich. Vor allem die Anpassung an heutige liturgische Bedürfnisse und die Einbindung moderner Werke führt zu

Konflikten mit der staatlichen Denkmalpflege, die meist einen historisch gewachsenen Zustand konservieren möchte.

Es ist daher nicht verwunderlich, wenn manche Pfarrer und Pfarrgemeinderäte schon auf das Wort Denkmalpflege allergisch reagieren und unter Unkenntnis der Gesetzeslage sagen: der Denkmalpfleger, gleich ob staatlicher oder kirchlicher Provenienz, kommt uns nicht in unsere Kirche, oder gar im Sinne des "brûler le Louvre" fordern: "schmeißt den alten Krempel weg". Die notwendigen Kompromisse lassen sich von beiden Seiten nur mit Respekt und Kenntnis erzielen, vorgefaßte Aversionen sind da wenig hilfreich.

Notwendigkeiten:

1. Inventarisierung

Grundvoraussetzung für die weitere Erhaltung ist die vollständige Inventarisierung des gesamten kirchlichen Besitzes, und zwar schriftlich wie photographisch.

Manch einer könnte nun einwenden, für diese Aufgabe der Inventarisierung und Restaurierung gibt es doch in unserem Lande die staatliche Denkmalpflege, die hat sich doch darum zu kümmern, was geht das also die Kirchen an? Das ist im Prinzip richtig, aber eben nur im Prinzip.

In der Tat zählt die Inventarisation zu den vornehmsten Aufgaben der Denkmalpflege. Auf diesem Gebiet sind seit mehr als einem Jahrhundert großartige Leistungen vollbracht worden. Nur, die meisten dieser Bände der "Bauund Kunstdenkmäler" deutscher Länder sind alt, manche schon über hundert Jahre. Vieles, vor allem jüngere, etwa nach der Renaissance entstandene oder künstlerisch angeblich nicht so wichtige Werke sind darin meist nicht aufgenommen, geschweige denn abgebildet. Die bislang publizierten Bände sind daher alles andere als vollständig und für manche Stadt- oder Landkreise überhaupt noch nicht erschienen. Für Bamberg eben jetzt! die ersten Bände.

Das liegt jedoch nicht am mangelnden Willen der zuständigen Denkmalämter, sondern an einer Verschiebung der Akzente. Denn schon seit längerer Zeit steht die Auflistung der architektonischen Denkmäler, die als Grundlage für die Erhaltungsmaßnahmen unabdingbar notwendig ist, gänzlich im Vordergrund. Daher muß man leider sagen, daß die staatliche Denkmalpflege sich der Inventarisierung etwa des kirchlichen Kunstbesitzes so gut wie nicht mehr widmen kann.

Deshalb müssen die Kirchen zur Selbsthilfe schreiten und ihren Besitz – die Größenordnung hatten wir eingangs schon mit etwa 10–12 Millionen Objekte beziffert – so wie früher bei den Visitationen nach genau festgelegten Rubriken "die Vasa sacra, Paramente, Altäre und Bücher" in eigener Regie verzeichnen. Das geschieht in einigen Diözesen auch mit Erfolg.

Doch was nützt selbst die gedruckte Inventarisierung, wenn etwa kostbare Abendmahlsgeräte einer evangelischen badischen Gemeinde, die dort vor 75 Jahren verzeichnet wurden, unter Mißachtung der Gesetzte des staatlichen Denkmalschutzes für die Mission nach Kamerun abgegeben wurden oder die Monstranz einer katholischen Kirche der Pfalz nach Paraguay gelangte? Immerhin plagte später die Gemeinden das Gewissen und inzwischen sind fast alle Stücke, nach einem 20jährigen Zwischenspiel in Afrika bzw. Südamerika, wieder in ihre angestammten Kirchen zurückgekehrt als kostbare Dokumente der eigenen Geschichte.

2. Ständige Überprüfung des Bestandes

Alle noch so fleißige Inventarisation bleibt letzten Endes nur beschriebenes Papier, wenn sie nicht – wie die eben geschilderten Beispiele zeigen – mit einer Visitation gekoppelt wird, die sich in regelmäßigen Abständen wiederholen muß, so wie es früher üblich war. Nur kann sie heute nicht mehr durch Theologen erfolgen, sondern dafür kommen am ehesten kundige Kunsthistoriker in Frage. Aber schon eine von einem ehrenamtlich tätigen Mitglied des Pfarrgemeinderates erarbeitete und ständig überprüfte Kartei samt dilettantischer Photographien wäre eine vorzügliche Hilfe und Grundlage – nicht zuletzt für die Kriminalpolizei.

3. Konservierung

Die staatliche Denkmalpflege ist ferner weitgehend nicht mehr in der Lage, sich um die Restaurierung oder auch nur die Konservierung der Ausstattung in den Kirchen zu bemühen, angesichts der geschätzten Größenordnung kein Wunder. Vieles wird – meist ohne Wissen des Denkmalamtes – durch oft zwar gut gemeinte, aber gänzlich unqualifizierte Maßnahmen verhunzt, in ihrem Wert gemindert, wenn nicht sogar zerstört, wie das etwa viele ästhetisch indiskutable Neufassungen von Bildwerken durch sogenannte "Kirchenmaler" vor Augen führen.

Daß die angemessene Pflege etwa von Vasa sacra und Paramenten nicht erst eine Erfindung lästiger Kunsthistoriker ist, kann man in dem reich illustrierten Buch "Kirchenschmuck" lesen, das – "allen Prelaten und Pfarrherren durch das gantze Bistumb Regenspurg sehr notwendig" – der Regensburger Domkapitular Dr. Jacob Müller 1591 (!) veröffentlicht hat. Dort finden sich höchst genaue Angaben, wie etwa die Kelche von den Geistlichen selbst zu pflegen und anschießend "in saubere newgewäschne Kelchsäck einzuwikkeln" seien. Auch beschreibt er, wie die "Meßgewand" in Schränken sorgfältig hängend aufbewahrt werden sollen, damit "sie von Schaben, Feuchtigkeit, Gestanck, Verwesung, Falten und Runtzlen rechter, sicherer, lenger und füglicher bewahret und versorget" werden können. Seiner ausgiebigen Beschreibung eines geeigneten "Kastens" ist ein großer Holzschnitt beigegeben.

Die Gefährdung am ursprünglichen Standort

Gerade in diesem Zusammenhang muß man sich vor Augen führen, daß es hier nicht nur um mehr oder minder kostbare liturgische Geräte geht. Vielmehr stehen die kostbarsten Werke deutscher Kunst nach wie vor in den Kirchen an dem Platz, den Auftraggeber und Stifter ihnen einst bestimmt hatten. Das ist allein schon aus historischer Sicht ein Vermächtnis allerersten Ranges. Es ist eine beklemmende Vorstellung, daß Kunstwerke ihren angestammten Platz verlassen müssen, weil die überflüssig gewordenen Kirchengebäude – wie es jetzt vielen evangelischen Kirchen Ostdeutschlands droht – geschlossen oder profaniert und wie in westlichen Regionen schon vorgekommen – z.B. in eine Turnhalle oder eine Disco verwandelt worden sind.

In England hat man daher bereits einen "Redundant Churches Fund" gegründet, der versucht, mit staatlichen und kirchlichen Mitteln wenigstens ausgewählte charakteristische Kirchen und ihre Ausstattung zu erhalten.

Häufig aber müssen Kunstwerke aus dem Kirchengebäude entfernt werden, weil aus Gründen der Sicherheit oder konservatorischen Gegebenheiten die Bewahrung am historischen Standort nicht mehr erlaubt werden kann. Vielfach sind die klimatischen Verhältnisse alles andere als angemessen. Insbesondere die Kirchenheizung oder die ultraviolette Strahlung der Sonne durch ungeeignete Fenster richten irreparable Schäden an.

Deshalb muß man sich immer wieder eine Binsenwahrheit ins Bewußtsein rufen: alle alten Gegenstände – ganz gleich, ob sie in einem Museum oder in einer Kirche aufbewahrt werden – sind Patienten, oder noch deutlicher gesagt: sie sind Insassen eines Altenpflegeheims, die ständiger Pflege bedürfen. Daher sind noch wichtiger als die Überprüfung des Bestandes regelmäßige Visitationen, die den jeweiligen Erhaltungszustand beobachten.

Nun muß ja nicht zu jeder Kirche ein Museum gegründet werden – Museen gibt es schon zu viele. In vielen Fällen wird der Besitz auch kaum für eine Schatzkammer, die diesen Namen verdient, reichen, denn deren Charakteristikum ist es ja seit jeher, daß sich in ihr Werke ganz verschiedenen Alters und Ranges vereinen mit der einzigen Gemeinsamkeit, daß sie alle der Liturgie in dieser Kirche gedient haben und teilweise sogar immer noch dienen.

Wir brauchen also statt des Dachbodens und der Abstellkammer für antiquierten Kram einen klimatisch akzeptablen Raum, in dem die Ornamenta ecclesiae sicher und würdig aufbewahrt, liturgisch und pastoral genutzt, gelegentlich – etwa an Sonntagen – gezeigt werden können, und zwar mit theologischen, nicht nur kunsthistorischen Erläuterungen.

Gelegentlicher Gebrauch

Das wirklich Entscheidende für die weitere Erhaltung des Überkommenen ist – soweit es der Zustand nur irgend erlaubt – der gelegentliche respektvolle Gebrauch im Gottesdienst. Benutzen und Bewahren liturgischer Geräte: das ist natürlich kein Widerspruch, dafür sind sie ja gemacht worden und deshalb sollten sie nach Möglichkeit ihre ursprüngliche Funktion auch behalten. Man muß ja nicht gleich wieder mittelalterliche Palmesel in die Pflicht nehmen. Sofern das nicht allein wegen des vordergründigen Interesses an der berühmten Antiquität geschieht, sondern vielmehr das alte Werk als sichtbares Zeichen ehrwürdiger kirchlicher Tradition präsentiert wird, dann ist eine solche gelegentliche Nutzung zu herausragenden Anlässen absolut legitim und wird auch von einsichtigen Restauratoren befürwortet.

Gegenwärtige Bemühungen der Kirche

Erfreulicherweise hat die kirchliche Denkmalpflege von höchster Stelle nachhaltige Unterstützung erhalten, weil der Papst 1989 eine "Pontificia commissio de patrimonio artis et historiae conservando" für die gesamte Weltkirche gegründet hat. Jetzt heißt diese – mit erweiterter Zuständigkeit – "Pontificia commissio de bonis culturalibus ecclesiae". Bereits vor 2 Jahren hat der Präsident der genannten Kommission, Erzbischof Marchisano, sich mit einem Rundbrief an die europäischen Bischofskonferenzen gewandt, in dem er nachdrücklich auf wenig erfreuliche Folgen des europäischen Binnenmarktes aufmerksam macht, da nun gestohlene Kunstwerke in alle Länder der Euro-

päischen Gemeinschaft unkontrolliert überführt und weiterverkauft werden können.

Als Erfolg der Arbeit der römischen Kommission kann inzwischen verbucht werden, daß man sich bei der Deutschen Bischofskonferenz dieser immensen Probleme angenommen hat. Angeregt vom Sekretariat der Bischofskonferenz und der päpstlichen Kommission für die Kulturgüter haben Fachleute am 1. März 1994 die "Charta der Villa Vigoni zum Schutz der kirchlichen Kulturgüter" verabschiedet, die sich an die Bischöfe in aller Welt richtet.

Neben grundsätzlichen Überlegungen zur Bedeutung des christlichen Kulturerbes der Menschheit werden in den 12 Punkten der Charta konkrete Notwendigkeiten benannt, wie wir sie hier auf Grund eigener langjähriger Erfahrungen formuliert hatten: nämlich Inventarisierung und Konservierung, beides durch geschulte Fachleute, Kontinuität der Nutzung, und schließlich die auch von uns immer wieder erhobene Forderung, daß jede Diözese eigene Konservatoren zum Schutz ihrer Kulturgüter besitzen sollte. Jetzt geht es darum, die vorgeschlagenen Maßnahmen auch zu verwirklichen.

Der theologische Aspekt der Aufgabe

Jedoch handelt es sich keineswegs um eine Aufgabe, die nur Denkmalpfleger und Kunsthistoriker bewegt. Vielmehr gehen die Probleme kirchlicher Denkmalpflege die Theologen selbst an. Auch das ist in der Charta der Villa Vigoni mit wünschenswerter Deutlichkeit zum Ausdruck gebracht, wenn es unter Punkt 4 heißt:

"Insbesondere muß die Kirche ihre Kulturgüter als wesentliche Quelle und wichtiges Instrument ihrer pastoralen Tätigkeit zur Re-Evangelisierung der heutigen Welt betrachten" und

5. "Die Bemühungen der Kirche für Schutz und Erhaltung ihrer Kulturgüter ist gerade in unserer Zeit besonders dringlich, um den aktuellen Säkularisationsprozessen ebenso entgegenzuwirken wie Verlusten und Profanierungen".

Daher sollte von theologischer Seite gründlich darüber nachgedacht werden, wie in einer Zeit, in der den Menschen die simpelsten Grundkenntnisse der christlichen Religion abhanden gekommen sind, die in den Kirchen überkommenen Werke in die pastorale Arbeit einbezogen werden können, etwa in dem Sinne, wie es einer der großen Liturgiker des 13. Jahrhunderts, Bischof Durandus von Mende, ausgedrückt hat:

"Picturae et ornamenta in ecclesia sunt laicorum lectiones et scripturae". In einer Wiener Übersetzung aus dem späten 14. Jahrhundert lautet diese Stelle: "Die gemelte und der chirchen czierunge seindt der layen schrifte und lecze". Diese Worte sind nach wie vor aktuell.

Es ist doch Tatsache, daß die Gottesdienste immer weniger besucht werden, die Menschen aber die Kirchengebäude und ihren Inhalt in hellen Scharen besichtigen, wenn auch mit immer weniger Verständnis. Daraus sollte man Konsequenzen ziehen. Wir brauchen daher nicht nur kunsthistorische, sondern theologische Kirchenführer!

Ausbildung von Theologen und Kunsthistorikern

Das setzt jedoch angemessene Kenntnisse von christlicher Kunst bei den Theologen voraus, nicht so sehr von der eigentlichen Kunstgeschichte, sondern eher von den Bildinhalten und der liturgischen Funktion der Werke. Doch damit ist es katastrophal bestellt, zumal es Lehrstühle für christliche Kunst und für Liturgiegeschichte an den theologischen Fakultäten so gut wie nicht mehr gibt. Auch das Fach Christliche Archäologie, so wie es sich heute versteht, nämlich als Archäologie des 1. Jahrtausends im Mittelmeerraum, ist längst nicht mehr an theologischen Fakultäten angesiedelt. Ihre Lehrveranstaltungen werden von Priesteramtskandidaten nicht besucht, wie eine Umfrage der Bischofskonferenz ergab.

Deshalb müßten Einführungen in die christliche Kunst wieder zum Lehrprogramm der theologischen Fakultäten gehören, wie dies von der genannten päpstlichen Kommission mit Nachdruck gefordert wurde. Diese Gedanken wurden kürzlich von der Arbeitshilfe Nr. 115 der Bischofskonferenz zum Thema "Kunst und Kultur in der theologischen Aus- und Fortbildung" aufgenommen. Nur ist es immer schwer, wenn nicht gar aussichtslos, einmal verlorenes Terrain wiederzugewinnen. Denn was sollen die armen Theologen während ihres Studiums inzwischen noch alles lernen?

Sie werden jetzt wahrscheinlich sagen: aber wir haben doch diese Kunsthistoriker, die müssen doch so etwas wissen! Nur, die Kunstgeschichte des Mittelalters, ja die Geschichte aller christlichen Kunst ist längst zu einer "Randgruppe" unseres Faches geworden, wie es unser Berliner Kollege Reiner Haussherr 1987 ausgedrückt hat. Nicht zuletzt deshalb, weil die Kunsthistoriker gezwungen sind, in den "Proseminaren wenigstens Teile des Religionsunterrichtes nachzuholen. Die Zeiten – so Haussherr – in denen man sich

auf der evangelischen Seite auf ein Vertrautsein mit der Bibel, auf der katholischen dagegen auf gute Kenntnisse der Liturgie verlassen konnte, sind wohl endgültig vorbei". Christliche Kunst taugt ganz und gar nicht für heute modische Erörterungen wie etwa ein Seminar zum Thema "Geschlechterrolle. Prototypische Liebespaare in der Kunst des 18.–20. Jahrhunderts". Und im übrigen glaubt die überwiegende Zahl unserer Studenten, daß Kunstgeschichte allenfalls bei Picasso begänne. Dafür braucht man sich auch nicht so antiquierte Kenntnisse anzueignen, denn die Kunst des 20. Jahrhunderts ist ja nicht gerade sonderlich christlich.

Machen wir uns also nichts vor: Kenntnisse von christlicher Kunst sind zur Zeit jungen Theologen wie Kunsthistorikern überaus schwer nahezubringen. Welche Defizite aus der geschilderten Situation für die Zukunft erwachsen, mögen Sie sich selbst ausmalen.

Anfang vom Ende?

Der schleichende Untergang der ererbten "Ornamenta ecclesiae" ist unser Vortrag überschrieben. Inzwischen werden Sie gewiß bemerkt haben, daß in dem Wort ererbt eine Anspielung steckt, nämlich auf das bei dergleichen Festreden allzuoft zitierte Goethe-Wort "Was du ererbt von Deinen Vätern" … Nun Sie wissen natürlich, wie es weiter geht. Dieses berühmte Zitat hatte auch Paul Keppler, der spätere Bischof von Rottenburg, auf das Titelblatt seines Buches "Württemberg's kirchliche Kunstalterthümer" gesetzt und dies zweifellos mit größtem Ernst, denn das war vor 106 Jahren, also im Jahre 1888.

Ob sich jetzt – am Ende des 2. Jahrtausends – mit all diesen Bemühungen, seien sie nun von kirchlicher oder privater Seite, das rollende Rad der Geschichte noch anhalten oder zumindest verlangsamen läßt? Ob das Christentum noch die Kraft hat, die ererbte Fülle seiner Denkmäler zu bewahren, mehr noch, sie lebendig, also weiterwirkend zu erhalten? Zweifel sind durchaus angebracht. Etwa wenn da eine Denkmalschutzzeitschrift jubelt mit der effektvollen Überschrift "gerettet!", fragt man sich, in welchem Sinne ist die Dorfkirche in Brandenburg gerettet: als totes Denkmal einer untergegangenen Religion?

Da heute meist nur die Kirchengebäude im Mittelpunkt der denkmalpflegerischen Bemühungen und Diskussionen stehen, muß verhindert werden, daß diese allein als sinnentleerte Architekturhülsen überleben. Vielmehr muß

unser Bestreben dahin gehen, dafür zu sorgen, daß diese historisch gewachsene Einheit von Architektur und Ausstattung – und das ist Last, Verpflichtung und Chance zugleich – auch zukünftig für ihre kirchliche Aufgabe erhalten werden kann.

Kirchliche Vorschriften, Empfehlungen, Anregungen zu diesem Thema sind gut. Jetzt geht es darum, daß sie nicht nur bedrucktes Papier bleiben, vergilben und selbst Geschichte werden. Wünschen wir uns, daß die "Ornamenta ecclesiae" würdig weiterleben, daß sie nicht in profanen Museumssälen auf mennigrot oder schwarz gestrichenen Stahlplatten, in gläsernen Schneewittchen-Särgen, Lagerhallen oder gar in Privatsammlungen als Überreste einer fast untergegangenen Religion präsentiert werden, ja dann bedarf es nicht nur des Geldes, sondern der aus ehrlicher Überzeugung erwachsenen engagierten, sachkundigen Mitwirkung, zu der Sie alle nachdrücklich aufgerufen sind.

the contract of the contract o

* Autoropean Index

The best of the best of the second se

De la company de

Walter Schmitt Glaeser

Über Ursachen politisch motivierter Privatgewalt und ihre Bekämpfung

Damit Gerechtigkeit zu Recht wird und Recht bleibt, muß die Gewalt beim Staat sein. Dies ist eine sehr späte Einsicht im Leben staatlicher Gemeinschaften, geboren aus der Erfahrung einer langen und leidvollen Geschichte. Es ist die grundlegende Einsicht des modernen Staates und sein Wesensmerkmal.

In diesem Sinne sprechen wir heute vom Gewaltmonopol des Staates und der Friedenspflicht des Bürgers.

I. Das Faktum Gewalt

Diese Friedenspflicht wurde in den letzten 25 Jahren immer wieder gebrochen, mit Vehemenz und gutem Gewissen. Ein Ende der Gewalt ist nicht abzusehen.

Es war die Zeit der Notstandsgesetze, 1968, als die politisch motivierte Gewalt in den Universitäten begann. Die Skala reichte von Vorlesungsstörungen über Sachbeschädigungen bis zu tätlichen Angriffen gegen Professoren und Hochschulpersonal. 1970 kam dann der Terror der Roten Armee Fraktion (RAF). Er reichte von Brandanschlägen auf Kaufhäuser bis zu gezielten Hinrichtungen von Personen. Viele Namen stehen für schreckliche Assoziationen: Jürgen Ponto, Hanns Martin Schleyer, Alfred Herrhausen, Detlev Karsten Rohwedder, um nur einige der Opfer zu nennen. Daneben gab es eine breite Palette unfriedlicher Verhaltensweisen unterhalb der Schwelle des Terrorismus. Allerdings läßt sich diese Art von politisch motivierter Gewalt nur typologisch von der rein terroristischen trennen. In der Praxis vermischen sie sich häufig. Symptomatisch für solche Mischformen ist das Feld der sog. Demonstrationen. Die Aktionen reichen hier von Sitzblockaden über

Vgl. dazu etwa H. Steinberger, Konzeption und Grenzen freiheitlicher Demokratie (1974), S. 199 ff.; J. Isensee, Staat und Verfassung, in: Isensee/Kirchhof (Hrsg.), Handbuch des Staatsrechts I (1987), § 13, RdNr. 44 m.w.N. – Zur geschichtlichen Entwicklung siehe etwa E.-W. Böckenförde, Die Entstehung des Staates als Vorgang der Säkularisation, in: ders., Staat, Gesellschaft, Freiheit (1976), S. 42 ff. – Zum Typus des modernen Staates: Herbert Krüger, Allgemeine Staatslehre, 2. Aufl. (1966), S. 1–134.

die Errichtung von Barrikaden und weitreichenden Sachbeschädigungen bis hin zu Angriffen auf Personen, insbesondere Polizeibeamte, mit Molotow-cocktails und gezielten Schüssen. Nicht weniger gewalttätig verliefen manche Tarifauseinandersetzungen, z.B. im Jahre 1984, und die anfangs der 80er Jahre geschaffenen exterritorialen Räume, wie z.B. die "Hamburger Hafenstraße", existieren immer noch.² Selbst Richter und Staatsanwälte ließen sich zu gewaltsamen Aktionen hinreißen. Das entwürdigende Spektakel der sog. Richterblockade von Mutlangen am 12. Januar 1987 wird – so hoffe ich – als Schandfleck des Rechtsstaates kommenden Generationen ein abschreckendes Beispiel sein.³

1991 hat sich dann jäh ein neues Feld tiefgreifend-menschenverachtender Gewalttätigkeiten eröffnet, die nun mehr den Hütten als den Palästen gilt.

II. Die "rechte" Gewalt

Beginnen wir mit dieser zuletzt genannten, vor allem in Politik und Medien als rechts oder rechtsextremistisch gekennzeichneten Gewalt. Zum Teil sieht man in ihr eine Renaissance nationalsozialistischer Ideologie.⁴

Es geht um die Gewalt vornehmlich jugendlicher Täter gegen Ausländer bzw. Asylbewerber, gegen Armutsflüchtlinge und deutschstämmige Aussiedler, zuweilen auch gegen Juden, alte Menschen, gegen Behinderte, Homosexuelle, Stadtstreicher.⁵ Auf Szenenbeschreibungen kann ich verzichten. Die Namen Hoyerswerda, Rostock, Mölln und Solingen mögen genügen, um die entsprechenden Assoziationen zu wecken.

Die Verurteilung dieser Gewalt war von Anfang an erfreulich allgemein und eindeutig; ohne Übertreibung kann man sogar sagen: sie geht nicht selten bis zur Gnadenlosigkeit. Die Front der Massenmedien ist ebenso geschlossen wie die der Kirchen, der Gewerkschaften und der politischen Amtsträger.

Dazu W. Schmitt Glaeser, Private Gewalt im politischen Meinungskampf, 2. Aufl. (1992),

5) E. Werthebach, Lage der Inneren Sicherheit aus Sicht des Verfassungsschutzes, NWVBl. 1994, S. 203 f.

²) Vgl. etwa Die Welt vom 10.02.1994; Bayernkurier vom 19.02.1994, S. 3; FAZ Nr. 50 vom 01.03.1994, S. 5 und Zeit-Fragen Nr. 6 (April 1994), S. 4 f.

⁴⁾ Ich will mich gegen die ebenso eingeschliffene wie antiquierte Ortsmetapher links-rechts nicht wehren (dazu U. Beck, Die Erfindung des Politischen, 1993, S. 229 ff.), zumal es aussichtslos wäre und sie immerhin für die Gewaltszene in Deutschland noch einigen Erklärungswert besitzt.

Die Scham und das Gefühl der Schande ist allgemein, die Bezeichnung der Täter als "Pöbel", "Verbrecher", "Absud des Nationalsozialismus"6 kann nicht eindeutiger ausfallen. Allgemein sieht man den Rechtsstaat gefordert und verlangt eine "Kampagne aller Staatsgewalt"7; der Zentralrat der Juden will eine "europäische Polizeikommission" für den Kampf gegen den Rechtsextremismus.8 Die sonst in bestimmten Kreisen der Gesellschaft so verbreitete Angst vor einem zu starken Staat scheint bei der Bekämpfung des rechten Terrorismus wie weggeblasen. Der Staat, vor kurzem noch der "strukturellen Gewalt" bezichtigt und als Unterdrückungsorgan "fortschrittlicher Kräfte" verleumdet10, soll nunmehr "Zähne zeigen" und "Berufsverbote" verhängen¹¹. Von "wehret den Anfängen" ist die Rede¹², Deklarationen werden verfaßt13 und Dokumentationen erstellt14. Fernsehstationen (z.B. der Hessische Rundfunk) senden Spots "Gegen Gewalt und Fremdenhaß". Unter dem gleichen Motto finden bundesweit Demonstrationen und Protestveranstaltungen statt, nicht selten mit hohen Repräsentanten der Öffentlichkeit, zuweilen sogar mit dem Bundespräsidenten. 15 Talk-Shows im Fernsehen, Veranstaltungen an Hochschulen, Seminare im Rahmen von Filmfestspielen¹⁶ sollen das Problem deutlich machen und verarbeiten.

Dies alles kann nur unterstützt werden. Gewalt, in Besonderheit terroristische, muß mit allen rechtsstaatlichen Mitteln bekämpft werden, auch mit den Mitteln der Massenmedien und insbesondere durch eine klare und eindeutige Haltung aller gesellschaftlichen und politischen Kräfte.

Freilich: Nicht selten hat man doch den Eindruck der Übertreibung, so etwa, wenn Jürgen Möllemann (F.D.P.) den Einsatz der Bundeswehr verlangt¹⁷, Bundesaußenminister Kinkel (F.D.P.) meint, rechtsradikale Gewalttaten

7) H. Prantl, a.a.O., Anm. 6.

8) Siehe FAZ Nr. 176 vom 01.08.1994, S. 4.

10) Dazu W. Schmitt Glaeser, a.a.O. (Anm. 3), S. 65 ff.

14) Z.B. CDU-Dokumentation "Rechts-Rock- und Skin-Magazine", siehe FAZ Nr. 31 vom 06.02.1993, S. 2.

16) Z.B. bei den 15. Internationalen Grenzfilmtagen in Selb, siehe Nordbayerischer Kurier vom

21.04.1992, S. 4.

⁶⁾ Siehe etwa Süddeutsche Zeitung vom 30.09.1991 und H. Prantl, Eine deutsche Pubertät, in: Süddeutsche Zeitung vom 10.10.1991.

⁹⁾ Vgl. W. Kowalsky, Rechtsaußen ... und die verfehlte Strategie der deutschen Linken (1992),

¹¹⁾ Vgl. W. Kowalsky, a.a.O. (Anm. 9), z.B. S. 69: mangelnde Glaubwürdigkeit der Linken.

So z.B. Jochen Vogel (SPD), in: FAZ Nr. 228 vom 01.10.1991, S. 2.
 Z.B. "Nürnberger Deklaration" gegen Fremdenhaß und Rechtsextremismus, siehe Frankfurter Rundschau vom 04.03.1993.

November 1992 (dazu Berliner "Tageszeitung" vom 10.11.1992) und bei der Lichterkette in Rostock am 31. Januar 1993 (dazu FAZ Nr. 26 vom 01.02.1993, S. 4).

¹⁷) Siehe FAZ Nr. 238 vom 14.10.1992, S. 7.

hierzulande machten es deutschen Politikern schwer, chinesischen oder türkischen Politikern Menschenrechtsverletzungen in deren Ländern vorzuhalten¹8, oder wenn die Ausschreitungen gegen Asylbewerberwohnheime mit den Judenprogromen vom 19. November 1938 verglichen werden.¹9 Ein solcher Vergleich wird der lückenlos-perfide, von Staats wegen geplanten Brutalität der Judenprogrome sicher nicht gerecht.

Bemerkenswert ist zudem, daß Gewalt linker Provinienz, und sie gibt es — wie den Verfassungsschutzberichten des Bundes und der Länder zu entnehmen — in diesen Jahren auch, oft heruntergespielt, nur am Rande erwähnt und gerne als ebenso gerechte wie notwendige Gegenwehr, insbesondere "gegen rechts" nahegebracht wird. Das Anzünden von Autos, Brandanschlägen auf Wohnungen und Versammlungsräume, auch das "Abfackeln" ganzer Häuser und das Töten von Menschen sind Mittel dieses sog. Antifachistischen Kampfes. ²⁰ Propagiert wird daneben gesellschaftliche Ächtung und Entzug des Arbeitsplatzes²¹, womit sich wiedereinmal erweist, wie sehr sich die Extreme berühren. ²²

Richtig ist allerdings, daß die rechtsextremistische Gewalt in den letzten Jahren an Quantität und Intensität bedrohlich zugenommen und mit der Gewalt

¹⁸) Siehe FAZ Nr. 115/20 D vom 19.05.1994, S. 1/2.

So geschehen im Jahre 1991 in einer öffentlichen Erklärung der bayerischen Landesverbände der SPD, F.D.P. und Grünen sowie DGB, DAG, Caritas und Israelitischer Kultusgemeinde. Siehe Main-Echo vom 9./10.11.1991. Dazu St. Dietrich, Die Guten und die Bösen, in:

FAZ 300/92 D vom 28.12.1991, S. 1: "völlige Sinnesverwirrung".

W. Kowalsky, a.a.O. (Anm. 9), insbes. S. 47 ff., 61 ff.
 Mit Besorgnis muß auch vermerkt werden, daß die gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen Links- und Rechtsextremisten zunehmen; dazu U. Backes / E. Jesse, a.a.O. (Anm. 20), S. 395 ff.

Vgl. U. Backes / E. Jesse, Politischer Extremismus in der BR Deutschland (1993), S. 189 f., 222; H.-H. Knütter, Die Faschismuskeule. Das letzte Aufgebot der deutschen Linken (1993), S. 48 ff., S. 143 ff.; E. Werthebach, a.a.O. (Anm. 5), S. 203 f. Dabei geht es keineswegs nur um Rechtsextremisten, sondern immer häufiger schlicht um politisch Andersdenkende, also um Meinungs- und Gesinnungsterror, z.T. unterstützt von Medien; dazu: Für Transparenz der Medien (TM) 12/Dezember, S. 1 f.; Zeit-Fragen Nr. 5 (März 1994), S. 4; FAZ Nr. 124 vom 31.05.1994, S. 5; FAZ Nr. 30 vom 05.02.1994, S. 27; Die Welt vom 10.02.1994; Zeit-Fragen Nr. 8 (Juni 1994), S. 8. Opfer sind z.B. Rainer Zitelmann, Ernst Nolte, Katharina Rutschky, Jörg Haider (FPÖ), Manfred Brunner (BFB), Botho Strauss, Hans Magnus Enzensberger. Der Gesinnungsterror hat inzwischen auch die Schulen erreicht und richtet sich gegen "rechte" Lehrer. Aufschlußreich: Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (Hrsg.), M. Bernhardt / E. Dingeldey / C. Lohmann / K. Winkel, Basismodell Sekundarstufe I. Was Kinder und Jugendliche lernen sollen (1993) und dazu Zeit-Fragen Nr. 7 (Mai 1994), S. 9 f.

linker Provenienz gleichgezogen, sie zeitweilig sogar übertroffen hat.23 Das führte zu verstärkten staatlichen Anstrengungen zur Bekämpfung des Rechtsextremismus, unter anderem in Form von vereinsrechtlichen Verboten, Verbotsanträgen gegen Parteien, schnellen gerichtlichen Abschlüssen von Strafverfahren mit zum Teil hohen Strafen. Das im Verhältnis zur Gewaltbekämpfung des Linksextremismus durchaus konsequente Vorgehen hat die rechtsextremistische Szene erheblich verunsichert und seit 1993 zu einem - freilich noch keineswegs zufriedenstellenden - Rückgang der Gewalttaten geführt.24

Nur als irreführend kann daher die Behauptung gewertet werden, die Justiz und die anderen Staatsgewalten seien "auf dem rechten Auge blind". Die Legende stammt aus der Weimarer Zeit und hat mit der heutigen Wirklichkeit nichts mehr zu tun. Dies wurde von kompetenter Seite vielfältig nachgewiesen²⁵ und ist überdies offenkundig. Ausnahmen gibt es natürlich auch hier.

Im übrigen kann der Eifer und die Rigorosität nur erfreuen, mit der rechtsextremistischen Bewegungen hierzulande verfolgt werden, freilich: es nimmt auch Wunder.

III. Die "linke" Gewalt

Das Befremden bezieht sich auf die Tatsache, daß der Charakter unserer freiheitlichen Ordnung als "streitbare Demokratie" vielen nur als "Abwehr gegen rechts" zu vermitteln ist. Gegen die linken und linksextremistischen Gewalttätigkeiten, eindeutig dominant von etwa 1968-1990, war keine geschlossene Front zu erringen. 26 Vielfach war die Resonanz auf diese Art der

²³) Dies dürfte jedenfalls für das Jahr 1992 gelten, in dem beim Bundesamt für Verfassungsschutz 2584 Gewalttaten mit erwiesener oder zu vermutender rechtsextremistischer Motivation erfaßt wurden, darunter 17 Todesopfer. Die Zahlen und vor allem der Vergleich mit linksextremistischen Gewalttaten sind allerdings aus verschiedenen Gründen nicht gesichert: dazu Verfassungsschutzbericht 1992, etwa S. 24 f. und Verfassungsschutzbericht 1993, S. 23 (jeweils hg. vom Bundesminister des Innern). Vgl. auch U. Backes / E. Jesse, a.a.O. (Anm. 20), S. 180

und R. Focken, Genaue Zahlen sind ungenau, in: FAZ Nr. 82 vom 08.04.1994, S. 4.

Vgl. E. Werthebach, a.a.O. (Anm. 5), S. 210 f. und Verfassungsschutzbericht 1993, S. 14,

<sup>Z.B. von R. Wassermann, Ist die Justiz auf dem rechten Auge blind?, NJW 1994, S. 833 ff. Vgl. etwa auch U. Backes / E. Jesse, a.a.O. (Anm. 20), S. 390 f.; W. Kowalsky, a.a.O. (Anm. 9), S. 57 ff.; E. Werthebach, a.a.O. (Anm. 5), S. 201 ff.
Zur ineffektiven und zögerlichen Bekämpfung des Linksterrorismus: J. Neander, Terror der "sympathisch" war, in: Die politische Meinung, 38. Jg., Heft 279 (März 1993), S. 48 ff.</sup>

Gewalt von mildtätigem Verständnis, mannigfaltigen Rechtfertigungsversuchen und mancherlei Förderung gekennzeichnet. Das galt für die wissenschaftliche Literatur, für die Politik und zum Teil sogar für die Rechtsprechung.

Dazu nur wenige Anmerkungen²⁷: Der von der IG Druck und Papier 1984 eingeleitete Arbeitskampf mit seinen zahlreichen Gewalttätigkeiten, einschließlich schwerer Körperverletzungen, fand "Verständnis" bei Abgeordneten der SPD. Im Blick auf die Blockade der Auslieferung von Zeitungen wurde in Frage gestellt, daß ein gesellschaftlicher Schaden dadurch entstanden sei, daß einige Druckerzeugnisse die Leser nicht erreicht hätten. Und man könne auch fragen, so ein Abgeordneter der SPD, ob diejenigen, die im Arbeitskampf stünden, nicht das recht hätten, das Erscheinen bestimmter (!) Produkte zu verhindern, die gegen sie polemisierten. Der CDU und der F.D.P. wurde unter Applaus der SPD-Fraktion vorgeworfen, sie stünden "auf der Seite der Aussperrer, der Unternehmer, die diese Rechtsordnung zerstören wollen, um ihre Rechte durchzusetzen". ²⁸

Selbst die Rechtsprechung ist keineswegs geschlossen, wenn es um die Bekämpfung von Gewalt geht. Nur bei physischer Gewaltsamkeit wird die bürgerliche Friedenspflicht prinzipiell ernstgenommen und die strikte Geltung des staatlichen Gewaltmonopols betont. Irritationen beginnen dort, wo es nicht um ein mehr oder minder brutales Zuschlagen, sondern um diffizilere Formen einer gewaltsamen Einwirkung zwischen Menschen geht, der Täter mit nur geringem Kraftaufwand einen psychisch determinierten Prozeß in Lauf setzt und dadurch einen unwiderstehlichen Zwang auf das Opfer ausübt, also insbesondere bei den Blockaden in ihren unterschiedlichen Formen. Hier gibt es viele Wenn und Aber. Als zentrale "Einbruchstelle" erweist sich der Nötigungstatbestand des § 240 StGB mit seiner Verwerflichkeitsklausel in Abs. 2, wonach eine Nötigung auch mit Gewalt nur dann rechtswidrig ist, wenn ihre Anwendung zu dem angestrebten Zweck als verwerflich anzusehen ist. Das Oberlandesgericht Köln hat dabei den Begriff des "edlen Endzwecks" kreiert.29 Je edler der Endzweck, desto eher werden die Mittel geheiligt bzw. die Nötiger freigesprochen. Wohl in Anlehnung an die Sentenz Bert

²⁷) Ausführlich dazu W. Schmitt Glaeser, a.a.O. (Anm. 3), S. 61 ff.

²⁹) FAZ Nr. 245 vom 05.07.1984, S. 1.
²⁹) E vom 22.07.1985, NJW 1986, S. 2443/2444.

Brechts: "Was ist schließlich der Einbruch in eine Bank gegen die Gründung einer Bank?", heißt es in einem Beschluß des AG Esslingen kurz und bündig: 30 "Was ist schließlich die nur um einige Stunden verzögerte Auslieferung eines Presseerzeugnisses wie der Bild-Zeitung gegenüber der staatsbürgerlich gebotenen Auflehnung gegen Pressekonzentration und Meinungsdiktat?" Die Erosion rechtsstaatlichen Denkens reicht bis ins Bundesverfassungsgericht hinein. In der Brokdorf-Entscheidung³¹ etwa wird die Friedlichkeitsschranke für Versammlungen in Art. 8 Abs. 1 GG so restriktiv interpretiert, daß sie kaum mehr Relevanz gewinnen kann und eine strikte Bekämpfung gewalttätiger Demonstrationen seitdem nicht mehr möglich ist. In der Sitzblockaden-Entscheidung vom 11. November 1986³² wird sogar der Eindruck erweckt, daß der nicht weiter definierte "zivile Ungehorsam" unter gewissen Umständen die strafrechtliche Nötigung rechtfertigen kann.

Von besonderer Qualität sind schließlich die Rechtfertigungsversuche linker Gewalt in der Literatur. Statt vieler will ich hier nur Jürgen Habermas33 nennen, der den Rechtsstaat (!), nicht etwa die Diktatur oder Tyrannei, so verstehen will, daß er von seinen Bürgern keinen unbedingten, sondern nur einen "qualifizierten Rechtsgehorsam" fordern dürfe. Er sieht zwar, daß ein so verstandener Rechtsstaat vor der "paradoxen Aufgabe" steht, das Mißtrauen gegen ein in legalen Formen auftretendes Unrecht schützen und wachhalten zu müssen, obwohl es eine institutionell gesicherte Form nicht annehmen kann. Aber Habermas hat die Auflösung parat. Er findet sie "in einer politischen Kultur, die die Bürgerinnen und Bürger mit der Sensibilität, mit dem Maß an Urteilskraft und Risikobereitschaft ausstattet, welches in Übergangsund Ausnahmesituationen nötig ist, um legale Verletzungen der Legitimität zu erkennen und um notfalls aus moralischer Einsicht auch ungesetzlich zu handeln". Die politische Kultur fungiert hier also gleichsam als "Heiliger Geist" der Rechtswissenschaft, der die Erleuchtung bringt und das wahre Recht erkennen läßt. Solchermaßen auf festem Boden stehend, ist der Weisheit letzter Schluß leicht zu ziehen: "Wenn die Repräsentativverfassung vor Herausforderungen versagt, die die Interessen aller berühren, muß das Volk in Gestalt seiner Bürger, auch einzelner Bürger, in die originären Rechte des

³⁰) E vom 22.10.1968, JZ 1968, S. 800/802.

³¹⁾ E 69, 315 ff. Dazu ausführlich W. Schmitt Glaeser, a.a.O. (Anm. 3), S. 80 ff., insbes. 92 ff.
32) E 73, 206 ff. Dazu ausführlich W. Schmitt Glaeser, a.a.O. (Anm. 3), S. 99 ff., insbes. S. 103 f.
33) Ziviler Ungehorsam – Testfall für den demokratischen Rechtsstaat. Wider den autoritären

Legalismus in der Bundesrepublik, in: P. Glotz (Hrsg.), Ziviler Ungehorsam im Rechtsstaat (1983), S. 29 ff. – Vgl. im übrigen die ausführlichen Nachweise bei W. Schmitt Glaeser, a.a.O. (Anm. 3), S. 62 ff.

Souverans eintreten dürfen. Der demokratische Rechtsstaat ist in letzter Instanz auf diese Hüter der Legitimation angewiesen".³⁴

Habermas hat – soweit ich sehe – seine Konstruktion der Gewaltrechtfertigung nicht zurückgenommen, auch nach 1991 nicht. Er will sie aber offensichtlich auf die rechte Gewalt nicht angewendet wissen, denn diese wird nun bedingungslos verurteilt. Er zögert auch nicht, den gleichen Staatsanwälten und Richtern, denen er wegen der Bestrafung linker Gewalttäter autoritären Legalismus vorgeworfen hatte³⁵, nunmehr bei der Verfolgung rechter Gewalttäter zögerliches Vorgehen und das Fällen verständnisvoller Urteile vorzuhalten.³⁶

Diese gespaltene Haltung ist weit verbreitet und wird mehr oder minder kunstvoll begründet.³⁷ Letzten Endes aber dürften sie auf *Marcuses* Theorie von der "repressiven Toleranz"³⁸ zurückgehen, die uns die vorsätzliche Einseitigkeit dieses Denkens in schamloser Deutlichkeit vermittelt: Im Rahmen einer bestehenden politischen Ordnung, die von struktureller Gewalt geprägt sei, könne sich Toleranz – so meint *Marcuse* – nur in besonders perfider Weise als repressive Toleranz auswirken und sei daher abzulehnen. Befreiende Toleranz müsse daher "parteilich intolerant" sein "gegenüber den Wortführern des unterdrückenden status quo"³⁹. Das aber könne nur heißen: "Befreiende Toleranz würde Intoleranz gegenüber Bewegungen von rechts bedeuten und Duldung von Bewegungen von links". Dementsprechend fordert er, "daß rückschrittlichen Bewegungen die Toleranz entzogen wird, *ehe* sie aktiv werden können, daß Intoleranz auch gegenüber dem Denken, der Meinung und dem Wort geübt wird (Intoleranz vor allem gegenüber den Konservativen und der politischen Rechten)". ⁴⁰

Was macht terrorfähig? fragt H. Lübbe (Freiheit statt Emanzipationszwang, 1991, S. 35): "Von speziellen psychischen Prädispositionen einmal abgesehen ist es der Fanatismus der Gewißheit, in Kenntnis des einen, was fällig und überfällig wäre, zu sein, während das Volk in den Verfahren der formalen Demokratie fortfährt, seine Verderber zu wählen, somit seine Zukunft zu verspiegeln, seine wahren Freunde zu verkennen, die sich mühen, sich den Fesseln formalen Rechts zu entwinden. Die Entgrenzung des Rechts zur politischen Aktion durch Befreiung von den Formalien der Verfahren demokratischer Politik und des Rechts – das ist die Figur illiberaler Selbstermächtigung zur Gewalt."

A.a.O. (Anm. 33), S. 43.
 Die zweite Lebenslüge der Bundesrepublik: Wir sind wieder "normal" geworden, in: Die Zeit Nr. 51 vom 11.12.1992, S. 48.

Vgl. z.B. H.G. Jaschke, Gefahr für die Demokratie?, in: Das Parlament 44. Jg./Nr. 15, S. 1.
 H. Marcuse, Repressive Toleranz, in: Wolff / Moore / Marcuse (Hrsg.), Kritik der reinen Toleranz, 9. Aufl. (1978), S. 91 ff.

 ³⁹⁾ H. Marcuse, a.a.O. (Anm. 38), S. 97.
 40) H. Marcuse, a.a.O. (Anm. 38), S. 120 f.

Wir sollten uns an dieser Stelle auch noch einmal darin erinnern, wieviel Sympathie sich in manchen Kreisen der linke Terror von Anfang an erfreute. In der Stuttgarter Zeitung vom 28. Oktober 1968 z.B. finden sich über die Pfarrerstochter Gudrun Ensslin, die mit ihren selbstgefertigten Brandsätzen einen Schaden von mehr als 2 Millionen Mark verursacht hatte und - genau wie viele der rechtsextremistischen Brandstifter von heute - nicht wissen konnte, ob dabei ein Mensch zu Schaden kommt, erstaunliche Sätze. Beispielsweise heißt es dort: "Hier tritt, wenn auch im Bereich des Verbrechens, der Täter für ein besseres Recht ... auf den Plan. Der Angeklagte von heute kann, wenn die Revolte glückt, der Held von morgen sein".41

International bekannt wurde neun Jahre später, direkt nach der Ermordung Siegfried Bubacks, der Fall "Mescalero". Unter diesem Pseudonym hatte ein Göttinger Student damals in einer Studentenzeitung seine "klammheimliche Freude" über die Tat der RAF geäußert und lediglich bedauert, daß man Bubacks Gesicht nun "nicht mehr ins Verbrecheralbum aufnehmen" könne. Inhalt und Sprache dieses Pamphlets hinderten damals 43 deutsche Hochschullehrer nicht, als Herausgeber für die weite Verbreitung dieses aus Haß und Menschenverachtung entstandenen Textes - als, wie es hieß, Diskussionsgrundlage - zu sorgen. Ermittlungsverfahren gegen sie u.a. wegen Volksverhetzung verliefen im Sande. 42

Aus der Zeit der - ihres "edlen Endzweckes" wegen - so verständlichen Gewalttätigkeiten stammt auch der nachhaltige Abbau normativer Abwehrmöglichkeiten, z.B. die Zurücknahme des Staatsschutzrechtes Ende der 60er Jahre⁴³, die Neuregelung des Demonstrationsstrafrechts im Dritten Strafrechtsreformgesetz des Jahres 1970⁴⁴ oder die äußerst divergierenden Meinungen über den Charakter der Sitzblockaden als gewaltsame Nötigung. 45 Seit dem Aufkommen rechtsradikaler Gewalt hört man viele Klagen über diese sog. Liberalisierung gerade aus jenen gesellschaftlichen Kreisen, die für den Abbau vornehmlich verantwortlich waren. Die mangelnde Effektivität der Verfolgung und Bestrafung wird nun Justiz und Polizei angelastet. 46 Freilich wiederum nur, wenn rechtsextremistische Gewalt in Frage steht. Dage-

42) J. Neander, a.a.O. (Anm. 41), S. 60.

Dazu H.-D. Schwind / J. Baumann, a.a.O. (Anm. 44), S. 879 ff., RdNrn. 43 ff.
 Vgl. dazu auch R. Wassermann, a.a.O. (Anm. 25), S. 835 ff.

⁴¹⁾ Zitiert nach J. Neander, Terror, der "sympathisch" war, in: Die politische Meinung, 38. Jg., Heft 279 (Februar 1993), S. 60.

 ^{8.} StRÄndG vom 25.06.1968, BGBl. I, S. 741.
 Vom 20.05.1970, BGBl. I, S. 505; dazu H. Tröndle, Die Vernachlässigung und die Ausbeutung des Rechtsstaates in unserer Zeit. Betrachtungen eines Strafrechtspraktikers, in: W. Böhme (Hrsg.), Gewalt oder Recht? (1982), S. 40 ff., insbes. S. 43 ff.; H.-D. Schwind / J. Baumann (Hrsg.), Ursachen, Prävention und Kontrolle von Gewalt, Bd. II, S. 904 ff., RdNrn. 106 ff.

gen findet viel Zustimmung z.B. die linksterroristische "Autonome Antifa (M)" Göttingen und sie gedeiht prächtig. Sie zählt – wie Stefan Dietrich berichtet⁴⁷ – inzwischen rund 800 paramilitärisch ausgerüstete Schläger mit vermutlicher Verbindung zur RAF. Mit ihren sog. Demonstrationen gegen rechts beherrschen sie die Straße, wann immer sie wollen, auch ohne behördliche Genehmigung. Und sie schlagen alles kurz und klein, wann immer es ihnen paßt. Sozialdemokraten, Grüne, Gewerkschaftler, bekennende Christen und neuerdings auch PDS-Anhänger finden sich ein, wenn die Autonomen zum Kampf gegen den Faschismus aufrufen.

IV. Ursachen und Gegenstrategien

Was ist zu tun, um die Gewalt zurückzudrängen, sie zu minimieren? Ganz ausrotten werden wir sie nicht können, denn der Mensch ist nun einmal auch ein gewalttätiges Wesen.⁴⁸

Schon seit geraumer Zeit sinnt man auf Abhilfe. Die bislang verschriebenen Rezepturen zeigen wenig bis gar keine Wirkung. 49 Ein Grund dafür dürfte in der Tatsache zu sehen sein, daß bislang nicht einmal Mindestvoraussetzungen einer erfolgreichen Gewaltbekämpfung beachtet wurden. Auf zwei dieser nicht erfüllten Mindestvoraussetzungen will ich eingehen.

1. Mindestvoraussetzungen

a) Dies ist zum einen die bedingungslose Gewaltablehnung. Unter zivilisierten Menschen müßte sie eigentlich eine Selbstverständlichkeit sein. Aber sie ist es nicht.

Die Destabilisierung normalen Bürgerbewußtseins begann schon Mitte der 60er Jahre, so z.B. wenn Ralf Dahrendorf⁵⁰ verkündete: "Für die Verfassung der Freiheit ist die Herrschaft des Rechts weniger wichtig als die Lebendigkeit

⁴⁷) In Göttingen bläst die "Autonome Antifa" zum Angriff auf den verhaßten Staat, in: FAZ Nr. 183 vom 09.08.1994, S. 3.

⁵⁰) Gesellschaft und Demokratie in Deutschland (1965), S. 235.

Daher hat es auch noch nie eine völlig gewaltfreie Gesellschaft gegeben. Vgl. etwa R. Wassermann, Politisch motivierte Gewalt in der modernen Gesellschaft. Herausforderungen und Antworten (1989), S. 13 f., 16.

⁴⁹) Insgesamt ist die Gewalt eher größer und brutaler geworden. Dazu K. Farin / E. Seidel-Pielen, "Skin-heads" (1993); G. Eisenberg / R. Gronemeyer, Jugend und Gewalt (1993); B. Seite, Drohung von rechts, in: Die politische Meinung, 39. Jg., Heft 290 (Januar 1994), S. 24 ff.; Der Spiegel 3/1994, S. 70 ff.

des Konflikts." Als dann die Gewalttätigkeiten zur Zeit der Notstandsgesetzgebung an den Universitäten begannen und später zunehmend auch in den allgemein-gesellschaftlichen Bereich getragen wurden, bemühte man sich vielseitig mit rabulistischer Beflissenheit, tatsächlich verübte Gewalt zu verdecken, wegzudefinieren oder zu verharmlosen. 51 Ich erinnere an die Differenzierung nach Gewalt gegen Personen und Gewalt gegen Sachen, nach passiver und aktiver Gewalt, nach ihrer Intensität (ein "bißchen Gewalt") und ich erinnere an die zahlreichen Verbrämungsbegriffe, die man den Gewalttätigkeiten wie republikanische Purpurmäntel lebendiger Demokratie über die Schultern legte. Von "unkonventionellen Formen der politischen Willensbildung" als Zeichen einer "reifen politischen Kultur", von "zivilem Ungehorsam", "passivem Widerstand" war die Rede und von den "Mitteln der Straße", die den "Bürger in seiner Ruhe" aufschrecken sollen, wobei man unwillkürlich an einen Lausbubenstreich denken muß.52

Diese dem Verfassungsgebot des staatlichen Gewaltmonopols strikt zuwiderlaufende Strategie der Gewaltdesensibilisierung wurde bis 1990 verfolgt, mit zunehmender Raffinesse und viel Erfolg. Bestimmte Gewaltsamkeiten gewannen mit den Jahren so etwas wie Normalität, Betriebsbesetzungen beispielsweise oder Straßenblockaden. In den Geruch der Unanständigkeit kann geraten, wer diese angeblich so "lebendigen" und selbstverständlichen "demokratischen" Proteste als Gewalt bezeichnet, zumal wenn damit "richtige", "edle" Ziele verfolgt werden.

Wie sehr solche Machenschaften den Kern unserer freiheitlichen Ordnung trafen, wurde manchem erst so ganz bewußt, als 1991 Gewalttäter einer anderen politischen Couleur auf den Plan traten, die nun z.B. die Abschreckung von Asylbewerbern durch deren brutale Traktierung zu ihrem Ziel erklärten. Ein breiterer Konsens für die Friedlichkeit unseres staatlichen Gemeinwesens gegen jede Art von Gewalt drängte sich auf. Aber die Chance wurde vertan.

Nach wie vor verweigert sich ein beträchtlicher Teil der Gesellschaft, zumal im intellektuellen Milieu, und viele Medien, der an sich selbstverständlichen Erkenntnis, daß die Gewalt gleichsam ein "Phänomen ohne Eigenschaft" ist, und es daher nicht darauf ankommt, für welche Ideologie Gewalt instrumentalisiert wird. Das Links-Rechts-Schema ist hier völlig deplaziert und verstellt den Blick auf das Wesentliche. Das Problem ist allein die Gewalt, sie ist weder links noch rechts, sie ist schlicht Barbarei und muß entsprechend behandelt werden.

Dazu ausführlich W. Schmitt Glaeser, a.a.O. (Anm. 3), insbes. S. 21 ff., 61 ff. Zu dieser Sprach- und Denkverwirrung W. Schmitt Glaeser, a.a.O. (Anm. 3), S. 70 f. m.N.

Dies wäre endlich zu lernen, zumal die Ziele, die mit der politisch motivierten Gewalt verfolgt werden, sich gleichen, wie ein faules Ei dem andern: ob kommunistisch, rassistisch oder (neo-)nationalsozialistisch, einig ist man sich in der Ablehnung und Verachtung des freiheitlich-demokratischen Kanons an Werten und Verfahrensregeln, gemeinsam ist die hartleibige Frontstellung gegen unsere offene Gesellschaft und der feste Vorsatz, sie mit allen Mitteln zu beseitigen.⁵³

Trotzdem: unser Demokratieverständnis ist, wie *Uwe Backes* und *Eckhard Jesse*⁵⁴ in ihrem großangelegten Werk über politischen Extremismus resümieren, nur nach rechts absolutistisch, nach links ist es gleichsam relativistisch, und dementsprechend halbherzig ist auch die Abwehrbereitschaft gegen politisch motivierte Gewalt. Manche meinen sogar das Grundgesetz für ihre einseitige Sicht instrumentalisieren zu können, nämlich Art. 139, der lautet: "Die zur 'Befreiung des deutschen Volkes von Nationalsozialismus und Militarismus' erlassenen Rechtsvorschriften werden von den Bestimmungen dieses Grundgesetzes nicht berührt."

Diese Vorschrift ist aber weder eine "Grundsatzaussage über die Haltung des GG gegenüber nationalsozialistischen und verwandten (z.B. faschistischen) Staatsauffassungen"55 noch eine Art "Sondervorschrift nach rechts"56, sondern eine Ausnahme- und Übergangsvorschrift, die ihre Wirkung mit Ende der Entnazifizierung (1953) verloren hat. ⁵⁷ Gerade ihre Existenz und dieser Charakter als Ausnahme- und Übergangsvorschrift zeigen mit aller Deutlichkeit, daß die grundgesetzliche Abwehrbereitschaft in der Normalsituation nach keiner Richtung blind ist. Die streitbare Demokratie, wie sie vor allem in Art. 9 Abs. 2, 18 und 21 Abs. 2 GG ihren Ausdruck findet, ist gegen jede Art von Totalitarismus gerichtet, gleichgültig, ob es sich dabei um Kommunismus oder Faschismus handelt. Die heute zu beobachtende Einseitigkeit der Abwehrbereitschaft nach rechts und der Duldsamkeit nach links ist weniger als die "halbe Wahrheit"; sie ist politisch äußerst gefährlich und verstößt nicht nur gegen den Geist, sondern auch gegen den Wortlaut des Grundgeset-

⁵³⁾ Vgl. auch U. Backes / E. Jesse, a.a.O. (Anm. 20), S. 225 ff., 241.

A.a.O. (Anm. 20), S. 430.
 So jedoch A. Hamann, in: Hamann / Lenz, Das Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland, Kommentar, 3. Aufl. (1970), Art. 139, Anm. A und W. Abendroth, in: Abendroth / Behrisch / Düx / Römer / Stuby, Der antifaschistische Auftrag des Grundgesetzes (1974), S. 18.

<sup>G. Stuby, Demokratie und Recht (1973), S. 158.
So die allgem. M. Vgl. etwa G. Dürig, in: Maunz / Dürig, Kommentar zum GG, Art. 3 Abs. I, RdNr. 274; R. Herzog, ebenda, Art. 139; H. Hecker, in: v. Münch (Hrsg.), GG-Kommentar, Bd. 3, 2. Aufl. (1983), Art. 139, RdNr. 12 sowie Th. Meder, Die Verfassung des Freistaats Bayern, Handkommentar, 4. Aufl. (1992), Art. 184.</sup>

zes. Die Mindestvoraussetzung der bedingungslosen Gewaltablehnung ist Verfassungsgebot.

b) Die andere Mindestvoraussetzung wäre eine unvoreingenommene Erforschung und Aufdeckung der Ursachen für Gewalt.

Nicht nur bei den Gewalttätigkeiten, die als rechtsextremistisch gekennzeichnet werden, ist die Frage zu stellen, inwieweit dabei wirklich politische Motive eine Rolle spielen. Die Frage muß um so dringender aufgeworfen werden als die Gewalt insgesamt zunehmend den Charakter des Alltäglichen anzunehmen scheint. Wir begegnen der Gewalt immer öfter als eine Verhaltensform, "die keine Begründung mehr braucht und kaum noch mehr als einen zufälligen Anlaß". 58

Bei der linksextremistischen Gewalt der ersten beiden Jahrzehnte nach 1968 konnte man allerdings mit Fug und Recht politische Beweggründe bejahen, objektiv wie auch im Selbstverständnis der Gewalttäter. Aber schon bei der (links-)"autonomen" Szene in Berlin und anderswo⁵⁹ sind Zweifel angebracht, ob es wirklich um politische Anliegen oder im Kern nicht einfach um Gewalt der Gewalt wegen geht, um Spaß am Prügeln und Zerstören, linke Parolen eher Provokation als Motivation bedeuten.⁶⁰

Nicht weniger Zweifel sind angebracht, wenn es um die sogenannte rechtsextremistische Gewalt geht. In der seriösen Literatur wird zunehmend erkannt, daß diese Gewalt ihre Ursache – gewiß nicht nur, aber doch vornehmlich – in einer sozialen Erosion hat, hervorgerufen durch die Zermürbung der herkömmlichen Sozialisationsinstanzen, insbesondere der Familie, der Schule und der Kirchen. 61 Bloße Bierkneipenschläger sind diese Jugendlichen 62 freilich auch nicht. Immerhin suchen sie sich politische Symbole, unter denen die Barbareien begangen werden, und sie streben nach Öffentlichkeitswirksamkeit mit einem politischen Dekor, der in besonderem Maße provoziert. (Vielleicht handelt es sich bei der Verwendung von NS-Symbolen sogar um die

59) Dazu W. Schmitt Glaeser, a.a.O. (Anm. 3), S. 52 ff.

62) Verfassungsschutzbericht 1993, S. 94: Die meisten Täter sind unter 21 Jahren.

⁵⁸⁾ K. Adam, Die Alltäglichkeit der Gewalt, in: FAZ Nr. 122/21 D vom 28.05.1994, S. 1. Er fährt fort: "Die neue Brutalität ist wortlos, spontan und unverhältnismäßig in der Wahl ihrer Mittel. Sie scheint keinem Zweck mehr zu dienen, sondern ihre Erfüllung in sich selbst zu finden". Vgl. auch W. Lamparter, in: Eisenberg / Gronemeyer, a.a.O. (Anm. 49), S. 49 ff. Symptomatisch für "zweckfreie" Gewalt z.B. die von Punks ausgerufenen "Chaos-Tage" in Hannover mit der Aufforderung an die Teilnehmer, die Stadt in "Schutt und Asche" zu legen; s. FAZ Nr. 182 vom 08.08.1994, S. 1, 21.

<sup>U. Backes / E. Jesse, a.a.O. (Anm. 20), S. 221: Überwindung der inneren Leere.
Vgl. insbes. G. Eisenberg / R. Gronemeyer, a.a.O. (Anm. 49); W. Kowalsky, a.a.O. (Anm. 9), z.B. S. 68, 89 f.; F. Schenk, Bewegung ohne Ziel, in: FAZ Nr. 175 vom 30.07.1994. Weitere Nachweise bei W. Schmitt Glaeser, a.a.O. (Anm. 3), S. 40.</sup>

Verletzung eines der letzten Tabus dieser Gesellschaft.) Insoweit läßt es sich rechtfertigen, diese Gewalt als in einem weiteren Sinne politisch motiviert zu bezeichnen. Aber die Orientierung ist mehr eine labilgefühlsmäßige, die Motivation dumpf und kaum ideologiegetragen. Was den Bezug zum Nationalsozialismus angeht, so läßt sich zwar eine gewisse Kontinuität einzelner Elemente und Ideen ausmachen, nicht aber eine insgesamt wirkmächtige Verbindung zu diesem Ideengut in seiner Gesamtheit. Die verwendeten Uniformen, die Grußformeln und die Rituale dienen – so Joachim Fest – "offenkundig nur als Kostüm. Seine Anstößigkeit soll diejenigen schrecken, die überall Wiedergänger am Werk sehen und nichts anderes wissen, als sich gegen gesellschaftliche Erscheinungen von heute mit den Begriffen von gestern zu wappnen."

Ist diese Diagnose richtig, und fast alles spricht dafür, so dürfte die heute wieder einmal auf breiter Front strapazierte Uralt-Strategie des "antifaschistischen Kampfes" so ungeeignet und verfehlt sein wie nur möglich, zumal sie global nicht nur gegen Gewalttäter, sondern überdies ganz allgemein "gegen rechts" angewendet wird. 65 Nach dem ebenso kläglichen wie verheerend-folgenreichen Zusammenbruch des "real existierenden Sozialismus" mag dieser Kampf für Unbelehrbare eine Art Bestätigung sein, mit der man das eigene Lager stabilisieren, Selbstgewißheit und auch etwas Selbstzufriedenheit zurückgewinnen kann. 66 In diesem Bedürfnis dürfte auch ein Grund für die Tatsache zu finden sein, daß rechte Bewegungen in Deutschland unter dem Vergrößerungsglas stehen, 67 Berichte über rechte Gewalttaten nicht selten übertrieben und Vorverurteilungen gang und gäbe sind. Hinzu kommt, daß manche Medienberichte über rechtsextremistische Ausschreitungen gestellte Szenen (gegen Bezahlung) wiedergeben. 69

Die schwierige Freiheit (1993), S. 60.
 Dazu M. Wolffsohn, Der Ungeist der heutigen Streit-Kultur, in: TM 5 + 6/1994, S. 12.

Dazu A. Pfahl-Traughber, Unter dem Vergrößerungsglas, in: FAZ Nr. 170 vom 26.07.1993, S. 23.

68) U. Backes / E. Jesse, a.a.O. (Anm. 20), S. 120 f.

⁶³⁾ So überzeugend W. Kowalsky, a.a.O. (Anm. 9), S. 28 ff. m.w.N. Vgl. auch G. Eisenberg / R. Gronemeyer, a.a.O. (Anm. 49), z.B. S. 10 ff., 16 f.

W. Kowalsky, a.a.O. (Anm. 9), S. 30 ff., 35. Vgl. auch H.-H. Knütter, a.a.O. (Anm. 20); W. Brezinka, Der Begriff der Gewalt, in: Die politische Meinung, 39. Jg., Heft 290 (Januar 1994), S. 31 ff.; G. Löwenthal, Antifa marschiert, in: Deutschlandmagazin, 26. Jg., Nr. 5 (Mai 1994), S. 16; A. Barin, in: Focus 18/1994, S. 114: "Der Rechtsruck ist eine Erfindung linker Journalisten".

Dazu bereits W. Schmitt Glaeser, a.a.O. (Anm. 3), S. 40 sowie den in Die politische Meinung (38. Jg., Heft 278, Januar 1993, S. 37) dokumentierten Brief des nordrhein-westfälischen Innenministers an den deutschen Presserat, in dem es u.a. heißt: "... ich muß mittlerweile sogar den Eindruck gewinnen, daß es bei der Berichterstattung sowohl für die Print- wie auch für die elektronischen Medien alltägliche Praxis geworden ist, Rechtsextremisten und Neonazis dafür zu bezahlen, daß sie sich termingerecht und individuell für jeden Auftraggeber buchstäblich in Pose setzen."

Auf diese Weise läßt sich Gewalt natürlich nicht bekämpfen. Die Strategie wirkt vielmehr kontraproduktiv und problemverschärfend: Zum einen deswegen, weil die in Frage stehende Gewalt in den meisten Fällen im Kern nicht politisch motiviert ist; politische Gegenparolen müssen daher ins Leere gehen. Zum anderen deswegen, weil bei einer stereotypen Stigmatisierung vor allem von Jugendlichen als "rechtsextremistisch" und "rassistisch" die Gefahr einer self-fulfilling prophecy besteht; vorhandene Anlagen können bewußt gemacht und verstärkt werden. 70 Einiges spricht tatsächlich dafür, daß die penetrante Stigmatisierung manch' diffusen Gewalttäter zum strammen Rechtsextremisten gewandelt hat. Hinzu kommt, daß es offenbar immer noch oder schon wieder auch allzuviele Unbelehrbare rechtsextremistischer Provenienz gibt, die nur darauf warten, diese jugendlichen Gewalttäter auf ihre Seite zu ziehen.

Man verstehe mich nicht falsch: Die Gefahr des politischen Extremismus ist groß, freilich nicht nur des Extremismus von rechts, sondern zumindest in gleichem Maße von links. 71 Diese Gefahr ist so groß, wie Menschen unberechenbar sind, die bereit sind, Konflikte mit Gewalt auszutragen; sie kann aber nicht an Nazisymbolen festgemacht werden. 72 Das ist nur der Vordergrund, Maskerade. 73 Wir sollten uns von seiner provozierenden Gestaltung nicht dazu verleiten lassen, den Aktionismus an die Stelle der Analyse zu setzen. Vor allem in der Politik und in den Medien hat man sich dieser Analyse bis heute im wesentlichen verweigert. Die öffentlichkeitswirksamen Äußerungen und Diskussionen werden - pointiert formuliert - hauptsächlich mit Sprechblasen bestritten, die auf einem Arsenal von Textbausteinen beruhen, die je nach Anlaß unterschiedlich kombiniert werden können. Guter Wille, jedenfalls was die Abwehr sog. rechtsextremistischer Gewalt betrifft, sei unterstellt. Aber guter Wille allein nützt nichts, er nützt auch dann nichts, wenn er mit "Lichterketten", "Solidaritäts-Gala", "Rockkonzerten gegen rechts" und dem vermehrten Einsatz von Sozialarbeitern untermauert wird. Das sind zwar dem Grundsatz nach gute und richtige Signale, aber "Plakatmoral", so meinen Eisenberg / Gronemeyer74, "die uns aus Anzeigen und Werbespots entgegenkommt, wird jene Moral nicht ersetzen können, die traditionellerweise die Kinder aus ihren Familien mit ins Leben brachten". Sie plädieren für eine Denkpause.

In der Tat: Sie ist nötig, denn offensichtlich haben wir uns verrannt.

⁷⁰) Dazu überzeugend W. Kowalsky, a.a.O. (Anm. 9), S. 70, 72 f., 153.

W. Kowalsky, a.a.O. (Anm. 9), S. 68: Hakenkreuzschmiererei als verklausulierter Hilferuf.

H.M. Enzensberger, Aussichten auf den Bürgerkrieg (1993), S. 26 ff.

A.a.O. (Anm. 49), S. 8 f.

⁷¹⁾ Viele sind mit guten Gründen der Auffassung, trotz des Anwachsens rechter Gewalt in den letzten Jahren sei die Gefahr des Linksextremismus nach wie vor größer: so z.B. H.-H. Knütter, a.a.O. (Anm. 20), S. 8 ff., 88 ff., 138 ff.; E. v. Loewenstern, Gewalt gegen jedermann, in: H. Vinke, Mit zweierlei Maß (1981), S. 50; E. Werthebach, a.a.O. (Anm. 5), S. 204.

2. Analyse

Wenn das Denken in der Pause etwas bringen soll, dann müssen wir uns zunächst um den richtigen Anfangsbefund bemühen, denn wer das erste Knopfloch verfehlt, knöpft die ganze Jacke schief. Dabei können wir, gleichsam zur Entlastung der weiteren Überlegungen, jene politischen Gewalttäter vorweg abhandeln, die das klare Ziel haben, die freiheitlichdemokratische Ordnung der Bundesrepublik durch ein totalitäres Staatssystem (gleich welcher Art) zu ersetzen. Dieser Tätertyp ist gefährlich, aber die "streitbare Demokratie" des Grundgesetzes ist auf die Abwehr totalitärer Bestrebungen grundsätzlich eingerichtet, wenn auch manche normative Lücke zu beklagen ist. Noch mehr besteht ein Problem darin, daß die entsprechenden Schutzvorkehrungen nicht immer eine konsequente und effektive Anwendung erfahren. Darauf kann ich hier nicht weiter eingehen.

Es dürfte aber auf der Hand liegen, daß vor allem die zögerliche und mangelhafte Umsetzung verfassungsschützender und gewaltabwehrender sowie gewaltsanktionierender Normen etwas mit der Verunsicherung staatlicher Organe in ihrem freiheitlich-demokratischen Selbstwertbewußtsein zu tun hat. Darum könnte sich nun die Klage über das Wegbröckeln elementarer Grundwerte und die Verringerung des Minimalkonsenses anschließen. Tatsächlich liegt hier auch der oben apostrophierte "richtige Anfangsbefund". Allerdings müssen wir uns dabei von den im Zusammenhang mit dem Phänomen des Minimalkonsenses häufig auftretenden Romantizismen und Nostalgien freihalten.

Zum Beispiel kann ich die Auffassung von Wulff D. Rehfus⁷⁹ nicht teilen, daß das Zeitalter der Aufklärung zu Ende gekommen, die Aufklärung kollabiert und die Vernunft ruiniert sei, so daß ein neues Weltbild erfunden werden müsse. Viel näher läge etwa die Erkenntnis, daß der integrierend wirkende christliche Glaube erst in diesem Jahrhundert Schritt für Schritt seine für die Rechtsordnung stützende Kraft verloren hat, so daß wir erst jetzt so ganz auf die Vernunft verwiesen und auf uns selbst als rationales Wesen zurückgeworfen sind. Aber wie immer die Deutung lauten mag: Wir können und sollen nicht mehr zurück in die Einheit des mittelalterlichen Weltbildes. ⁸⁰ Auch soll

G. Bertram, Minima non curat praetor?, NJW 1994, S. 1046.
 S. etwa Art. 9 Abs. 2, 18, 21 Abs. 2 GG, §§ 81 ff., 84 ff. StGB.

Dazu schon oben Ziff. III a.E.
Dazu etwa H.-D. Schwind / J. Baumann, a.a.O. (Anm. 44), Bd. I, S. 128 ff.; H. Sendler, Der Rechtsstaat im Bewußtsein seiner Bürger, NJW 1989, S. 1761 ff.; W. Schmitt Glaeser, a.a.O. (Anm. 3), S. 126 ff. m.w.N.

Die Vernunft frißt ihre Kinder (1990).
 Dazu auch H. M. Enzensberger, a.a.O. (Anm. 73), S. 36 ff.

die Vernunft kein Ersatz für die göttliche Gnadenordnung sein; sie ist ein weltanschaulich geprägter Begriff, und es gibt daher - entgegen der rationalen Naturrechtslehre - nicht nur eine Vernunft, sondern viele konkurrierende "Vernünfte", zwischen denen im Interesse eines friedlichen Zusammenlebens in der staatlichen Gemeinschaft vertretbare Kompromisse zu finden sind. Darin besteht das Programm einer offenen, pluralistischen Gesellschaft.81

Mit diesem Programm kommen nach wie vor viele nicht zurecht, vor allem diejenigen nicht, die - wie z.B. Ulrich Beck82 - den Zweifel als die Substanz der Vernunft erkennen wollen. Die 1968 getroffene skeptische Feststellung Adolf Arndts83, es sei geschichtlich noch nicht bewiesen, daß eine offene Gesellschaft existenzfähig ist, hat nichts von ihrem warnenden Charakter verloren. Das Risiko liegt in den hohen Anforderungen, die ein freiheitlicher Staat an seine Bürger stellt. In der geschichtlich und aktuell vielfach verbürgten Erkenntnis, "daß eine Politik des Wahrheitsanspruchs für die Orientierungsbedürftigkeit der Menschen keine oder nur schreckliche Antworten bereithält"84, verlangt er vom einzelnen als republikanischer Persönlichkeit nicht nur die Selbstverantwortung des Freiheitsgebrauchs, sondern auch die Selbstfindung des Lebenssinnes, auf dessen Basis wiederum der ethische Grundkonsens gefunden werden muß, ohne den der moderne Staat nicht lebensfähig ist. In diesem Sinne hat bekanntlich gerade der Staat des Pluralismus von Voraussetzungen zu leben, deren Beständigkeit er nicht garantieren kann.85

Schon die Selbstfindung des Lebenssinnes ist mit großen Schwierigkeiten verbunden, zumal die Aufklärung im und durch den modernen Verfassungsstaat nicht nur die das Individuum befreiende Trennung von Religion und Politik herbeiführen konnte, sondern zugleich auch ursächlich ist für die Schwächung und Zerfaserung christlicher Selbstverständnisse, so daß die Sehnsucht des Menschen nach Geborgenheit in einer Hoffnung, die auf Jenseitiges, auf Transzendentes gerichtet ist, von dieser Seite immer weniger gestillt werden kann. Auch die Privatisierung des Lebenssinnes ist keine einfache Prozedur, nach dem seine Schöpfung und Erhaltung bis weit in dieses Jahrhundert hinein, in der ehemaligen DDR bis zum Ende der 80er Jahre, Sache von Staat und Gesellschaft war. Zugleich soll der privatisierte Lebenssinn der Bürger über-

82) A.a.O. (Anm. 4), S. 249 ff.

⁸¹⁾ Vgl. auch B. Rüthers, Das Ungerechte an der Gerechtigkeit (1993), S. 52 ff., 140; J. Fest, a.a.O. (Anm. 64), S. 73.

<sup>R.a.O. (Allil. 4), S. 247 II.
A. Arndt, Strafrecht in einer offenen Gesellschaft, 47. DJT (1968), Bd. II, S. J 6.
J. Fest, a.a.O. (Anm. 64), S. 74.
E.-W. Böckenförde, a.a.O. (Anm. 1), S. 60; ders., Der Staat als sittlicher Staat (1978), S. 367; W. Schmitt Glaeser, a.a.O. (Anm. 3), S. 163 ff.</sup>

dies konstituierend sein für den ethischen Grundkonsens, und schließlich ist die in einer Gemeinschaft notwendige Anerkennung des Mitmenschen in seiner Sinnhaftigkeit nur zu erwarten, wenn man in dem eigenen Leben einen Sinn erkennen kann.

Viele, vor allem Jugendliche, und es werden offenbar immer mehr, durchschauen die Zusammenhänge nicht, sie finden keine Orientierung und bräuchten Hilfe. Aber Hilfe finden sie kaum. Wie ist es z.B. mit den Institutionen und moralischen Ordnungsmächten? Werden sie ihrem Auftrag gerecht, kennen sie ihn überhaupt noch? Kennt ihn z.B. die Schule noch, in der mehr reformiert wird als erzogen; oder die Kirchen: Wie weit reicht ihre Politisierung, ihre Verweltlichung, wie weit werden sie noch ihrem geistlichen Auftrag gerecht? Wie steht es mit der Keimzelle des Staates, der Familie, wie mit dem Theater oder gar mit den elektronischen Medien, bei denen eine nicht unerhebliche Zahl den Eindruck erweckt, als hätte sie sich auf die Vernichtung von Werten und die Auflösung von Orientierungsmarken spezialisiert; ⁸⁶ und sie haben mächtig Erfolg damit, so daß inzwischen bei uns die große Beliebigkeit herrscht: möglich ist alles und nichts – anything goes.

So aber kann der Mensch nicht leben. Er braucht Werte und Verbindlichkeiten, er braucht Orientierung und er wird sie sich holen, mit Gewalt, wenn er sie anders nicht bekommt. In seinem Buch "Die schwierige Freiheit" schildert Joachim Fest87 die unterschiedlichen Erscheinungsformen dieser Suche nach Halt und Orientierung; von den vagabundierenden Ausdrucksformen einer entfremdeten Spiritualität (Sektenwesen, alchimistische Gebetskreise, östliche Meditationstechniken) über neue "Gefühlskulturen" (Blumenkinder, New Age, Bagwhan) bis zu den "unter widersprüchlichen Vorzeichen sich zusammenrottenden aktionistischen Gruppierungen, die durch ausbruchartig um sich greifende Gewaltakte blinde Verwahrung gegen den Weltzustand im ganzen einlegen".88 Eines dieser "Vorzeichen der Zusammenrottung" im Sinne Fests erscheint unter dem Sammelwort "Engagement"89, das von seinen jeweiligen Initiatoren meist noch mit dem Eigenschaftswort "demokratisch" versehen wird, um ihm mehr Gewicht zu verleihen. Damit soll selbstverständlich nichts gegen den in der Demokratie notwendigen Einsatz der Bürger für öffentliche Angelegenheiten gesagt sein, der zudem regelmäßig auch unter Grundrechtsschutz (insbes. Art. 8 GG) steht. Aber wir müssen erkennen und uns eingestehen, daß viele dieser Engagements der letz-

87) A.a.O. (Anm. 64), S. 57 ff. 88) A.a.O. (Anm. 64), S. 58 f.

⁸⁶⁾ Vgl. auch J. Fest, a.a.O. (Anm. 64), S. 68 ff.

⁸⁹) Zum folgenden W. Rehfus, a.a.O. (Anm. 79), insbes. S. 136 ff.

ten Jahrzehnte mehr der Orientierungssuche ihrer Mitglieder als der Lösung öffentlicher Probleme dienten. Die Vielzahl der Bewegungen (für den Frieden, gegen Kernkraftwerke, für Tierschutz, für Umweltschutz, gegen Gentechnologie, für Homosexuelle, für Abtreibungsfreiheit) und das ständige Bewegtsein zeigen, wieviele nach Halt suchen und wie verzweifelt sie es tun. Die Gegenstände der Engagements und vor allem die Art ihrer Handhabung erscheinen dabei oft ebenso grundsätzlich wie beliebig. Meist dürften sie aus biographischen Bedingungen herzuleiten sein, fast stets entspringen sie privaten moralischen Vorstellungen, aus denen man glaubt, Orientierung und Lebenssinn nur gewinnen zu können, indem man sie vergesellschaftet, also zur öffentlichen Moral erhebt. Das partikulare wird so zum Allgemeinen, zur allgemeinen Pflicht, so daß die Durchsetzung der jeweiligen "Engagements" mit Gewalt nicht mehr ferne liegt und gedanklich systemimmanent ist.

Möglicherweise geht es aber auch bei diesen Bewegungen und ihren oft brachialen Exzessen gar nicht um Programme, sondern – wie Joachim Fest⁹⁰ meint – "um Erfahrung von Gemeinschaft, Nähe und wärmendem Zusammenhocken", auch um eine "Milizionärsgesinnung, die ihre Vorbilder zwischen Mostar und Phnom Penh" findet, um "die Flucht zurück in eine Welt primitiver Stammesbindung", um das "Glück der Verwilderung, das einer komplizierten, in unendlichen Abhängigkeiten verflochtenen Welt entgegengehalten wird." In dieser Deutung können sich linke "Autonome" ebenso wiederfinden wie Punks, Skinheads oder Wehrsportgruppen.

Diese Überlegungen müssen aber nicht weiter vertieft werden. Ausschlaggebend erscheint allein, daß die Gewalt, gerade auch die von uns als politisch motiviert gekennzeichnete, ihren wesentlichen Grund in der Orientierungslosigkeit, im fehlenden Lebenssinn, im mangelnden Halt dieser Menschen, vor allem der jungen Menschen hat. Hier muß die Therapie ansetzen.

Die schlichte Frage lautet also: Wie lassen sich diese verlorenen Güter wiedergewinnen? Von heute auf morgen geht das nicht. Wertordnungen wachsen organisch und langsam. Aber wir haben nicht viel Zeit, um den Zerfall unserer Gesellschaft als humaner und friedlicher Gemeinschaft wenigstens zunächst einmal aufzuhalten, um zugleich erste Ansätze zu legen für die Bildung neuer und die Stabilisierung alter Orientierungswerte. Das verlangt ein pragmatisches Vorgehen. Es gibt dabei zahlreiche Wege, die letzten Endes alle auf das gleiche Ziel hinauskommen. Deswegen müssen sie auch zusammen gesehen werden. Zwei der möglichen Wege will ich beispielhaft skizzieren.

⁹⁰⁾ A.a.O. (Anm. 64), S. 59.

3. Strategie

a) Es liegt nahe, mit der Rechtsordnung zu beginnen, denn in einer offenen Gesellschaft, die keine verordneten Richtigkeiten kennt, besitzt das Recht einen zentralen Stellenwert. Im Rahmen der Verfassung werden alle gemeinschaftsrelevanten Konflikte anhand eines rechtlichen Verfahrens entschieden. Das Ergebnis ist der Kompromiß in Gestalt eines Gesetzes, eines sonstigen Hoheitsaktes oder einer rechtlichen Vereinbarung. Nur wenige Bereiche sind dieser Prozedur des rechtsgeleiteten Ver- und Aushandelns entzogen. Um so gravierender und beunruhigender muß empfunden werden, daß unser Recht - wie Bernd Rüthers91 hervorhebt - zu erheblichen Teilen "ein Juristenrecht geworden (ist), nämlich von Juristen formuliert und an Juristen adressiert". In der Tat kann - wie Rüthers weiter ausführt - von einem "Volksrecht im Sinne eines dem Volk einsichtlichen Rechtes ... in weiten Bereichen ... seit langem nicht mehr die Rede sein". Darunter leidet nicht nur das Rechtsempfinden.92 Eine Rechtsordnung, die einerseits mehr denn je auf intensivste Weise das Leben der Menschen bestimmt und andererseits von diesen Menschen in ihren Strukturen nicht mehr durchschaubar ist, wird zudem als anonyme Macht und dementsprechend als Bedrohung empfunden.93 Gegen Bedrohungen wehrt man sich, auch mit Gewalt.

In erster Linie verpflichtet dieser Befund, gesetzliche Regelungen zu vereinfachen, und – wo immer möglich – ganz auf sie zu verzichten. ⁹⁴ Die Bürger selbst können hier ein gutes Stück mit beitragen, z.B. indem sie nicht auf der Durchsetzung von Quisquillien-Gerechtigkeiten bestehen. Wir wissen aber auch, daß dem Erfolg solcher Bemühungen enge Grenzen gesetzt sind. Hochdifferenzierte politische Systeme bedingen weitausgelegte komplexe Rechtsordnungen, so daß die Unsicherheit der Bürger gegenüber dem Recht dem Grundsatz nach als Faktum hingenommen werden muß. ⁹⁵

Auch in komplexen und komplizierten Rechtsordnungen kann diese Unsicherheit jedoch ganz erheblich vermindert werden, wenn man es fertigbringt, die Ergebnisse rechtlicher Prozeduren so zu gestalten, daß sie für die Bürger vermittelbar und verständlich sind. Eine Rechtsordnung, die nicht verstanden wird, läuft Gefahr, nicht befolgt zu werden. Darauf muß in Zukunft

92) Vgl. W. Rehfus, a.a.O. (Anm. 79), S. 122 ff.

95) B. Rüthers, a.a.O. (Anm. 81), S. 611.

⁹¹⁾ A.a.O. (Anm. 81), S. 60 f.

B. Rüthers, a.a.O. (Anm. 81), S. 60.
 Die Novelle zur Bayerischen Bauordnung vom 12.04.1994 (GVBl., S. 210 ff.) wäre dafür ein Beispiel. – Grundsätzlicher dazu J. Isensee, Steuer und Wirtschaft (1994), S. 3 ff.

mehr Bedacht genommen werden. Daß das bislang nicht getan wird, dafür gibt es viele Beispiele.

Eines ist die Nichtverfolgung sogenannter Bagatelldelikte. Zu ihnen wird auch die Verwüstung und Besudelung der Alltagswelt, der öffentliche Vandalismus, gerechnet. 96 Mit normalen Vorstellungen von einem geordneten Gemeinschaftsleben läßt es sich nicht vereinbaren, daß das Beschmieren und Besprühen von Fassaden, Häusern und Schaufenstern, das Aufschlitzen von Polstersitzen im Nahverkehrszug oder das Zerstören von öffentlichen Fernsprechern hingenommen werden muß und die Täter straffrei bleiben, obwohl sie bekannt sind oder ermittelt werden könnten. Hier wird das Grundvertrauen in die Verläßlichkeit des Staates als Friedens- und Ordnungsmacht erschüttert. 97 Die einen verlieren das Vertrauen, die anderen, die Täter, fühlen sich nicht ernstgenommen und zugleich animiert, die Weite ihres Betätigungsfreiraums zu testen, bis sie die Häuser nicht mehr beschmieren, sondern anzünden. Die "große" Gewalt ist regelmäßig das Ende einer langen Kette, die mit kleinen Zivilisationsverstößen beginnt.

b) Ein weiterer, ganz entscheidender Punkt ist die zunehmende Infragestellung und Verunsicherung der Institutionen, gewiß auch eine Folge der Aufklärung. Arnold Gehlen98 verdanken wir die Erkenntnis von der entscheidungsentlastenden und existentiell-stabilisierenden Funktion der Institutionen. Danach gibt es keine "edle" Natur unterhalb des Überbaus der Institutionen, "sondern Zwänge, Aggressionen, Erlebnisse und ein wahrhaft unentschuldbares Sichgehenlassen". "Der Mensch" - so betont Gehlen99 - "weiß nicht, was er ist, daher kann er sich nicht direkt verwirklichen, er muß sich mit sich durch die Institutionen vermitteln lassen. Gegensätze und Spannungen bedürfen nicht der Versöhnung, sondern der Institutionalisierung, um sie geregelt auszutragen ... ". Dementsprechend nachhaltig wirken sich Erschütterungen oder gar die Zerstörung von Institutionen aus. Es kommt zu Verunsicherungen, die die "nervösen Zentren" des Menschen und der Gemeinschaft erreichen, "weil die ungesiebten und drohenden Eindrücke sich als belastender Bestand sammeln, während die freien Vollzüge auflaufen. So entsteht etwas wie eine nach außen verlegte Atemnot. Die affektive Verarbeitung erfolgt als Angst oder Trotz oder Reizbarkeit ..., und die Reaktionen werden

 ⁹⁶) G. Bertram, a.a.O. (Anm. 75), S. 1045 f.
 ⁹⁷) G. Bertram, a.a.O. (Anm. 75), S. 1045 unter Verweis auf G. Arzt.
 ⁹⁸) Urmensch und Spätkultur, 2. Aufl. (1964).

⁹⁹⁾ Moral und Hypermoral, 5. Aufl. (1986), S. 100.

vergröbert und vulgär, weil sie affektnahe bleiben". 100 Robert Musli 101 bringt es auf einen Satz: "Es gibt heute kulturell keine Bindung, und auch davon kommen die hemmungslosen Grausamkeiten".

Die Institutionen, ihre Erhaltung und Festigung, vor allem auch die Vermittlung ihrer Aufgaben und ihrer Bedeutung an den Bürger müssen uns in besonderem Maße am Herzen liegen. Ihre Stabilisierung könnte die Gewaltbereitschaft von der Wurzel her verringern. Aber diese Zusammenhänge werden offenbar nicht wahrgenommen. Andernfalls wären z.B. die emsigen Bestrebungen, nichteheliche Lebensgemeinschaften zu stärken und rechtlich den Familien gleichzustellen, nicht verständlich; gleiches gilt etwa für die wichtige Institution der politischen Parteien, die Extremkritiken ausgesetzt ist und mit Pauschalnörgeleien in ihrer Substanz gefährdet wird.

c) Es ist deutlich geworden, was unter einem pragmatischen Vorgehen verstanden werden soll: Verzicht auf Betroffenheitstiraden und Schuldzuweisungen, auch keine "großen Lösungen" mit getragenem Pathos, dafür viele kleine Schritte und auch Lösungen mit kleinem Zuschnitt, z.B. bei der Vereinfachung von Rechtsvorschriften, z.B. bei der konsequenten Verfolgung von Bagatelldelikten, z.B. bei der Stützung von Institutionen. Daran kann auch jeder von uns, jeder an seinem Platz, mitwirken, und wenn genug von uns dazu bereit sind, wird am Ende auch die große Lösung gelingen.

A. Gehlen, a.a.O. (Anm. 99), S. 100 f.
 Tagebücher, Aphorismen, Essays und Reden (1955), S. 361, zitiert nach A. Gehlen, a.a.O. (Anm. 99), S. 101.

Ludwig E. Feinendegen

Molekulare Schicksale in Bildern aus dem menschlichen Körper – eine neue Dimension in der klinischen Diagnostik

Die ärztliche Diagnostik hat im Laufe dieses Jahrhunderts die Struktur und Funktion des menschlichen Körpers von der Ebene der Organe zur Ebene von Organabschnitten und schließlich bis auf die fundamentale Ebene der atomar-molekularen Bausteine hin erkennbar gemacht. Der initiale epochale Schritt von der äußeren Betrachtung des Körpers und seiner Funktion zum Blick in das Körperinnere machte 1895 Konrad Wilhelm Röntgen, dessen Entdeckung im kommenden Jahr besonders gedacht wird. Die unmittelbar nach Röntgens Veröffentlichung folgende Beschreibung der natürlichen Radioaktivität durch Becquerel und die daraufhin erfolgreiche Isolierung natürlicher radioaktiver Elemente durch Curie führte schließlich Anfang der 20er Jahre von Hevesy zum Einsatz von radioaktiven Indikatoren zur Messung des Schicksals bestimmter Atome im tierischen und schließlich im menschlichen Organismus.

Es wurde klar, daß die atomaren Bausteine im Körper ständig umgesetzt werden. Neue analytische Labormethoden wurden durch die Indikatortechnik mit Spurenmengen radioaktiver Elemente eröffnet und haben bis heute ihren Platz, wenn es darum geht, biochemische Reaktionen in ihren Gesetzmäßigkeiten zu erforschen. Diese Analyseverfahren werden mit radioaktiv markierten Substraten, bzw. Verbindungen, und der entsprechenden Technik zur Messung der Radioaktivität entweder direkt an isolierten Substraten des biologischen Systems, wie dem Körper, oder nach Ablauf einer zu studierenden Reaktion im aufbereiteten Körpergewebe im Reagenzglas durchgeführt. Somit bleibt nicht selten unklar, welche Reaktionen definierte lebenswichtige oder giftige Moleküle im realen System des Körpers im Netz der unendlich vielen Kontroll- und Regelmechanismen von einem Augenblick zum anderen tatsächlich durchmachen.

Insbesondere ist für die ärztliche Diagnose das sozusagen lebendige Geschehen der Vereinigung und des Aufbaus, Umbaus, Abbaus von molekularen Bausteinen, d.h. auf der atomar-molekularen Organisationsebene, an bestimmten Stellen des Körpers und seiner Organe von großem Interesse, da viele Krankheiten entweder durch Störungen solcher biochemischen Reaktionen in bestimmten Organen oder deren Regionen ausgelöst oder dort

durch sie erkennbar werden. Erst in den letzten Jahrzehnten ist es gelungen, die diagnostische Beobachtung des lebenden Körpers von der Ebene der Organe und seiner Segmente auf die Beobachtung dort stattfindender biochemischer Reaktionen auszudehnen. Hierüber vor Ihnen zu berichten ist eine besondere Ehre; es ist lohnend, einen Blick in die Werkstatt des Lebens in unserem Körper zu tun und die sich daraus ergebenden Konsequenzen für die klinische Diagnostik zu verstehen.

Die Organisationsebenen biologischer Systeme, wie des menschlichen Körpers

Um zu verdeutlichen, was die Indikatortechnik mit radioaktiven Elementen in der klinischen Diagnostik heute leisten kann, erlaube ich mir, Ihre Aufmerksamkeit zunächst auf die fraktale Art des Aufbaues biologischer Systeme zu lenken.

Leben ist an spezifische Strukturen mit definierten Funktionen gebunden, und mit fortschreitender Evolution biologischer Systeme zeigt sich eine umgekehrte Propertionalität zwischen der Masse der Strukturen und der Freiheitsgrade der an diese gekoppelten Funktionen pro Einheit Masse. Mit der Größe der Struktur wächst das Ausmaß deren Spezialisierung.

Um die stukturelle und funktionale Komplexität biologischer Systeme, z.B. des menschlichen Körpers, zu verstehen, kann man generell deren verschiedene Organisationsebenen betrachten. So sind für die Existenz des Körpers die verschiedenen Organe, wie Herz, Lunge, Leber, Nieren, die vielen Drüsen, Knochenmark, lymphatisches Gewebe und besonders das Gehirn, in ihrem geregelten Wechselspiel essentiell. Die Organe wiederum setzten sich aus Zellen zusammen, die einen Durchmesser von etwa einem hundertstel Millimeter haben, aber alle in sich geschlossene und mit dem gleichen genetischen Material ausgestattete Lebewesen sind, welche die Fähigkeit haben, sich zu teilen und spezielle Aufgaben wahrzunehmen und daher funktionell hochdifferenziert zu sein. Auf ein Gramm Organgewebe kommen etwa eine Milliarde Zellen. Die Zellen nun setzen sich aus Molekülen als fundamentale Bausteine zusammen, die in tausendfacher Vielfalt, in großen und kleinen Formen, im wäßrigen Milieu in höchst kompliziertem Zusammenspiel der Zelle ihre besondere strukturelle und funktionelle Eigenschaft verleihen. Insgesamt hat jede Zelle an die hundert Milliarden Moleküle, einschließlich derjenigen des Wassers. Die Struktur der Moleküle bilden die Atome von im wesentlichen nur 6 verschiedenen Elementen: Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Schwefel und Phosphor. Noch zu nennen sind Elemente Eisen zum Beispiel für die Blutbildung, und sogenannte Spurenelemente für Struktursicherung verschiedener großer Moleküle, insbesondere der Enzyme, sowie Natrium, Kalium, Chlor, Calzium, die überwiegend in den Körperflüssigkeiten innerhalb und außerhalb der Zellen gelöst, bzw. im Knochen fixiert sind.

Jede der genannten Organisationsebenen steht als System mit der nächst komplexeren und weniger komplexen Ebene in Verbindung. Zum einen sind die weniger komplexen Ebenen elementare Teile des komplexeren Systems, und zum anderen kommunizieren sowohl die elementaren Teile jedes Systems miteinander wie die Systeme untereinander mit Hilfe von Signalmolekülen und garantieren so den integrierten Funktionsablauf des Ganzen, einschließlich der Bereitstellung der für diesen nötige Energie.

Der Stoffwechsel

Alle Strukturen haben die Tendenz zum Zerfall, so auch die des Körpers. Zudem kommt es zum Abbau von Molekülen im Verlauf der Bereitstellung der für die Lebensfunktionen notwendigen Energie. Die Integrität des Körpers wird durch den kompensatorischen Strukturaufbau und Substratnachschub aufrecht erhalten, der auf der atomar-molekularen Ebene beginnt. Der in diesen dynamischen Prozessen beobachtete Wechsel der molekularen Bausteine, die den Körper oder seine Organe oder Zellen verlassen bzw. von diesen aufgenommen werden, heißt im Fachjargon einfach Stoffwechsel. Die biologischen Konstruktionswerkzeuge, die Aufbau, Umbau und Energieliefernden Abbau der Moleküle sehr spezialisiert bewirken, sind die sogenannten Enzyme. Sie sind sehr große Moleküle, gehören zu den Proteinen und haben eine höchst individuell charakteristische Struktur, die sie befähigt, ihr jeweiliges molekulares Objekt, genannt Substrat, zu erkennen; sie bestehen im wesentlichen nur aus den oben genannten 6 Grundelementen; ihre Masse hat das Äquivalent von zehntausenden Wasserstoffatomen.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die ungeheure Vielfalt der Lebewesen von nur sehr wenigen atomaren Bausteinarten, den Elementen, gestaltet wird. Um im Stoffwechsel kreativ genutzt zu werden und Kreativität mit zu tragen, müssen die Elemente grundsätzlich drei Voraussetzungen erfüllen: 1. sie müssen die Freiheit haben, sich zu treffen, d.h. sie müssen sich im Milieu einer nicht zerstörenden Turbulenz befinden, 2. sie müssen die Fähigkeit besitzen, einander zu erkennen und miteinander Bindungen einzugehen und

3. müssen die Bindungen zwischen ihnen eine gewisse Beständigkeit oder Festigkeit haben, damit das durch sie gestaltete System auf gewisse Dauer funktionstüchtig erhalten und selbst wieder ein elementares Teil für ein höheres System werden kann. Prinzipiell gelten die gleichen Bedingungen für kreative Prozesse auf der molekularen wie zellulären Ebene.

Die drei Voraussetzungen zur Kreativität in biologischen Systemen sind auf der atomaren Ebene mit ihren vorwiegend nur 6 verschiedenen Elementen voll gegeben; daß dabei der Aufbau von tausenden unterschiedlichsten Strukturen ermöglicht wird, ist quantenmechanischen Gesetzmäßigkeiten zuzuschreiben. Kurz gesagt, Atome, Moleküle und Zellen erkennen einander und Leben wird dadurch aufrecht erhalten, daß sich primär Atome und Moleküle erkennen können. Es ist diese Besonderheit, die dazu führt, daß mit Hilfe radioaktiver Elemente und spezieller Meßeinrichtungen Prozesse auf der atomar-molekularen Ebene, d.h. Stoffwechselvorgänge, im lebenden menschlichen Körper lokalisiert, präzisiert und für die klinische Diagnostik nutzbar gemacht werden können.

Radioaktive Elemente als Indikatoren des Stoffwechsels

Kleinste, praktisch nicht wägbare und daher auch ungiftige Mengen von heute nahezu ausnahmslos künstlich hergestellten radioaktiven Elementen werden als Indikatoren zur Untersuchung von biologischen Vorgängen eingesetzt, ohne diese selbst zu stören. Sie werden entweder im elementaren Zustand oder in ihrer Bindung an biologisch relevante Moleküle, oder an Zellen oder an nicht biologische Substanzen verwendet, um zum Beispiel Durchblutung oder Anreicherungen und Ausscheidungen in Organen oder im ganzen Körper zu messen und damit der Erforschung und Erkennung von Krankheiten zu dienen. Für die Beobachtung von molekularen Reaktionen im Stoffwechsel werden solche markierten Moleküle bevorzugt, deren Struktur nicht wesentlich anders ist als die der entsprechenden nicht-markierten Moleküle und die daher in der Interaktion mit anderen Molekülen richtig erkannt werden können. Dies wird durch die Markierung mit radioaktiven Elementen, die zu den atomaren Grundbausteinen gehören, erreicht.

Seit dem 2. Weltkrieg stehen radioaktiver Kohlenstoff, Wasserstoff, Schwefel und Phosphor zur Verfügung, die alle maximal nur Millimeter weit reichende Elektronen ausstrahlen, d.h. die Beta-Strahler sind. Sie werden zur Analyse von Stoffwechselreaktionen in isolierten Organ- und Gewebeproben, mit und ohne Aufarbeitung deren Bestandteile, meist im Reagenzglas verwandt

und können mit entsprechenden Geräten zur Messung ihrer Strahlung leicht quantifiziert werden.

Für die Ortung biologischer Vorgänge im intakten Körper müssen radioaktive Elemente durchringende Gamma-Strahlen aussenden, die außerhalb des Körpers meßbar sind. Schon 1939 wurde in Boston radioaktives Jod mit seiner penetrierenden Gamma-Strahlung zur Messung der Funktion der Schilddrüse im menschlichen Körper eingeführt; die Schilddrüse ist das einzige Organ im Körper, welches elementares Jod anreichert und biologisch verwendet, und zwar zur Synthese der Schilddrüsenhormone. Als nach dem Kriege zahlreiche weitere gamma-strahlende radioaktive Elemente, wie radioaktives Chrom, Cobalt, Eisen, Gold, Indium, Selen, um nur einige zu nennen, erhältlich wurden, suchte man nach Wegen, diese für biologische Forschungen in komplexen biologischen Systemen zu benutzten und auch für die klinische Diagnostik mit Hilfe der externen Messung der Strahlung einzusetzen. Es gab beachtliche Erfolge, worauf ich noch zurück kommen werde, Dank der interdisziplinären Zusammenarbeit zwischen Ärzten, Physikern, Ingenieuren und Chemikern.

Einen besonderen Fortschritt brachte in den letzten Jahrzehnten die Herstellung von radioaktiven Elementen, welche nicht nur zu den Grundelementen biologischer Systeme gehören sondern auch Gewebe-durchdringende Strahlen aussenden, die außerhalb des Körpers meßbar sind; hierzu gehören die Elemente Kohlenstoff, Stickstoff und Sauerstoff, und das sich ähnlich wie Wasserstoff verhaltende Element Fluor, die alle in heute zur Verfügung stehenden kompakten Zyklotronen auch im Hospital hergestellt werden können. Diese radioaktiven Elemente haben die Besonderheit, primär Antiteilchen der Elektronen, d.h. Positronen, auszustrahlen, die sich praktisch sofort mit benachbarten Elektronen vereinen, wobei die gemeinsame Masse in Energie umgesetzt von 2 Gamma-äquivalenten Strahlen in gegengesetzte Richtungen abgegeben wird. Diese sogenannten Positronenstrahler haben eine mittlere Lebensdauer im Minutenbereich, wie 20 Minuten für diesen radioaktiven Kohlenstoff. Es gehört besonderes Wissen und Können der Chemiker dazu, diese kurzlebenden radioaktiven Elemente in biologisch relevante Moleküle einzubauen und für die Anwendung in der Klinik aufzubereiten.

Der Weg zu Bildern der räumlichen und zeitlichen Verteilung von strahlenden Elementen im Körper

Die Bemühungen um den Einsatz radioaktiver Elemente in Klinik und Forschung begeisterte Physiker, Elektroniker, Ingenieure und Mathematiker, Geräte nicht nur zur Messung der Strahlung aus den radioaktiven Elementen sondern auch zur bildlichen Darstellung der Verteilung der strahlenden Elemente im Körper zu entwickeln. Der seit den 20er Jahren bekannte Geiger-Müller Zähler wurde 1947-48 von Hofstadter in den USA durch den Kristallzähler ergänzt, der wiederum schon 1951 zur Konstruktion des ersten, recht langsam arbeitenden bildgebenden Meßgerätes durch Cassen in den USA führte; und nur drei Jahre später wurde von Fucks und Knipping, meinem Vorgänger im Amte, in Aachen und Köln das erste schnelle bildgebende Meßinstrument, die sogenannte Gamma-Retina als Multikristallgerät bekannt gemacht. Eine sehr verbesserte Bildauflösung brachte dann Ende der 50er Jahre Anger in den USA mit seinem neuen Einkristallgerät, der Gamma-Kamera. Diese ist heute die in der klinischen Diagnostik für die statische wie auch schnelle Bildgebung von aus dem Körper dringenden Gamma-Strahlen weltweit bewährt.

Zur Nutzung der Positronen-strahlenden, natürlichen Elemente Kohlenstoff, Stickstoff und Sauerstoff, wie auch des sich ähnlich dem Wasserstoff verhaltenden Fluor wurden Geräte erfunden, welche die doppelt, in entgegengesetzte Richtungen abgegebene Strahlung messen und zwecks Herstellung von Bildern verarbeiten können. Das in den 70er Jahren in den USA, vor allem von Ter-Pogossian in St. Louis, marktreif entwickelte Gerät, der ringförmige Positronen-Emmisions-Tomograph, kurz PET genannt, hat trotz der hohen Kosten für Anschaffung und Einsatz der Erforschung des Schicksals von Molekülen im Körper völlig neue Möglichkeiten eröffnet. Daß in Düsseldorf ein solches Gerät in Betrieb genommen werden konnte, habe ich Prof. Mikat zu verdanken.

Die bildliche Darstellung von Organfunktionen mit radioaktiven Indikatoren im Körper

Bis vor etwa 20 Jahren standen neben dem radioaktiven Jod nur radioaktive Elemente zur Verfügung, die vorwiegend nicht zu den oben genannten atomaren Grundbausteinen biologischer Systeme gehören und daher im Stoffwechsel nicht ohne weiteres angenommen werden. Um zu dieser frühen Zeit die Schwierigkeit der Nutzung dieser, für biologische Systeme fremden Ele-

mente zu überwinden, bediente man sich vorwiegend solcher ausgewählter Moleküle oder Molekülaggregate bzw. Kolloide, bestimmter Zellen, und auch nicht biologischer Substanzen, die man entweder mit radioaktivem Jod oder zum Beispiel mit radioaktivem, gamma-strahlenden Cobalt, Chrom, Gold und in den letzten beiden Jahrzehnten zunehmend mit Technetium markieren konnte, ohne daß dadurch eine Störung im biologischen Verhalten der Substanzen und daher Nachteile für den diagnostischen Einsatz entstanden. Mit derartigen markierten Substanzen gelang es, zum Beispiel die weichen Organe, die sich damals der röntgen-diagnostischen Untersuchung weitgehend entzogen, sozusagen von innen her leuchtend zu machen und damit ihre Struktur und auch ihnen zugeordnete, bestimmte Funktionen, wie die der Ausscheidung in Leber und Niere, oder die Effektivität der lokalen Durchblutung besonders der Lunge, die Pumpleistung des Herzens oder der Anreicherung von weißen Blutzellen in einem Abszeß, mit den sogenannten Szintigraphen und Gamma-Kameras sichtbar zu machen. Die Untersuchung der Durchblutung des Herzmuskel über die Koronar-Arterien mit radioaktivem Thallium oder Technetium-markierten Substanzen gehört heute zum diagnostischen Repertoire in der Kardiologie. Der Akzent der Entwicklung lag ganz auf der Optimierung der Bildgebung von Organstruktur und des zeitlichen Ablaufs von Organfunktionen. Ohne Zweifel hat das junge Fach der Nuklearmedizin sich mit diesen eindrucksvollen und klinisch außerordentlich wertvollen Untersuchungen in der Diagnostik etabliert.

Die Versuche, auch das Schicksal einzelner, für den Stoffwechsel wesentlicher Moleküle im intakten Körper diagnostisch zu nutzen, sind heute auch ganz wesentlich Dank der Positronen-Emmissions-Tomographie ein weltweites Anliegen geworden. Frühe Ansätze in diese Richtung führten zu einem ersten klinischen Erfolg in der Nutzung einer Aminosäure, Methionin, eines Vorläufermoleküls für Eiweiße, Proteine, und deren Teilmoleküle, der Peptide. Methionin enthält ein Schwefelatom, das durch gamma-strahlendes Selen ersetzt werden kann. Das Selen-markierte Methionin diente zur Sichtbarmachung z.B. der Bauchspeicheldrüse, um einen dort wachsenden Tumor zu erfassen. Die Bauspeicheldrüse hat eine hohe Produktionsrate von verschiedenen Enzymen und Hormonen, wie Insulin, die aus Peptiden, d.h. Aminosäurenketten, bestehen; sie hat daher einen hohen Bedarf an Aminosäuren. Bis zur Einführung der Röntgen-Computer-Tomographie mit ihrer Fähigkeit der Darstellung auch der weichen Teile des Körpers war die Szintigraphie der Bauchspeicheldrüse eine klinische Hilfe. Das primäre Interesse war damals auf die Erkennung der Organstruktur beschränkt, und zwar über die Messung des im Organ angereicherten, mit radioaktivem Selen markierten Methionins.

Hürden zu Bildern des Stoffwechsels von Molekülen im Körper

Aussagen zur Effizienz des im Stoffwechsel regulierten Einbaues des Methionins in die Peptide waren allerdings mit der einfachen Bildgebung allein nicht möglich. Die Schwierigkeiten ergeben sich aus der Tatsache, daß eine externe Messung nur die Aufnahme des Indikators im Zielsystem mißt, ohne die verschiedenen Faktoren zur berücksichtigen, welche den Weg zum Beispiel des intravenös injizierten, markierten Methionins bis zum Peptid in den Zellen des Organs bestimmen. So spielt das Ausmaß der lokalen Organdurchblutung eine wesentliche Rolle für den Transport des Indikators zum Organ; innerhalb des Organs müssen die Diffusions- und Transportbedingungen vom Blutgefäß bis in die Zelle hinein in Betracht gezogen werden. Schließlich beeinflussen Bedingungen innerhalb der Zelle den Einbau des Indikators in das Peptid; hierzu gehört unter anderem die Größe des in der Zelle befindlichen Reservoirs noch ungebundener Aminosäuren, denen das radioaktiv markierte Methionin als Indikator beigemischt wird. Ohne Klärung des Einflusses der genannten Faktoren auf die extern gemessenen Signale des Indikators auf seinem Weg im Körper zum Peptid kann die Frage des Einbaus des Indikators speziell in das Peptid in der Zelle des Organs, und damit die Frage nach der Peptidsynthese, nicht beantwortet werden.

Bilder des molekularen Stoffwechsels im Körper mit der Methode der dualen Parameteranalyse

a) mit Hilfe zweier radioaktiver Elemente an einem Molekül

Auf der Grundlage der Erfahrungen mit biochemischen Messungen an isolierten Organ- und Gewebeproben und deren Aufbereitungen wurde Ende der 60er Jahre im Institut für Medizin des Forschungszentrums Jülich damit begonnen, das Schicksal eines Proteins nicht im Hinblick auf seine Synthese, sondern hinsichtlich des Abbaus an verschiedenen Stellen des Körpers zu untersuchen. Wenn die Abbaurate eines Moleküls im Körper bekannt ist, kann beim Gleichgewichtszustand des Stoffwechsels auf die Syntheserate dieses Moleküls geschlossen werden. Zum Zwecke der Messung des Abbaus wurde das zu untersuchende Protein, in diesem Fall Insulin, mit zwei verschiedenen radioaktiven Elementen markiert, und zwar in einer solchen Weise, daß eines der beiden radioaktiven Elemente bei Abbau des Proteins am Ort des Abbaus verbleibt und das andere zur selben Zeit den Abbauort schnell verläßt und mit dem Blut aus dem Organ abtransportiert wird. Das

erste radioaktive Element war Chrom-51 und das zweite Jod-131. Chrom hat die Eigenschaft als freies Element gleich eine neue Bindung mit speziellen, aber allgemein in der Zelle verbreiteten, benachbarten Molekülen einzugehen, während freies Jod relativ schnell in das allgemeine Jodreservoir des Körpers gelangt, um dann für die Schilddrüse zur Verfügung zu stehen. Solange also das doppelmarkierte Protein intakt ist, zum Beispiel auf dem Weg durch den Körper und in die Zellen, bleiben die beiden radioaktiven Elemente Chrom und Jod zusammen, d.h. der bequem auf Grund ihrer unterschiedlichen Gamma-Strahlung mit außerhalb des Körpers befindlichen Instrumenten gemessene Quotient der beiden Elemente bleibt konstant. Wo immer im Körper das Protein abgebaut wird, trennen sich Chrom und Jod, und die Geschwindigkeit, mit der die beiden sich im klein gewählten Beobachtungsfeld trennen, d.h. der Quotient der beiden sich ändert, ist ein Maß für die Geschwindigkeit des Proteinabbaus am beobachteten Ort. Diese Technik hatte sich zum Teil schon früher in Tierexperimenten mit einem anderen Protein, dem Enzym Ribonuklease, bewährt, als es Hughes in Brookhaven darum ging, mit Hilfe von Messungen an isolierten Organen zu prüfen, wo dieses Enzym abgebaut wurde. Nach dem Nachweis, daß das doppelmarkierte Insulin seine biologische Funktion behielt, zeigte der klinische Einsatz, daß Insulin nahezu ausschließlich in der Leber abgebaut wird, und daß die Geschwindigkeit des Abbaus in der Leber bei verschiedenen Formen der Zuckerkrankheit sehr verschieden ist von derjenigen bei nicht Erkrankten.

b) mit Hilfe von zwei getrennten radioaktiven Indikatoren

Diese Fortschritte im Bestreben der Erkennung des Schicksals einzelner Molekülarten im Körper unter Umgehung der Signale von Seiten der lokalen Durchblutung, der Diffusion und des Transportes eines Indikators hin zum Ort der biochemischen Reaktion, oder von ihm weg, waren ermutigend. Sie halfen Anfang der 70er Jahre in der Zusammenarbeit der Institute für Chemie und Medizin des Forschungszentrums Jülich der Konzeption und Entwicklung der Messung des Abbaus von fettigen Stoffen, den Lipiden, im Herzmuskel, wobei wiederum eine duale Parameteranalyse schließlich den klinischen Einsatz ermöglichte. Lipide sind im Herzmuskel wesentlich zur Bereitstellung von Energie liefernden, für die Muskelarbeit notwendigen Fettsäuren. Diese sind langkettige Moleküle, welche an ihrem nicht Sauerstoff tragenden Ende mit radioaktivem Jod markiert werden können und trotzdem die Fähigkeit behalten am Stoffwechsel teilzunehmen. Sie verhalten sich allerdings auch etwas anders als die entsprechenden nicht markierten Moleküle. Sie werden nur zu einem kleineren Anteil in die Lipide eingebaut,

dafür aber zum größeren Teil relativ sehr rasch, innerhalb von Minuten, zum Energie liefernden Abbau, der sogenannten Beta-Oxidation gebracht, die in speziellen Zellbestandteilen, den Mitochondrien, abläuft. Das führt zur raschen Freisetzung einer relativ großen Menge des insgesamt von den Zellen mit den Fettsäuren aufgenommenen radioaktiven Jods, welches ebenfalls schnell in die Blutzirkulation gelangt und als Quelle von Störsignalen eine Beobachtung des Schicksals der in den Lipiden des Herzmuskels gebundenen radioaktiv markierten Fettsäure unmöglich macht. Zwecks Korrektur der Störsignale wurden diese separat nach intravenöser Injektion von freiem radioaktivem Jod über dem Herzmuskel gemessen, über Vergleichsmessungen im zirkulierenden Blut und Gewebe quantifiziert und von den Gesamtsignalen abgezogen, sodaß nur noch die Signale aus den Lipiden übrig blieben. Auf diese Weise konnte neben der Einstromrate der markierten Fettsäure in die Lipide nunmehr deren relativ langsame Freisetzung aus den Lipiden für den dann raschen Abbau in den Mitochondrien quantitativ bestimmt und mit Störungen des Lipidstoffwechsels im Herzmuskel in Beziehung gebracht werden. Diese Untersuchungsmethode mit Hilfe der schnell-frequenten Bildaufzeichnung mit entsprechend ausgerüsteter Gamma-Kamera gestattete daraufhin die Erkennung bestimmter Erkrankungen des Stoffwechsels des Herzmuskels, unter anderem der Cardiomyopathien, die vorher, vor allem in der Frühphase, nur an Hand von Gewebeproben diagnostiziert werden konnten.

c) mit Hilfe von zwei markierten isomeren Molekülen

Wegen des technischen Aufwandes der Korrektur für Störsignale bei der Arbeit mit der oben beschriebenen Fettsäure, wurden ebenfalls in Jülich andere Arten von Fettsäuren synthesisiert, getestet und schließlich eine brauchbar in dem Sinne gefunden, als deren Abbauprodukte nach der Beta-Oxidation so rasch aus dem Körper ausgeschieden wurden, daß eine Korrektur von Störsignalen nicht mehr erforderlich war. Diese Fettsäure, die 15-(para-Jod-Phenyl)-Pentadekansäure, kurz pPPA genannt, mit radioaktivem Jod markiert, verhält sich sehr ähnlich wie natürliche Fettsäuren und wird heute weltweit in der Kardiologie mit der Gamma-Kamera zur Diagnostik generell der Fettsäureverwertung im Herzmuskel angewandt. Dies führte im Institut für Medizin des Forschungszentrums Jülich zu einer weiteren, für die klinische Diagnostik interessanten Anwendung, der dualen Parameteranalyse zur Erkennung von speziellen Reaktionen des Stoffwechsels und deren Veränderungen im intakten Körper.

Bei der Synthese der pPPA fällt auch die sehr ähnliche 15-(ortho-Jod-Phenyl)-Pentadekansäure, kurz oPPA, an, welche sich im Stoffwechsel der

Lipide meßbar anders als die pPPA verhält, jedoch wie diese im Blute zirkuliert, in das Gewebe und in die Zellen diffundiert und transportiert wird. Wenn diese beiden Fettsäuren, die wegen ihrer leichten Strukturunterschiede isomere Moleküle genannt werden, in einem Untersuchungsschritt intravenös verabreicht und mittels schnell-frequenter Bildgebung zum Beispiel über dem Herzen verfolgt werden, erkennt man keine Unterschiede in der Geschwindigkeit des Einbaus, wohl aber im Abbau durch Beta-Oxidation und in der Verweildauer im untersuchten Organ, d.h. in der Umsatzrate. Dieser Unterschied konnte biochemisch auf die für die beiden isomeren Moleküle charakteristischen Verhaltensweise in der Interaktion mit verschiedenen Enzymen des Lipidstoffwechsels und damit auf die Bevorzugung verschiedener Stoffwechselreaktionen durch die beiden auf dem Weg zur Beta-Oxidation in den Mitochondrien und zum Einbau in die Lipide des beobachteten Organs zurück geführt werden. Bei der Anwendung für die klinische Diagnostik war vorteilhaft, daß oPPA im Gegensatz zu pPPA nach der Aufnahme eine relativ sehr lange Verweildauer in den menschlichen Herzmuskelzellen hat; im Falle einer Herzmuskelerkrankung ist sie stark verkürzt und zwar, nach allen experimentellen Hinweisen im Tierexperiment, nicht durch Beta-Oxidation sondern durch Rückdiffusion bzw. -transport in das zirkulierende Blut. So konnte der Umsatz des pPPA in den Herzmuskelzellen, als Indikator des üblichen Fettsäureschicksals gegenüber oPPA, das nahezu ausschließlich Rückdiffusion bzw. -transport aus der Zelle in die Blutzirkulation signalisiert, beurteilt werden. Auf diese Weise konnte bei Cardiomyopathien, die letztlich nur an Hand von Gewebeproben diagnostiziert werden, in zumindest zwei Drittel der Fälle eine oder mehrere Störungen des Lipidstoffwechsels entweder mit erhöhter Beta-Oxidation oder mit verringerter Beta-Oxidation einschließlich vermehrter Fettsäurerückführung in die Blutzirkulation festgestellt werden.

Die Leber ist ein zentrales Stoffwechselorgan des Körpers mit für den Gesamtkörper wesentlichen Syntheseleistungen wie Entgiftungs- und Ausscheidungsfunktionen. Auch hier zeigten pPPA und oPPA wiederum übereinstimmendes Verhalten auf dem Wege in die Leberzelle, wohl aber eine deutlich unterschiedliche Verwertung bei der Synthese der Lipide. Wiederum konnten diese Unterschiede im normalen Lipidstoffwechsel auf die strukturbedingten Besonderheiten der isomeren Moleküle in bestimmten enzymgesteuerten Reaktionen zurück geführt werden. Dies ist eine Erklärung dafür, daß bei einer Stimulation der Lipidsynthese, wie sie zum Beispiel durch Vergiftungen in der Leber verursacht wird, der Quotient der beiden in der Leber gebundenen Moleküle im Vergleich zur Norm hoch signifikant verändert

gefunden wird. Bei diesen Untersuchungen werden die beiden Isomere gleichzeitig oder kurz hintereinander verabreicht. Durch die Ausschaltung der individuell verschiedenen lokalen Signale von Durchblutung, Diffusion und Transport durch die Messung des Quotienten der beiden isomeren markierten Fettsäuren in der Leber wird die Beobachtung auf den Lipidstoffwechsel fokussiert. Das Ausmaß der Veränderung des über der Leber eines Patienten gemessenen Quotienten der beiden isomeren Fettsäuren verspricht klinisch diagnostisch wertvoll zu sein, um den Grad der Störung der Lipidsynthese zu beurteilen, die bisher auf andere Weise ohne Entnahme von Gewebeproben diagnostisch nicht zugänglich ist.

d) mit Hilfe eines radioaktiven Indikators in zwei Kompartimenten

Eine weitere Art der dualen Parameteranalyse ist die Beobachtung der Interaktion eines für den Stoffwechsel notwendigen Moleküls mit dem für dieses Molekül hoch spezialisierten biologischen Konstruktionswerkzeug, eben seinem Enzym. Diese Beobachtung verlangt allerdings, daß das besagte Molekül nicht wie üblich sehr kurzfristig sondern auf längere Zeit eine Bindung mit seinem Enzym eingeht oder am Ort der Reaktion verbleibt. Um dieses zu erreichen, wird das Molekül geringfügig so umgebaut, daß Erkennungsschwierigkeiten zwischen ihm und dem Enzym die Vollendung eines enzymgesteuerten Verbrauchs dieses Moleküls im Stoffwechsel verhindert. Die Anreicherungsrate des Indikators an einem Ort im Körper zeigt die Menge bzw. Aktivität des gesuchten Enzymes an diesem Ort.

Um diese Art der intermolekularen Interaktion mit radioaktivem Substrat nicht nur einfach zu orten sondern auch zur Bestimmung der vor Ort vorhandenen Enzymmenge bzw. -aktivität zu nutzen, wird die Geschwindigkeit der Anreicherung des Substrates im beobachteten Bereich gemessen. Um dies außerhalb des Körpers zu ermöglichen, muß die pro Zeiteinheit für eine Bindung bereit gestellte Substratmenge bekannt sein. Diese Voraussetzung wird leicht dadurch erfüllt, daß fortlaufend parallel sowohl im zirkulierenden Blut wie im beobachteten Organbereich die Indikatormengen mit dem geeigneten bildgebenden Meßgerät aufgezeichnet werden. Es werden somit zumindest für zwei verschiedene Kompartimente parallel die zeitlichen Änderungen der Indikatorkonzentrationen in Form von Kurven erhalten, deren mathematische Auswertung die gesuchte Information zur Aktivität des lokalisierten Enzyms liefert.

Diese elegante, wie nützliche Methode wurde durch Arbeiten von Sokoloff und Mitarbeitern am Nationalen Gesundheitsinstitut in Washington angeregt, als sie zur Erforschung des Zuckerstoffwechsels des Gehirns 1977 das markierte Molekül Desoxyglucose, ein speziell gebautes Zuckermolekül, einführten und die Berechnung der Enzymaktivität im lebenden Gehirn bekannt machten. Nach der Markierung des Desoxyglukose mit Positronen-strahlendem Fluor in Brookhaven wurde der Weg zur Untersuchung des Zuckerstoffwechsels im menschlichen Körper mit der Positronen-Emmissions-Tomographie frei gemacht und hat seitdem eine weltweite Anerkennung gefunden.

Das Gehirn bezieht die Energie zur Aufrechterhaltung seiner Funktion nahezu ausschließlich durch den Abbau, oder enzymatische Verbrennung, von Zuckermolekülen. Nach dem Transport der Zuckermoleküle aus dem Blute in die Nervenzellen, der ebenfalls mit der dualen Parameteranalyse gemessen werden kann, ist der erste Schritt zum Abbau eine strukturelle Veränderung im Sinne der Anlagerung einer Phosphatgruppe durch das Enzym Hexokinase, welche die markierte Desoxyglukose für weitere Veränderungen untauglich macht; es bleibt am Ort dieses ersten Schrittes zum Abbau hängen. Das ist ähnlich so im Herzmuskel, der ebenfalls Zucker zur Energiegewinnung benötigt, wie bei Tumoren, die ihren Stoffwechsel auf Zuckerverbrauch umgestellt haben.

Aktivierte Nervenzellen im Gehirn verbrauchen eine erhöhte Menge Zuckermoleküle. Durch Messungen der lokalen Anreicherungen des Indikators im Gehirn während unterschiedlicher Beeinflussungen durch Sinnesreize, willkürliche Bewegungen des Körpers und Denkprozesse lassen sich Regionen der entsprechenden Informationsverarbeitung im Gehirn ausmachen, deren diagnostische Bedeutung offensichtlich ist. Zum Beispiele konnte auf diese Weise gezeigt werden, in welchen Regionen des Gehirns gesprochener Text oder Musik gehört wird, wo eine Muskelbewegung gesteuert wird, wo eine gewollte Erinnerung verarbeitet wird. In tiefer Meditation war der Stoffwechsel im gesamten Gehirn und nicht in bestimmten Regionen betroffen. Für die tägliche Praxis der klinischen Diagnostik sind Durchblutungsstörungen hier ebenso zu nennen wie Veränderungen der Nervenzellaktivität bei verschiedenen Nervenerkrankungen, wobei die Alzheimer'sche Degeneration des alternden Gehirns besonders breite Aufmerksamkeit erfährt.

Im Herzmuskel zeigt die Anreicherung von markierter Desoxyglukose die Vitalität des Gewebes an, gerade wenn die lokale Durchblutung stark gestört ist. Dies ist für die Prognose der koronaren Herzerkrankung wichtig und kann für eine Entscheidung zur Behandlung, z.B. zur Vorbereitung eines chirurgischen Eingriffes zur Rekonstitution der koronaren Durchblutung, wesentlich sein.

Da bösartige Tumore häufig einen erhöhten Zuckerstoffwechsel haben, macht die bildliche Darstellung der Anreicherung von markierter Desoxyglukose die Lokalisation von Tumoren deutlich, oft zu einem Zeitpunkt der Tumorentwicklung, wenn die üblichen Strukturuntersuchungen mittels Röntgenaufnahme oder Magnet-Resonanz-Tomographie versagen. Auch Effekte von Tumortherapie können sich in einer Änderung des Zuckerstoffwechsels im Tumor manifestieren und so diagnostisch hilfreich sein.

Mit dieser prinzipiellen Methode werden auch andere strukturveränderte Moleküle im Stoffwechsel beobachtet, z.B. Aminosäuren.

Ähnlich wie ein definiertes Substrat für ein bestimmtes Enzym haben bestimmte kleine wie größere Moleküle eine hohe Spezifizität für einen singulär zu erkennenden molekularen Partner, der als Rezeptor die Funktion einer Anlegestelle für das suchende Molekül innehat. Die hohe Spezifizität der molekularen Erkennungsprozesse erlaubt durch Einsatz radioaktiv markierter Suchmoleküle, in Organen des Körpers befindliche Rezeptoren genau zu orten und auch deren Dichte zu bestimmen. Voraussetzung ist natürlich einerseits die feste Bindung eines passenden radioaktiven Elementes an das Suchmolekül und andererseits das entsprechende bildgebende Meßgerät. Eines der Beispiele sind die molekularen Interaktionen zwischen Antigen und Antikörper. Vor allem radioaktiv markierte Antikörper werden gegenwärtig für die Lokalisation zum Beispiele von bestimmten Tumorzellen, soweit sie über besondere Rezeptoren verfügen, klinisch diagnostisch geprüft und auch für den eventuellen Einsatz zur Tumortherapie herangezogen. Für die Quantifizierung der Bindung des Moleküls an seinen Rezeptor an einem bestimmten Ort des Körpers werden wiederum zumindest zwei Kompartimente gleichzeitig beobachtet und die entsprechenden Meßresultate ausgewertet, wie bei der Nutzung von Desoxyglukose schon kurz besprochen wurde.

Für das Leben unentbehrlich sind die molekularen Signalsubstanzen, die spezielle Moleküle in Zellen oder auf der Zelloberfläche erkennen und damit Kettenreaktionen im Stoffwechsel auslösen. Somit werden Informationen übertragen und Stoffwechselaktivitäten mit ihren Wirkungen auf vorprogrammierte Zellfunktionen in größeren Zellverbänden, auch innerhalb des ganzen Körpers, aufeinander abgestimmt. Zu Signalmolekülen gehören die meist relativ groß strukturierten Hormone und Wachstumsfaktoren und alle diejenigen vorwiegend kleineren Moleküle, welche signalgebende Substanzen zwischen Nervenzellen, d.h. Neurotransmitter, sind.

Gerade die Signalmoleküle für Nervenzellen haben durch die Möglichkeit ihrer radioaktiven Markierung mit Positronenstrahlern und auch mit radio-

aktivem Jod seit den tierexperimentellen Arbeiten von Firnau in Montreal Anfang der 70er Jahre und im klinischen Einsatz durch Wagner in Baltimore Anfang der 80er Jahre die Beobachtung des lebenden Gehirns in seinen Reaktionen auf Sinnesreize und mentale Aktivitäten erweitert. Die Zahl solcher radioaktiv markierten Molekülarten für die klinische Anwendung nimmt rasch zu; und sie führen zu einer außerordentlichen Bereicherung der Diagnostik von Nerven- und Geisteskrankheiten. So gelingt es, zum Beispiel die Schüttellähmung und andere degenerative Erkrankungen des Gehirns in einem frühesten Krankheitsstadium zu erkennen, sodaß langfristig effektiv therapiert werden kann. Unterschiedliche Arten von Geisteskrankheiten, wie die Schizophrenien und die manisch-depressiven Psychosen, werden gegenwärtig intensiv erforscht, um aus der Verteilung und Dichte von verschiedenen Signalsubstanzen und deren Rezeptoren eine bessere und objektivere Diagnose zu erhalten und gezielte Therapien einzuleiten. Da viele psychiatrische Krankheiten auf Medikamente ansprechen, welche die Signalübertragungen im Gehirn beeinflussen, dienen markierte Signalsubstanzen zur Untersuchung der Wirkung von Medikamenten zum Beispiel auf Rezeptoren in der Hoffnung auf eine bessere Behandlung. Auch die Wirkung von Signalmolekülen auf den Nervenzellstoffwechsel steht für Untersuchungen offen; dies führt zu tieferen Einsichten in die Arbeitsweise des menschlichen Gehirns als Ganzes wie in seinen Abschnitten.

Auch im Herzen spielen die Übertragungen von Signalen zwischen Nervenzellen eine lebenswichtige Rolle für die Reaktion des Kreislaufs auf körperliche und seelische Belastungen. Folgenschwer ist natürlich die in einem transplantierten Herzen unterbrochene Verbindung zum Nervensystem des Körpers; aber es konnte mit radioaktiv markierten Signalmolekülen nachgewiesen werden, daß im Verlaufe von Jahren neue Nervenverknüpfungen mit ihren Relaisstationen das implantierte Herz sozusagen an die zentrale Nervenversorgung rückschließen. Die außerordentliche Fähigkeit des Körpers zur Rekonstruktion verloren gegangener Funktionen ist in der Tat Ausdruck der Fähigkeit von Atomen und Molekülen, einander zu erkennen.

Schluß

Lassen sie mich abschließend zum Ausdruck bringen, daß die grundsätzlichen Voraussetzungen für Kreativität, die sich auf der atomar-molekularen Organisationsebene deutlich machen, auch auf der Ebene der menschlichen Gesellschaft gelten. Um gesellschaftsfördernd kreativ zu sein, und das erscheint im wohl verstandenen Liebesgebot als ein Schöpfungsauftrag, sind sowohl Freiheit und Offenheit für interindividuelle Interaktionen, wie auch die Bereitschaft zu erkennen und Bindungen einzugehen, und schließlich die wechselseitige Anerkennung der Partner in einer gegebenen Bindung unentbehrlich. Wir befinden uns – ich weiß, Sie stimmen mir zu – in diesem Raum in einer kreativen Gesellschaft, vor der von meiner Arbeit zu berichten mir die Freude der Bindung mit Ihnen bescherte.

Nach einem Vortrag vor der Görres-Gesellschaft anläßlich der Jahrestagung 1994 in Bamberg. (Literatur auf Anforderung beim Verfasser.)

Franz Link

Der Essay als Denkversuch von Montaigne bis zur Postmoderne

In memoriam Max Müller*

Das Wort "Denkversuche" ist zunächst als Übersetzung bzw. "Eindeutschung" des Wortes "Essay" gedacht. Montaigne führte den Begriff des "Essais" für seine Denkversuche ein, Francis Bacon übernahm ihn für seine anlagemäßig ganz anders geartete Kurzprosa und öffnete ihm damit den Weg in die englische Literatur. Emerson wurde zur Mitte des vorigen Jahrhunderts sein bedeutendster Vertreter in der Neuen Welt. Die von Montaigne als literarische Gattung eingeführte Form des Essays wurde von Literaturwissenschaftlern immer wieder neu definiert. Wir selbst beteiligten uns an dem Versuch der exakteren Erfassung, wenn wir den Essay von den anderen Kurzprosaformen wie der literarischen Skizze und der Erzählung abgrenzten, wonach in ihm die Reflexion über ein Thema, einen Gegenstand oder ein Geschehen im Vordergrund steht. Der Name der Gattung besagt jedoch recht wenig, wenn man bedenkt, daß die großen englischen Philosophen in der Zeit nach Montaigne und Bacon ihre z.T. umfangreichen und weitgehend systematischen Abhandlungen auch als Essays bezeichneten. Mit einer gewissen Berechtigung ließe sich in Analogie zur "literarischen Skizze" und in Unterscheidung zu den "philosophischen Essays" bei Montaigne und Emerson von "literarischen Essays" sprechen.

Wichtiger als die Bestimmung der literarischen Gattung des Essays scheint uns die des in ihr dargestellten Denkens als Denkversuch zu sein. Emerson bezeichnet Montaignes Denken in dem ihm gewidmeten Essay "Montaigne; or, the Skeptic" in seinen Representative Men von 1850 als das eines Skeptikers. In Analogie zu Sokrates' Wissen, daß er nichts wisse, weiß der Skeptiker Emersons um die Grenzen seines Erkenntnisvermögens: "Ich sehe jedoch deutlich, sagt er, daß ich nicht sehen kann [...]. Ich wenigstens will der Schwäche aus dem Wege gehen, über mein Vermögen hinaus zu philosophieren." Es ist das "Que sais je?"("Was weiß ich?"), das Montaigne über seinem

^{*)} Der Vortrag am 26. September 1994 wurde als "Hommage" für Max Müller gehalten. Nach seinem Tode am 18. Oktober 1994 sei er seinem Gedächtnis gewidmet.

Portrait in der Ausgabe seiner Essays drucken ließ, das Emerson beeindruckte. Montaigne hat – so Emerson – den Mut einzugestehen, daß nicht alle uns begegnenden Phänomene zu erklären sind und seine Erklärungen nur Möglichkeiten, sie zu verstehen, darstellen. Montaignes Essays stellen neben dem Denken anderer Philosophen nicht nur bloße Denkversuche dar, sondern gehen von der Überzeugung aus, daß alles Denken nur Versuch sein kann, Wirklichkeit zu erfassen, Wahrheit zu erkennen.

Den Essay als Form solchen Denkens in mustergültiger Weise beschrieben zu haben, darf als eines der besonderen Verdienste Hugo Friedrichs um Montaigne betrachtet werden. "Der Essay," heißt es in seiner Studie über den französischen Denker, "ist das Organ eines Schreibens, das nicht Resultat, sondern Prozeß sein will, genau wie das Denken, das hier schreibend zur Selbstentfaltung kommt. In ihm hat der Charakter dieses Denkens, die Skepsis, ihr Mittel gefunden, moderne vulgärsprachliche Kunstprosa zu werden. [...] Da die Skepsis Urteile und Klassifikationen meidet, meidet der Essay auch formal die Ganzheit, Gliederung und Lehrtendenz. Er ist fragmentarisch aus Bedacht. [...] Seine offene Form verwirklicht schriftstellerisch das Unabschließbare des Welt- und Lebensstoffes sowie der Selbsterfahrung des Autors.[...] Er ist die Äußerungsweise eines Geistes, der als ein fortwährend Anfangender der Welt und sich selber immer von neuem entgegentritt." Der dieser Definition entsprechende Essay hat Geschichte gemacht, insofern Montaignes Essais selbst unmittelbar nach ihrem Erscheinen weite Verbreitung fanden und immer wieder von bedeutenden Persönlichkeiten beachtet wurden. Spätere Autoren benutzten ihn als literarische Form und versuchten in seiner Weise zu denken. So hat er an Aktualität bis heute nichts eingebüßt.

Wenn Friedrich den Grundgedanken der Essais darin sieht, daß es weise sei, die phänomenale Wirklichkeit zu akzeptieren, wie sie ist, so entspricht das modernem Denken. Auf sich selbst bezogen, bedeutet dies, sich immer wieder neu zu orientieren: "Wenn ich verschiedenartig von mir spreche, so deshalb, weil ich mich verschiedenartig betrachte." Die Wirklichkeit wird bei Montaigne immer wieder von der räumlichen und zeitlichen Perspektive bestimmt, aus der sie wahrgenommen wird. "Das Individuum weicht gemeinhin in dem, was es von sich zu wissen glaubt, nicht weniger von seinem faktischen Sosein ab, als fremde Zuschauer davon abweichen. Die Selbstanalyse deckt nicht nur auf, sondern deckt auch unfreiwilligerweise zu; sie formt das Ich nach der Schematik der Begriffe und Wertungen; sie bringt es, indem sie es in Sprache hebt, in die Wesensgefahr der Sprache." In einer Zusammenfassung der Erörterung des Ich-Verständnisses Montaignes heißt es dann: "Die Perspektive des Individuellen, durchaus ihrer Realität

bewußt [...], entdeckt sich als Instanz für die Wahrheit des 'Scheins'. Im übrigen aber lebt in solcher Herabstimmung der Gedanken zu bloßen 'Meinungen' noch ein anderer Sinn. Es ist die Erkenntnis von der höheren Nutzlosigkeit des philosophischen Denkens. [...] Indem es nur Meinung sein will, erhält es sich die zu diesem Geschäft notwendige Beweglichkeit." Friedrich stellt die "ignorance doctorale" Montaignes in die von Augustin herstammende und vor allem durch den Kusaner erneuerte Tradition der docta ignorantia.

Eingedenk seiner Unwissenheit läßt Friedrich Montaigne das jeweils Gegebene akzeptieren, sich in die "Weltordnung", die Ordnung der "Natur" – oft gleichgestellt mit "Gott" – oder in das "Schicksal" einfügen. Friedrich spricht in diesem Zusammenhang von einer "Gehorsamsfrömmigkeit" oder einer "Frömmigkeit ohne Dogma". Das pragmatische fideistische Christentum Montaignes nimmt er nicht ganz ernst, billigt ihm zumindest nicht den Charakter der "Möglichkeit" als Glaubenswahrheit zu.

Zur Begründung seiner eingeschränkten Erkenntnisfähigkeit beruft sich Montaigne auf Sokrates' Eingeständnis, nichts zu wissen. "Weil Sokrates allein die Vorschriften seines Gottes, 'Erkenne dich selbst', wirklich ernst genommen hatte und durch dieses Streben dazu gelangt war, sich selbst gering zu achten, wurde ihm allein der Name des 'Weisen' zuerkannt," heißt es. Wie Sokrates geht es Montaigne dabei um zweierlei; zum einen darum, sich selbst zu erkennen, zum anderen um die Einsicht in die Unsicherheit und Begrenztheit seiner Erkenntnisfähigkeit.

Immer wieder betont Montaigne, daß er sich in seinen Essays vor allem mit sich selbst beschäftige, weil er sich wohl am besten kennen sollte. Zu was er aber durch die Beobachtungen seiner selbst gelangt, sind immer nur Meinungen ("opinions", "opinations", "fantasies", "apparances", "sens", "jugemens", "verves"). Für diese gilt zum einen, daß sie sich stets ändern, da er sich selbst ändert, zum anderen, daß andere andere Meinungen von dem gleichen Sachverhalt haben können. Er fühlt sich nicht gehalten, an einer Meinung festzuhalten. Seine Meinung ändert sich gemäß seiner sich wandelnden Einsicht. Unser Bewußtsein ist nicht durch eine umfassende Ordnung bestimmt. "[Es] richtet sich nicht nach allen gemeinsamen Stilen, Regeln und Formen: jedes ist König in seinem Reich."

Wenn Montaigne davon spricht, daß die Sachen, für sich betrachtet, vielleicht ihre eigene Wirklichkeit haben mögen, räumt er allerdings die Möglichkeit eines vom menschlichen Bewußtsein unabhängigen Seins ein. In seinem Essay "Du Repentir" heißt es denn auch ganz deutlich, daß er nicht das Sein

male, sondern dessen "Vorübergang", das "Dasein", ließe sich mit anderen Worten sagen. Mit dem, was vorübergeht, beschäftigen sich seine Denkversuche. So viel wie möglich von dem zu erfassen, was vorübergehend für ihn in Erscheinung tritt, macht seine "philosophie morale" aus. Die Wirklichkeit nur im Vorübergang erfassen zu können, bedeutet, daß sie sich für den Betrachter ständig verändert: "Nichts bleibt, nichts bleibt ständig dasselbe." Bleibt auch der Gegenstand einmal der gleiche, sehen wir ihn von verschiedenen Seiten: "Unsere Seele betrachtet die Sache mit einem anderen Auge und diese zeigt sich mit einem anderen Gesicht, denn jede Sache hat verschiedene Ebenen und verschiedene Ansichten."

Es ist weniger das Nichtwissen, zu dem der "Weise" gelangt, als das Wissen darum, daß seine Erkenntnisfähigkeit von dem ständigen Wandel von Subjekt und Objekt sowie von der Vielfalt der Perspektiven abhängt. "Was die Weisheit vermag, ist keine große Sache: je eindringlicher und lebhafter sie ist, desto eher bemerkt sie ihre Schwäche und desto weniger traut sie sich selbst zu." Es ist immer nur Weniges, was das Denken erreicht. Montaigne zitiert hierzu Diogenes Laertes: "Ich behaupte nicht, die Wahrheit zu wissen und sie erreicht zu haben. Ich decke die Sachen eher auf, als daß ich sie entdecke."

Die Bedingtheit des Denkens hat zur Folge, daß jeder anders denkt. Montaigne erwartet nicht, daß andere so denken wie er. Ausdrücklich sagt er von seinen Denkversuchen, daß es seine Einfälle und Meinungen seien, "ich gebe sie wieder, weil ich an sie glaube, nicht weil sie geglaubt werden sollen. Ich will hier mich selbst enthüllen, der ich vielleicht morgen ein anderer sein werde, wenn mich neue Einsicht verändert." Seine Essays sind demnach auch keine Lektionen für andere.

Nach den soweit umrissenen Denkversuchen ließe sich Montaigne mit Paul de Man als "a subjectivist, the chronicler of pure immanence" bezeichnen. Damit würde aber eine ganz wesentliche Seite seines Denkens ausgeklammert, die allerdings auch von anderen kompetenten Kritikern wie Friedrich unterschätzt wird. Es ist die des Glaubens. Für Montaigne gibt es die Wahrheit, die Wahrheit des Glaubens, die die menschliche Vernunft nicht zu erfassen vermag. Es gibt für Montaigne Transzendenz in einem vom Bewußtsein unabhängigen Sinne. De Man betrachtet diese "naive transcendence" als "altogehter conventional" und undiskutabel, da sie die Grenzen des Bewußtseins überschreitet. Transzendenz – und das ist für ihn "immanente" Transzendenz – gibt es für de Man nur im negativen Sinne: nämlich in der Erkenntnis, daß die Vernunft in ihrem Bemühen, sich zu übersteigen, zum Scheitern verurteilt ist. Nun erscheint auch die Transzendenz im nichtphänomenologi-

schen Sinne bei Montaigne meist nur in negativen Formulierungen: "Wir haben keine Gemeinschaft mit dem Sein ("l'estre"), " heißt es, "weil die menschliche Natur sich ständig in der Mitte zwischen Geburt und Tod bewegt, und nur eine dunkle Erscheinung und einen Schatten von sich gibt und nur eine ungewisse und schwache Meinung ermöglicht." Die ganze Passage kann als eine Übernahme aus Plutarchs Dialog "Über das E in Delphi" betrachtet werden, wo es nach seiner Erklärung des "εí" als "Du bist!"(als Antwort auf den Gruß Apolls) heißt: "Denn wir haben am Sein des Gottes gar keinen Anteil, sondern jede sterbliche Natur befindet sich inmitten zwischen Entstehen und Vergehen und bietet nur ein Trugbild, einen dunklen und ungewissen Schein ihrer selbst." Die menschlichen Mittel der Vernunft reichen nicht aus, den Glauben zu begreifen. Dazu bedarf es der Gnade. "Ich meine," sagt er, "daß bei einer so göttlichen und so hohen und den menschlichen Verstand so weit übersteigenden Sache, wie es diejenige Wahrheit ist, mit der es Gottes Güte gefallen hat, uns zu erhellen, es sehr wohl nötig ist, daß er uns weiterhin durch seine Hilfe beistehe, einer außergewöhnlichen und besonderen Gnade [teilhaftig werden läßt], damit wir sie begreifen und aufzunehmen vermögen, da ich nicht glaube, daß die rein menschlichen Mittel hierzu im geringsten ausreichend sind."

Montaignes Denkversuche bewegen sich im Rahmen der Subjektivität, auf die die menschliche Vernunft angewiesen ist. Sie setzt diese Subjektivität jedoch nicht absolut, wie dies der späte Husserl tut und de Man es Montaigne zu unterstellen versucht. Ihren Wert im Rahmen postmodernen Denkens haben seine Versuche insofern, als sie alle Modalitäten eines eingeschränkten, d.h. auf menschliches Bewußtsein beschränkten Denkens zeigt.

Ein anderes der Merkmale, das Montaigne auf die Postmoderne vorverweisen läßt und auf das bereits Friedrich aufmerksam machte, ist die Funktion der Sprache. Bei der Unsicherheit des Denkens wird natürlich auch die Sprache, mit der es sich äußert, unscharf. Wenn er den Namen und die Sache, die er bezeichnet unterscheidet und den Namen nur als Stimme bezeichnet, "qui remerque et signifie la chose", so läßt er bereits an die Unterscheidung von de Saussures "signifiant" und "signifié" denken. Allein aus dem Auseinanderklaffen von Sprache und Sache, von "signifiant" und "signifié", ergibt sich, daß das auf menschliche Sprache angewiesene Denken nicht an dem "wahren Sein" teilzuhaben vermag. Menschliches Denken bleibt notwendigerweise an die Sprache gebunden. Insofern bereitet Montaigne Derridas "Il n'y a rien hors du texte" ("Es gibt nichts außerhalb des Textes") vor, als menschlichem Denken nur zugänglich wird, was in Sprache faßbar ist. Doch für Montaigne besteht darin nicht das Wissen, sondern das Unwissen, bzw. sein Wissen dar-

über, daß es die "wahre Wahrheit" gibt, er sie mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln aber nicht zu fassen vermag.

Gilt für die dem menschlichen Denken zugängliche Wirklichkeit nur der Text, so hängt die Übermittlung von der Interpretation des Lesers ab. Dies gilt in eminenter Weise bereits für Montaigne, wenn bei ihm jeder Leser im Text andere, d.h. seine jeweils ihm eigene Bedeutung zu finden vermag. "Ein geschickter Leser findet öfters in den Schriften eines anderen andere Perfektionen, als der Autor in sie hineingegeben und darinnen bemerkt hat, und gibt ihnen reichere Bedeutungen und Ansichten." Der Text gewinnt damit bereits für Montaigne eine vom Autor unabhängige Bedeutung. Montaignes Leben ist so vorläufig wie sein Schreiben, da ihm sein begrenztes Erkenntnisvermögen es nicht erlaubt, die Wahrheit oder Wirklichkeit in ihrer Ganzheit und Einheit zu erfassen. Leben und Schreiben bilden für ihn eine Einheit. "So gehen wir in Übereinstimmung und gleichen Schrittes, mein Buch und ich," sagt er. "Wer das eine berührt, berührt das andere." Die Denkversuche sind Montaignes Lebensversuche.

Aus der Gleichsetzung von Leben und Werk ergibt sich, da er vor allem sich selbst als Gegenstand seiner Betrachtungen wählt, daß er in seinen Essays auch immer wieder über diese und ihr Entstehen selbst spricht. Er wendet sich an seinen Leser und erklärt ausführlich seine Art des Schreibens, nämlich daß er seine Gedanken niederschreibe, wie sie kommen, und sie nie korrigiere oder verändere. Er beschreibt aber auch wie ein postmoderner Autor – William Gass, John Barth oder andere – die Situation, in der er schreibt.

Montaignes Denken wie sein Schreiben bewegen sich um seine eigene Person. Sie bleiben offen für andere Möglichkeiten, berufen sich auf die Vielfalt des Denkens seiner Vorgänger und fordern den Leser zu eigenen Versuchen des Denkens auf. Sein Leben und sein Schreiben erscheinen damit solipsistisch, subjektiv. Montaignes Philosophie bleibt gegenüber der absoluten Wahrheit, zu der sie keinen Zugang hat, nur Entwurf oder Dichtung. Er charakterisiert sie selbst als "poësie sophistiquée". Seine Denkversuche werden zu "Metaphilosophie" und "Metaessays" in einem.

Was bei Montaigne noch als selbstverständlicher Hintergrund erhalten bleibt, sein Glaube an das, was die Vernunft nicht zu erfassen vermag, findet in Descartes Diskursen, die sich ganz auf die der Vernunft zugänglichen Bereiche beschränken, sowie in der darauf folgenden Tradition keinen Raum mehr. Dies wird aber Blaise Pascal zum Ärgernis: "Ich kann Descartes nicht entschuldigen; er hatte es sehr gut vermocht, in seiner ganzen Philosophie, Gott beiseite liegen zu lassen."

Ausführlicher setzt sich Pascal – worauf wir hier nur kurz eingehen können – mit Montaigne auseinander. "Montaigne,", heißt es in seinem Entretien avec M. de Saci sur Épictète et Montaigne, "ist ohne Vergleich, um den Dünkel jener zu vernichten, die sich außerhalb des Glaubens einer wahrhaften Gerechtigkeit rühmen, und um denen die Augen zu öffnen, die sich in Meinungen verbeißen und in den Wissenschaften unantastbare Wahrheiten zu finden glauben." Für Pascal wird die Begrenzung der Erkenntnisfähigkeit – bedingt durch die Erbsünde – zur "Misère de l'homme sans Dieu" ("Das Elend des Menschen ohne Gott").

Pascals Pensées sind wie Montaignes Essais Denkversuche, für ihn allerdings Versuche, das Undenkbare zu denken. Die Form, solches zu tun, ist das Paradoxon. Im Paradoxon projiziert Pascal - so Friedrich - eine metaphysische Wirklichkeit auf die Denk- und Sprachbezirke des Verstandes. Montaigne zeichnete den Menschen als das Nichts, das er ohne Gott ist. Sein Sein mit Gott blieb Selbstverständlichkeit. Pascal will und muß sich dessen versichern. Sein Denken versucht demnach, über seine menschliche Nichtigkeit hinauszugreifen. Montaignes Denken verwirklicht sich in der Formulierung seiner Essays in der Erforschung des Menschen durch sich selbst. Pascal realisiert seinen Glauben in der sprachlichen Formulierung "metaphysischer Wirklichkeit". Montaigne kann sagen, daß sein Buch sein Leben ist. Pascal könnte von den Pensées sagen, daß sie seinen Glaubensvollzug darstellen. Der Glaube ist für ihn immer wieder im Begriff, sich zu verflüchtigen. Es ist "ein Glaube, der einem alle Augenblicke entgleitet." In seinen "pensées" versucht er, ihn immer wieder aufzugreifen. Mit dem Glaubensakt der Formulierung des Paradoxon überschreitet er die Grenzen seiner Vernunft, verwirklicht das Paradoxon, "daß der Mensch den Menschen unendlich übersteigt." Er übersteigt in seinem Paradoxon als Mensch den Menschen, nämlich im Sinne der Unbegreiflichkeit seiner selbst.

Der Essay Montaignes entwickelte sich in den verschiedensten Formen weiter, was in Anbetracht seiner Offenheit nahe lag. Das Gleiche gilt für das in seiner Form praktizierte Denken. Eine markante Ausprägung fanden die "Denkversuche" in dieser doppelten Hinsicht im 19. Jahrhundert in den Essays Ralph Waldo Emersons. Auf dessen Essay über Montaigne waren wir bereits zu Beginn unserer Ausführungen kurz eingegangen. Emersons philosophische Voraussetzungen finden sich nicht bei Montaigne oder den französischen Moralisten, sondern im negativen Sinne der Abgrenzung bei Hume, im positiven Sinne der Anknüpfung bei Berkeley, bei Kant und der Transzendentalphilosophie, ferner bei Platon, und das ist für ihn der Platon der Oxforder Neuplatonisten. Mit Platon und Plutarch hatte er allerdings eine Wurzel

mit seinem französischen Vorgänger gemein: die Aufforderung, sich selbst kennen zu lernen. "Know thyself", betrachtete er, dem sokratischen "Erkenne dich selbst" entsprechend, wie Montaigne als seine vornehmste Aufgabe. Er versucht, sich durch das genaue Beobachten der ihn umgebenden Welt selbst kennenzulernen. "The study of man"("Das Studium des Menschen") wird bei ihm weitgehend zum "Studium der Natur". Die Frage aber nach dem Menschen führt ihn wie das "Que sçais-je?" Montaignes zu der Frage "Was kann der Mensch wissen?"

Wie Montaigne betrachtet Emerson seinen Gegenstand unter immer wieder neuen Gesichtspunkten, "jede Idee (oder Gruppe von Ideen) von zwei oder mehreren Gesichtspunkten her – von dem idealistischen und von dem realistischen her – illustrierend." Anders als Montaignes "Meinungen" leiten sich Emersons aus der Beobachtung gewonnenen Einsichten aber nicht notwendigerweise aus einer begrenzten Erkenntnismöglichkeit ab. Wie für seinen Vorgänger wäre für ihn die Beobachtung durch die Veränderung des Beobachten wie die des Beobachters bedingt. Doch die Veränderung ist für ihn wie für Heraklit eine der Wirklichkeit inhärente Kategorie: PANTA REI. Die Natur, für Emerson das Buch der Offenbarung, ist in ständigem Wandel begriffen; so muß "jedes Zeitalter seine eigenen Bücher schreiben [...]. Die Bücher einer früheren Zeit passen nicht in diese."

Im Unterschied zu Montaigne ist Emerson jedoch bemüht - und hierin folgt er Pascal, dessen Pensées er zu etwa der gleichen Zeit wie Montaignes Essais während seines Studiums kennengelernt hatte -, eine Brücke zwischen dem im geschichtlichen Wandel für ihn Erkennbaren und dem Absoluten zu schlagen. Für ihn ist dies ein zusammenführen des "Aktuellen" und des "Wirklichen", "des Einen und des Ganzen", aber auch des "Menschen und der Natur". Die eingeschränkte Erkenntnisfähigkeit des Menschen ist für Emersons nicht wie bei Pascal durch die Erbsünde bedingt. Zu ihrer Erklärung bedient er sich einer Fabel. "Der Mensch ist ein Gott in Trümmern," heißt es in dem ersten seiner Essays, "Nature" von 1836. Früher war er durchdrungen und aufgehoben im Geist ("spirit"). Der Grund für den Verlust seiner Vollkommenheit ist sein mangelndes Selbstvertrauen. "Der einzelne Mensch," heißt es 1837 in "The American Scholar", "umfaßt, richtig gesehen, die Besonderheiten aller Menschen." Dies klingt fast nach einer Übersetzung aus den Essais Montaignes, wo es bereits heißt, daß "jeder Mensch das ganze Wesen eines Menschen in sich trage." Es geht nur darum, daß der Einzelne das in ihm angelegte Menschsein voll entfalte. Zu dem "Know thyself" muß das "Trust thyself" treten, um es zu verwirklichen. Darum ruft Emerson seine Zuhörer auf, sich selbst zu gehorchen: "Gehorche dir selbst." Jedes Ich

entwirft danach sich selbst, seine Welt und seinen Himmel. Sich und die Welt selbst zu entwerfen, muß dabei dem Wissen vorausgehen. Emerson kehrt damit das "cogito ergo sum" Descartes' um in "So zu sein ist der einzige Weg, so zu wissen."

Mit diesem Versuch, sich selbst und die Welt im Denken zu entwerfen, wird auch Emersons Leben wie dasjenige Montaignes zu einem Versuch. Emersons Wort dafür ist das des Experimentierens. "Ich experimentiere einfach," sagt er, "ein endloser Sucher, ohne Vergangenheit in meinem Rücken." Ein Experiment ist es aber neben dem Versuch, sich selbst zu verwirklichen, auch, sich im Rahmen der begrenzten Verwirklichung des Menschlichen in der geschichtlichen Welt einzurichten.

Durch die Verwirklichung seiner selbst und der Welt ist ein äußerstes Maß an Subjektivität erreicht. Allerdings wird diese wieder dadurch aufgefangen, daß das jeweilige Ich bzw. die jeweilige Seele teilhat an einem alle umfassenden Ich, an einer allumfassenden "Überseele", an dem "Weltgeist" oder wie immer er das, was allen gemein ist, benennt. In dem Essay "The Over-Soul" ist die Rede von "jener Einheit, jener Überseele, in welcher jedes einzelnen Menschen Sein enthalten ist und mit allen anderen vereint wird, [...] das ewig EINE." In Emersons Essay "History" steht der an Hegel erinnernde "Weltgeist" als das Einheit stiftende Element. Geschichte ist für Emerson der Bericht von dem Tun dieses Geistes. Doch dieser geht allem Tun des Menschen bereits voraus. Jeder einzelne ist nur einer seiner "Inkarnationen". Im Vertrauen auf sich selbst, in seiner "self-reliance", liest sich jeder einzelne als ein "höheres Wesen". "Es ist die universale Natur, die einzelnen Menschen und Dingen ihren Wert verleiht.[...] Das verdeckte Bewußtsein dieser Tatsache macht das Licht all unserer Tage aus [...] und des Heldentums und der Größe, die zu den Akten des Selbstvertrauens zählen. Es ist erstaunlich, daß wir immer als höhere Wesen ,lesen", d.h. als Menschen, in denen später Nietzsche den Übermenschen sehen sollte, der diesen Weltgeist zu verwirklichen vermag.

Im Unterschied zu Hegel gibt es für Emerson keine Entwicklung zur Erfüllung dieses Geistes, gibt es keine Geschichte in dessen Sinne, sondern immer nur eine Verwirklichung im jeweiligen Hier und Jetzt. "Alles Befragen der Vergangenheit [...] ist das Verlangen, sich des wilden, grausamen und anmaßenden Dort und Dann zu entledigen und an seiner Stelle das Hier und Jetzt einzuführen." Für die "Over-Soul" wie für den Weltgeist gibt es denn auch keine Zeit: "Wenn der Gedanke Platons zu einem meiner Gedanken wird, gibt es keine Zeit mehr." Nietzsche sollte in Gedanken wie diesem die ewige Wiederkehr des Gleichen grundgelegt sehen.

Was bei Montaigne die Begrenztheit des Menschen ausmacht, wird für Emerson Grundlage seiner Individualität, seiner besonderen Ausprägung des in ihm Angelegten. Mit der "Oversoul" ist der Einzelne wie die "Weltseele" in Goethes "Eins und Alles" in ständigem Wandel begriffen. Frei schafft der Geist aus der sich in ständigem Fluß befindlichen Vorgegebenheit seine stets neue Welt. Dieser im ständigen Wandel befindlichen "Over-Soul" im symbolischen Schauen Gestalt verleihend, schafft die Einzelseele sich ständig neu.

Emerson begründet die tatsächliche Unvollkommenheit des Menschen noch mit einer anderen Fabel, derjenigen Platons und Plutarchs, daß die Götter "den Menschen in Menschen teilte, [...] daß es den Einen Menschen gibt – in allen einzelnen Menschen nur teilweise oder nur durch eine Fähigkeit gegenwärtig, und daß man die ganze Gesellschaft nehmen muß, um den ganzen Menschen zu finden." Der Mensch hat, mit anderen Worten, teil an der Idee des Menschen und ist um so mehr Mensch, als er von dieser Idee verwirklicht. Die Größe des Menschen bemißt sich nach dem Grad der Verwirklichung seiner Idee bzw. einer ihrer Fähigkeiten. Diejenigen, die ein besonderes Maß an solcher Verwirklichung erreichen, sind dann für Emerson die "representative men", die er in den sechs großen Persönlichkeiten in dem nach ihnen benannten Essayzyklus (1850) beschreibt und zu denen für ihn auch Montaigne gehört.

Seine Einsichten/"Meinungen" gewinnt Emerson durch das von ihm geforderte neue Sehen. "Das unveränderliche Zeichen der Weisheit ist es," heißt es in "Nature", "das Wunderbare in dem Gemeinen zu sehen." Wie Montaigne beobachtet er das Gemeine, das Alltägliche. "Ich umarme das Gemeine. Ich ergründe das Vertraute, das Niedrige, und sitze zu seinen Füßen," heißt es in "The American Scholar". Doch will er mit seiner Weise des Sehens wie Pascal die im Alltag gegebenen menschlichen Grenzen auch überschreiten. Die Analogie zu Pascal findet sich bei Emerson in der symbolischen Interpretation der Natur. Gott offenbart sich für Pascal durch Christus und die Heiligen Schriften. Ausführlich beschäftigt sich Pascal damit in den von Brunschvigg unter dem Titel "Les Figurative" zusammengefaßten Fragmenten. Er bedient sich damit der bis in seine Zeit maßgeblichen figurativen Schriftauslegung, wonach die Ereignisse des Alten Testaments als Typen auf die des Neuen Testaments als Antitypen verweisen, der Adam des AT auf den neuen Adam, d.i. Christus, des NT. Der besondere Akzent, den Pascal der traditionellen typologischen Exegese verleiht, besteht nun darin, daß er auch den Ereignissen des NT Verweischarakter auf späteres Heilsgeschehen zuordnet. Für Emerson offenbart sich Gott bzw. die Idee im neuen Sehen in der Natur. Emersons Interpretation der Natur wird damit nach Lawrence Buell zu einer "modernen Version der Tradition der christlichen Typologie im westlichen Denken, durchsetzt mit pantheistischem Einfluß". An die Stelle des Antityps der biblischen Exegese tritt für Emerson damit das Symbol, und es ist der Dichter, der dazu berufen ist, in der Natur geschauten Ideen im Symbol Gestalt zu verleihen. "l. Worte sind Zeichen für natürliche Erscheinungen. 2. Bestimmte natürliche Erscheinungen sind Symbole für bestimmte geistige Erscheinungen. 3. Natur ist das Symbol des Geistes."

Als "transparent eyeball"("durchsichtiger", aber auch "durchsehender Augapfel") findet sich Emersons Ich in der Idee des Geschauten wieder und hat an der ihr innewohnenden Göttlichkeit teil. Das über sich hinausgreifende Ich wird damit immer wieder solipsistisch zu sich zurückgeführt. Der Denkversuch wird nicht Versuch, sich zu finden, sondern sich die Welt zu unterwerfen.

Die "Offenheit" des Denkens wäre damit für Emerson eigentlich nur die des ständigen Wandels. Dem steht jedoch eine andere Seite seines Denkens gegenüber. Die Montaignesche Begrenzung behält für Emerson ihre Bedeutung, insofern der Mensch nicht immer fähig ist, die Wirklichkeit wesenhaft zu schauen, und sich im Alltag mit einem begrenzten Sehen und Denken zufrieden geben muß. In "The Transcendentalist" spricht er von "dem doppelten Bewußtsein, von den zwei Leben, dem des Verstandes und dem der Seele, die wir führen." Es ist das Leben des Verstandes, das für Emerson zusehends an Bedeutung gewinnt und in den späten Essays auch die bei Montaigne angestrebte Offenheit in einer Balance von Idee und Wirklichkeit ermöglicht. Hierin darf auch die eigentliche und schon von Anfang an bei ihm angelegte Skepsis gesehen werden. Neben der durch seinen "Glauben" an die grundsätzliche Göttlichkeit seiner Seele gewonnenen Erkenntnis steht die aus seiner "Erfahrung" gewonnene.

Wie für Montaigne bilden auch für Emerson Leben und Denken eine Einheit. Bei Emerson macht jedoch nicht erst die Niederschrift seiner Gedanken sein Leben aus. Seine Gedanken erwachsen – und hierin folgt er Goethe – aus seinem Erleben: "Ich weiß nur so viel, als ich gelebt habe." Leben und Denken stehen für ihn dabei in einem Verhältnis von Handeln und Handelndem: "Denken ist das Handeln. Leben ist das Handelnde."

Die Geschichte der Denkversuche setzt sich nach den von uns soweit betrachteten Essayisten bis in unsere Zeit fort, wenn auch nicht notwendigerweise in der Form des Essays. Emerson selbst wirkt in zweierlei Hinsicht weiter, zum einen durch seinen Einfluß auf Friedrich Nietzsche, zum anderen in der Weiterentwicklung seiner Gedankengänge in der Philosophie des amerikanischen

Pragmatismus. Wir beschränken uns hier auf die Betrachtung des Einflusses auf Nietzsche.

Es soll uns hier aber nicht so sehr darum gehen, Emersons und Montaignes Einfluß auf Nietzsche herauszustreichen, sondern vor allem darum, zu zeigen, wie deren Denkversuche ihre Fortsetzung bei Nietzsche finden und durch diesen zu einem entscheidenden Bestimmungsfaktor der Moderne wurden.

Der Aussagekraft der Sprache steht Nietzsche wie Montaigne skeptisch gegenüber: "Die Forderung einer adäquaten Ausdrucksweise ist unsinnig." heißt es in einem der hinterlassenen Fragmente Nietzsches. "Die Ausdrucksmittel der Sprache sind unbrauchbar" und doch, so fährt er fort: "gehört es zu unseren unablöslichen Bedürfnissen der Erhellung, beständig die eine gröbere Welt von Bleibendem, von 'Dingen' usw. zu setzen." Die Unschärfe der Sprache vermittelt immer nur eine Scheinwelt. Dennoch bleibt dem Menschen kein Ausweg, als mit dieser zu leben. Es ist notwendig, "daß etwas für wahr gehalten werden muß, [...] nicht, daß etwas wahr ist"

Nietzsches Sprachskepsis führt nach Erich Kleinschmidt über die literarische Moderne zu dem Dilemma, daß der Versuch, der Wirklichkeit Sinn abzugewinnen, "unzählige Sinne" und damit "Perspektivismus" erzeugt. "Die Aufsplitterung von Deutungszusammenhängen [löst aber] auch die Gewißheit der Texte, ihre hermeneutische Versicherbarkeit, aufgrund ihrer produktiven Bedingungen auf." Der Text wird nach Kleinschmidt damit bei Nietzsche und für die mit ihm eingeleitete Moderne zum "Wandelraum" für ein "Wandlungswissen. Die Sprache, mit der es gewonnen wird, ist in dieser Sicht ein fluktuierendes Kontinuum, dessen Ziele unscharf sind und das doch immer wieder zu Stillständen gebracht werden muß, um Erkenntnis zu gewinnen." Deutlich zeigt sich in diesen Äußerungen nicht nur die uns schon bei Montaigne und Emerson begegnete Sprachskepsis, sondern auch das Wissen um die Grenzen, die dem Denken auferlegt sind. Wirklichkeit findet für Nietzsche ihre Grenze in ihrer Denkbarkeit, wie diese sich in der unzulänglichen Sprache artikuliert. Für Nietzsche gibt es keine Welt außerhalb derjenigen, die jedes Ich für sich erlebt und denkt. "Zu jeder Seele gehört eine andre Welt, für jede Seele ist jede andre Seele eine Hinterwelt. [...] Für mich - wie gäbe es eine Außer-mir? Es gibt kein Außen!"

Es gibt für Nietzsche auch keinen Sprung in den Glauben wie für Kierkegaard: "Müdigkeit, die mit Einem Sprunge zum Letzten will, mit einem Todessprunge, eine arme unwissende Müdigkeit, die nicht einmal mehr wollen will: die schuf alle Götter und Hinterwelten." Nietzsche läßt Zarathustra

den Tod Gottes verkünden. Für ihn gibt es weder Gott noch Jenseits. "Die Absetzung endet im Sinnlosen," kommentiert Martin Heidegger die damit herbeigeführte erkenntnistheoretische Situation. "Sie bleibt jedoch die unbedachte und unüberwindliche Voraussetzung der verblendeten Versuche, sich durch eine bloße Sinn-gebung dem Sinnlosen zu entziehen." "Die Herrschaft über das Seiende als solches" geht nach der Todeserklärung Gottes "an das neue, durch den Willen zur Macht bestimmte Wollen des Menschen über." "Wir, die Denkend-Empfindenden," heißt es in der Fröhlichen Wissenschaft, "sind es, die wirklich und immerfort etwas machen, das noch nicht da ist [...]. Was nur Wert hat in der jetzigen Welt, [...] dem hat man einen Wert einmal gegeben, geschenkt, und wir waren diese Gebenden und Schenkenden. Wir erst haben die Welt, die den Menschen etwas angeht, geschaffen!" Danach gilt aber auch, daß "wir nur eine Welt begreifen können, die wir selber gemacht haben." "Die Welt" ist dann "als ein sich selbst gebärendes Kunstwerk" zu verstehen. "Der Wert der Welt" als Kunstwerk liegt jedoch danach "in unserer Interpretation." Die als Kunstwerk "unendlich" gewordene Welt schließt "unendliche Interpretationen in sich."

Wie für Emerson befindet sich die "denkbare" Welt Nietzsches, ständig im Fluß. "Wahrheit ist [...] nicht etwas, was da wäre und das aufzufinden, zu entdecken wäre, - sondern etwas, das zu schaffen ist und das den Namen für einen Prozeß abgibt, mehr noch für einen Willen der Überwältigung, der an sich kein Ende hat: Wahrheit hineinlegen, als ein processus in infinitum." Nietzsches Welt ist wie diejenige Emersons immer eine Welt im Werden, in der jeder Augenblick seinen eigenen Wert hat und nicht durch sein Vorher oder Danach bestimmt wird. Wie bei Emerson ist Nietzsches Denkversuch, seine "Experimental-Philosophie", ein Jasagen zu dem im ständigen Wandel sich befindlichen Hier und Jetzt. "Eine solche Experimental-Philosophie, wie ich sie lebe, will bis zum Umgekehrten hindurch - bis zu einem dionysischen Jasagen zur Welt, wie sie ist, ohne Abzug, Ausnahme und Auswahl. Höchster Zustand, den ein Philosoph erreichen kann: dionysisch zum Dasein stehen -: meine Formel dafür ist amor fati." Nietzsches "Experiment" hat dabei, wie schon bei Montaigne und Emerson, "existentielle Qualität", insofern Nietzsches Experimentieren einschließt, "daß man seiner Antwort entsprechend zu leben versucht und sie auf diese Weise überprüft." "Das Leben" wird damit aber selbst "ein Mittel der Erkenntnis." Es erinnert an Emerson, vor allem aber an den von Nietzsche so geschätzten Goethe, wenn es heißt, daß einem Philosophen nicht frei stünde, "zwischen Seele und Leib zu trennen, [...] es steht uns noch weniger frei, zwischen Seele und Geist zu trennen. [...] wir müssen beständig unsere Gedanken aus unserem Schmerz gebären und mütterlich ihnen alles mitgeben, was wir [...] in uns haben."

Der, der sich dieser ewigen Wiederkehr des Gleichen, dem sich immer wieder im Nichts auflösenden Werden zu stellen vermag, ist für Nietzsche der "Übermensch". Er ist erfüllt vom "Willen zur Macht". Dieser bestimmt ihn, sich, d.h. seine "wahre" Natur zu verwirklichen. Emersons "Trust yourself!" erscheint bei Nietzsche für den großen Menschen als "Sei du selbst!" "Der Mensch, welcher nicht zur Masse gehören will," heißt es in "Schopenhauer als Erzieher", seiner "Übertragung" Emersons, "folge seinem Gewissen, welches ihm zuruft: 'sei du selbst!'." "Antwort auf die Frage, wie man wird, was man ist [...]," ist das "nosce te ipsum", heißt es in Ecce Homo. Die Beispiele, die Nietzsches Vorstellung der Selbstverwirklichung und damit dem Ideal des "Übermenschen" nahekommen, sind zum Teil die gleichen, die Emerson als "Representative Men" kennzeichnete, allen voran Goethe. In großen Menschen wie Goethe ereignet sich die vom Willen zur Macht erstrebte Wiederkehr des ewig Gleichen.

Entscheidend für das Weiterwirken Montaignes und Emersons über Nietzsche auf die Moderne ist die Forderung der ständigen Neubestimmung der sich ständig wandelnden Wirklichkeit aus sich ständig wandelnder Perspektive, in Nietzsches Worten die Forderung nach der immer wieder neuen "Umwertung aller Werte", d.h. des immer neuen "Versuchs", sich selbst und die Wirklichkeit zu bestimmen. Das Verhängnisvolle der Weiterentwicklung des von Montaigne eingeleiteten Versuchs bei Nietzsche dürfte dessen Verabsolutierung sein, da er keine Begrenzung durch die für Montaigne und Emerson notwendigen skeptischen Vorbehalte duldet. Der Versuch wird als einzig mögliche Wirklichkeit zu dem, was erst zu erreichen versucht werden soll.

Der neue, unverkennbar auf Emersons Denkversuche sich gründende Denkansatz Nietzsches sollte auf die Philosophie wie auch auf die Literatur des 20. Jahrhunderts einen kaum abschätzbaren Einfluß haben. Emerson wurde dabei als Anreger dieses Denkens meist vergessen.

Ungewöhnlich ist das Interesse, das die Existenzphilosophie für Nietzsche zeigte. Martin Heidegger wie Karl Jaspers setzten sich ausführlich mit ihm auseinander. Von den "postmodernen" Denkern seien hier nur Michel Foucault und Jacques Derrida genannt, die sich immer wieder auf Nietzsche berufen. Es würde in dem hier gezogenen Rahmen zu weit führen, darauf ausführlicher einzugehen. Wie die Literatur der Zeit, sah auch die Philosophie in Nietzsche vor allem das Überbordwerfen der vor allem metaphysi-

schen Tradition und den Versuch, Sein und Seiendes von Grund auf neu zu bestimmen. Montaigne und Emerson spielten in diesem Rahmen nur in Ausnahmefällen eine Rolle. Zu den Ausnahmefällen gehören in bezug auf Montaigne etwa Michel Leiris als postmoderner Autobiograph, in bezug auf Emerson Stanley Cavell im Rahmen seines "Moral Perfectionism". Was bei fast allen postmodernen Denkern und Schriftstellern verlorengeht, sind der bei Montaigne ausgesparte Bereich des Glaubens und die bei Emerson bereits säkularisierte, nicht nur als Entwurf gültige Idee von dem, was der Mensch wesenhaft ist. Der Mensch entwirft sich selbst und seine Welt und setzt sich damit absolut. Eine Ausnahme hierzu liegt in dem Denkansatz Heideggers vor, auf den abschließend kurz eingegangen werden soll.

Wenn Derrida Heidegger wie Nietzsche noch dem metaphysischen Denken verhaftet sieht, das sie als zu ihrem Ende gekommen betrachten, so müßten sich aus der Sicht seines Denkens deren Versuche als solipsistisch unfruchtbar erweisen. Wie sieht jedoch das Denken aus, das erst beginnt, wenn, wie es bei Heidegger heißt, "wir erfahren haben, daß die seit Jahrhunderten verherrlichte Vernunft die hartnäckigste Widersacherin des Denkens ist"? Die "Seinsvergessenheit" unserer Zeit kann für Heidegger nur durch eine Kehre zurück zu den vor dem begrifflichen Denken der Metaphysik liegenden Anfang überwunden werden. Ein neuer Anfang - wir folgen hier der Interpretation Max Müllers - ist jedoch von uns her nicht leistbar, planbar, setzbar, erzwingbar, sondern "muß uns gegeben werden." In einem solchen Anfang "wird alles Erwartung dieser Gabe, Bereitschaft zur Annahme dieser Gabe." Das Fragen in diesem Anfang ist nach einem Ausdruck Heideggers "die Frömmigkeit des Denkens." "Diese Entscheidung des Menschen ist die Entscheidung zu seiner eigenen Fragwürdigkeit und ist ständiges In-Fragegestellt-Bleiben unserer selbst im Hinblick auf alles Seiende und das Sein selbst. Eine Beantwortung gäbe alles in unsere Hand, würde uns zu Herren über alles Seiende in der Welt machen und zugleich zum Herren unserer selbst." "Frommes Denken steht damit" für Max Müller "jenseits jener Gewißheit des Wissens, welche moderne Einzelwissenschaft unbedingt erreichen will." Es steht damit im Gegensatz zu dem selbstbezogenen Denken der Postmoderne, das die Wirklichkeit seiner selbst und der Welt zu bestimmen, sich fähig dünkt. Müller lehnt aber auch die von dem frühen Heidegger hingestellte Alternative "Man glaubt, oder man denkt" ab. Der Glaube ist für Müller "nicht Besitz, Eigentum, das Sicherheit uns gibt [...]. Er bleibt in der Erwartung auf Erfüllung dieser Hoffnung, welche Erfüllung fraglich bleiben muß." "Das 'fromme Denken' [...] steht" danach für Max Müller "neben dem, was man das ,gläubige Denken' nennen kann; aber dies gilt wiederum nur dann, wenn der Glaube kein unfrommer Glaube ist [...], sondern als frommer innerhalb der Frage 'an mich' bleibt und damit auch als Frage 'für uns' fraglich bleibt. Die echte, eigentliche Form der Gläubigkeit muß fromm sein, sonst verliert sie die Freiheit der Frage und verzichtet auf die Menschlichkeit des Menschen." "Frommes Denken" wird damit zu einem Denken, das sich seines Versuchscharakters bewußt bleibt. Glaube wird in solchem Denken nicht mehr wie bei Nietzsche, Foulcault oder Derrida unmöglich, sondern kann als "Gabe" erhofft werden. In solcher Sicht öffnet sich im modernen Denken auch wieder die Möglichkeit des Neben- und Miteinanders von Denken und Glauben, das die Denkversuche Montaignes und Pascals kennzeichnete. Diese Möglichkeit von Denken und Glauben im In-Frage-gestellt-Bleiben in seinem Denkversuch seit seinen frühen Schriften unserem Denken wieder geöffnet zu haben, kann als das besondere Verdienst Max Müllers betrachtet werden.

Wir verstanden zunächst den Essay als literarische Gattung, als der Refexion gewidmete Kurzprosaform, dann jedoch, was uns wichtiger schien, als Denken, das sich bewußt als Versuch verstand und keinen Anspruch auf Gewißheit oder Systemfähigkeit erhob. Wir kommen abschließend zu einer weiteren Bestimmung des Essays, nämlich der als literarisches Kunstwerk. Der Essay ist danach die kunstvolle Entfaltung eines an einem Gegenstand der Erfahrung (ggf. der Denkerfahrung) entwickelten Gedankens. Er gewinnt seine Überzeugungskraft nicht dadurch, daß er durch diskursives Denken bestätigt zu werden vermag, sondern durch die Ausgewogenheit seiner Argumente. In einer Zeit, da die Grenzen zwischen Wirklichkeit und Fiktion fallen, jedes Verständnis von Wirklichkeit zu dem Entwurf ihres jeweiligen Betrachters geworden ist, wird der "Denkversuch" des Essays zur eigentlichen angemessenen Weise des Philosophierens.

In Montaigne und den Essayisten in seiner Folge wird der Philosoph zum Schriftsteller bzw. werden Philosoph und Essayist identisch. Wahrheit erscheint in der Form des Kunstwerkes. Sie darf dabei aber nicht der Willkür preisgegeben werden. Wie jedes Kunstwerk gewinnt auch der Essay seinen Wert dadurch, daß er versucht, Wahrheit aufleuchten zu lassen und ihr nahe zu kommen, sei es auch nur im spielerischen Umkreisen oder im Bewußtsein, Wahrheit oder Wirklichkeit nie endgültig erfassen zu können, jedoch im Glauben, daß es eine solche dennoch gibt.

Der Tod Karl R. Poppers vor neun Tagen, am 17.9.1994, gibt uns Anlaß, unseren Ausführungen einen Nachtrag anzufügen. Wir haben ihn in unserem Entwurf einer Geschichte des Essays als Denkversuch unberücksichtigt gelassen, weil sich sein Denken nicht auf dem hier in den Mittelpunkt gestell-

ten Hintergrund der Beziehungen von Montaigne über Emerson zu Nietzsche entfaltet. Doch Poppers kritischer Realismus kann sehr wohl als ein Denkversuch im Sinne Montaignes verstanden werden oder, um auf seine eigenen Begriffe zurückzugreifen, als "offenes" Denken.

Montaignes Einsicht, daß alles Denken nur Versuch sein kann, Wirklichkeit zu erfassen, Wahrheit zu erkennen, entspricht der Forderung in Poppers Logik der Forschung von 1934, daß alle theoretischen Vorstellungen immer wieder an der Wirklichkeit überprüft werden müssen.

Wie nach Montaigne alles Beobachten von Wirklichkeit (bei ihm vornehmlich seiner selbst) diese nach der Schematik der ihm eigenen Begriffe und Wertungen formt, so gibt es für Popper keine Beobachtung, die nicht schon "theoriegeleitet" wäre.

Wenn Popper in seiner Auseinandersetzung mit den Vertretern des logischen Positivismus des Wiener Kreises nachweist, daß aus noch so zahlreichen Einzelfällen keine allgemeingültigen Gesetze abgeleitet werden können, so entspricht das Montaignes Einsicht, daß sich unser Bewußtsein nicht nach allgemeinen Regeln und Formen richtet. Ein Montaigne würdiges Beispiel findet sich bei Popper, wenn die Aussage "Alle Schwäne sind weiß" falsifiziert wurde, als man entdeckte, daß es auch schwarze Schwäne gab.

Für Montaigne gibt es die Möglichkeit eines vom Bewußtsein unabhängigen Seins. Dem entspricht, daß Popper an einem absoluten Wahrheitsbegriff festhält, aber akzeptiert, daß es keine zuverlässigen Kriterien der Wahrheit gibt. Für Montaigne gibt es die Möglichkeit, die Grenze des Denkens im Glauben zu überschreiten. Dies ist für Popper nicht möglich. Alle metaphysischen Aussagen sind bei ihm aus der wissenschaftlichen Diskussion ausgeschlossen.

Die "offene Form" seines Denkens überträgt Popper von seiner Logik der Forschung in The Open Society and Its Enemies, 1945 (Die offene Gesellschaft und ihre Feinde) auf die Gesellschaft. Hugo Friedrich definierte Montaignes Essay als "offene Form", die schriftstellerisch das Unabschließbare des Weltund Lebensstoffes verwirklicht. Für Popper ist die Gesellschaft in diesem Sinne immer "offen" und unabschließbar. Wie kein philosophisches System Wirklichkeit endgültig zu erklären vermag, so kann für ihn keine Utopie bestimmen, wie die Gesellschaft aussehen soll, die dem Menschen gerecht werden könnte, ohne ihn seiner Freiheit zu berauben. Poppers The Open Society vorbereitender Aufsatz "The Poverty of Historicism", 1944/45, kann als Essay im Montaigneschen Sinne, auch was seine Form betrifft, verstanden werden.

Poppers Gesellschafts- und Geschichtsverständnis war aber nicht nur bereits in Montaignes Denkversuchen und politischem Handeln vorweggenommen worden, sondern fand in unserer Zeit auch seinen Niederschlag in dem "historischen Imperativ", den Max Müller in Erkenntnis und Geschichte 1971 formulierte. Ihm zufolge ist der Mensch nur in jeweils konkreten Situationen zu "selbsteigenem" Handeln aufgefordert. In den Möglichkeiten, die sich aus der historischen Situation ergeben, und nicht in einer sie umgehenden, vorwegnehmenden "Entschlossenheit", sieht Max Müller die Freiheit des Menschen verbürgt.

Auch mit diesem fragmentarischen Vergleich des Popperschen Denkens mit Montaignes Denkversuchen bleibt unser Unterfangen, Denken als Denkversuch zu charakterisieren nur Versuch.

(Dieser Vortrag ist eine stark gekürzte Version einer Studie über "Denkversuche: Montaigne und Pascal, Emerson und Nietzsche, Postmoderne", die im Literaturwissenschaftlichen Jahrbuch der Görres-Gesellschaft, N.F. Bd. 35, 1994, 343–386, abgedruckt ist. Dort erscheinen die Zitate in ihrer Originalsprache und befinden sich alle Quellenbelege.)

Franz Schüppen

Westfälische Poesie als europäische Geschichte

Erinnerung an Friedrich Wilhelm Weber (1813-1894)1

1. Die Basis: Poesie von und aus Westfalen

Landschaft der Weltliteratur wurde Westfalen durch Voltaires ironische Darstellung des westfälischen Barons Thunder-ten-tronkh, dessen Schloß nicht nur Fenster und Türen hat, sondern sich auch durch einen ungebrochen und unerschütterlich in allen späteren Widerwärtigkeiten weiter seine optimistische "metaphysico-théologico-cosmolonigologie" lehrenden Hauslehrer auszeichnet.²

Der zwischen der preußischen und der französischen Hauptstadt reisende Aufklärer konnte wenig Zeit auf genaue Beobachtungen verwenden, zeichnet sich weder in der niederdeutschen Sprach- noch in der reichsdeutschen Landschaftsgeographie durch besondere Zuverlässigkeit aus, aber er mag nicht nur wegen seiner Lektüre der Schriften des hannoverschen Philosophen Leibniz eine wichtige Linie der Entwicklung erfaßt haben. Jedenfalls wurde er diskutiert und beweist seinerseits Gespür für die Struktur einer bescheiden und hartnäckig vielerlei Attacken und Zerstörungen überstehenden Provinzialität.

Um 1800 konnte Westfalen seinerseits mit poetischen Hauskreisen an den Kaminfeuern seiner Schlösser und mit poetischen Promenaden in den Laubengängen zwischen ansehnlichen Taxuswänden aufwarten, z.B. im und am Schloß Bökerhof bei Brakel, wo die Brüder Grimm und ihre Freunde Anregungen mit der bedeutenden Familie der Freiherrn von Haxthausen austauschten, die von der Göttinger Universität den neuen Geist der aristokratischen Romantik mitgebracht hatten und sie in den Kampf gegen den Usurpa-

2) Es handelt sich um den Anfang des Anti-Leibniz-Romans "Candide ou l'optimisme" (1759), in dem der Autor u.a. das die Thesen von der "besten aller Welten" massiv widerlegende Erdbeben von Lissabon thematisiert.

Die am 27.9.1994 in Bamberg vorgetragenen Gedanken sind für die Druckfassung neubearbeitet, angesichts des "vergessenen" Autors und zwecks tieferer Begründung der nicht selbstverständlichen These erweitert.

tor Napoleon einzubringen trachteten.3 Friedlicher entstand aus und in der gleichen Familie und zum Teil am gleichen Ort die Poesie der jungen Annette von Droste-Hülshoff aus deren geistigem Umkreis 1841 die erste poetischhistorische Darstellung von Land und Leuten durch Levin Schücking und Ferdinand Freiligrath erwuchs.4 Inzwischen hatte Karl Leberecht Immermann in seinem Roman "Münchhausen" (1838) Lebensform und Souveränität westfälischer Großbauern dem Publikum nahegebracht und in seinen "Epigonen" (1836) zeitgemäß, wenn auch im romanhaften Detail ebenso unangemessen, wie das in modernen Fernsehserien der Fall zu sein pflegt, frühe westfälische Unternehmer und Industrie agieren lassen. Aus der rheinischen Hauptstadt zeigten neben dem zugereisten Juristen und Theaterdirektor Immermann auch der Düsseldorfer Heine und der Detmolder Grabbe Interesse an Westfälischem: Grabbe in der pathetischen Inszenierung der "Hermannsschlacht" im heimischen Teutoburger Wald (1838) und Heine in den wieder an Voltaire erinnernden ironisch-beiläufigen Reiseminiaturen der Verse seines "Wintermärchens" "Deutschland" (1844).

Der 1813 geborene Friedrich Wilhelm Weber war nicht nur in der Nähe von Schloß Bökerhof in einem heute in Bad Driburg eingemeindeten Dorf geboren worden⁵, sondern erlebte auch die Thematisierung der Heimatlandschaft in der Literatur in einem aufnahmefähigen Alter. Er mußte sich veranlaßt sehen, zu vergleichen zwischen Heimat und Welt, die er als Student in Greifswald, Breslau und Berlin, als reflektierender Reisender in Schweden, Italien und Frankreich erlebte.⁶ Er etablierte sich als Arzt im heimatlichen Driburg und nahm dort am politischen Leben und am Aufstieg der Region teil, indem

Daß der ländlich-katholische Tagungsort Bamberg der Görres-Gesellschaft 1994 mit dem Grafen Stauffenberg und seinem Regiment für die Hitler-Jahre eine ähnliche Struktur wiederholt, ist m.E. bemerkenswert.

⁴) Die erste Auflage "Das malerische und romantische Westfalen" als Nachdruck beim Olms-Verlag Hildesheim, die umfangreichere 2. Auflage aus den 90er Jahren im Schöningh-Verlag in Paderborn.

⁵⁾ Das Klima zeichnete die Reisebeilage der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 17.3.1994 auch im Blick auf das Weber-Gedenkjahr – vorsichtig literaturfern – in einem Beitrag "Förstersohn, Rauschebart und grüblerisches Mädchen", der auf die neuentstehende Bökerhof-Gesellschaft hinwies, eine der nunmehr mindestens (mir bekannten) jetzt fünf (!) literarischen (!) Gesellschaften im Landkreis Höxter. – Webers Geburtshaus in Bad Driburg-Alhausen ist von der "Gesellschaft der Freunde des Dichters" als Museum zugänglich gemacht, kann sich mit Besucherzahl wie Ausstellungsstücken sehen lassen.

Webers Bericht von der Reise als soeben promovierter Arzt nach Italien und Frankreich ist in großen Teilen erstmals von Franz Schuknecht in dem 1994 im Bonifatius-Verlag Paderborn erschienenen Weber-Band der "Vereinigung der Freunde des Dichters Friedrich Wilhelm Weber" ediert worden. Eine umfassende Publikation von Nachlaß, Briefwechsel, Geschäftsund Berufsakten wie von politischem Material ist jedoch nie versucht worden, was angesichts der beispielhaften Existenz verwundert. Nicht nur der ungenügende Kontakt zwischen Katholizismus und germanistischer – vielleicht überhaupt literaturwissenschaftlicher – Philologie ist an diesem Beispiel offenkundig.

er u.a. in den Sommermonaten dem sich auch durch ihn schnell entwickelnden Bad Lippspringe als Badearzt zur Verfügung stand. Er beschrieb dessen Heilkräfte und bereicherte den dort publizierten Almanach "Arminia" mit eigenen und übersetzten Poesien, die er sonst nur ausnahmsweise in Zeitschriften der Region veröffentlichte.⁷ Der gesellschaftlich und medizinisch erfolgreiche "Sanitätsrat" wurde für über dreißig Jahre Abgeordneter im preußischen Landtag in Berlin.

Sicher dürfte sein, daß, wer Friedrich Wilhelm Weber heute noch kennt, ihn als Dichter kennt, als Verfasser der epischen Erzählung "Dreizehnlinden". Mit ihr ist Weber berühmt geworden. Sie war zugleich die erste eigene Dichtung, die der Verfasser – im hohen Alter von 65 Jahren – als Buch präsentierte. Es waren nur die gelegentlichen Veröffentlichungen von Gedichten und Übersetzungen aus der schwedischen und englischen Literatur vorangegangen. Einen ersten Sammelband seiner Gedichte veröffentlichte Weber erst 1881, einige Jahre nach dem Epos und fast 70jährig. Ein zweites Epos "Goliath" und eine Nachlese unter dem bezeichnenden Titel "Herbstblätter" kamen erst als Werke des 80jährigen und posthum an die Öffentlichkeit. Die erwachsene Tochter spielte als Adressatin, Anregerin, Propagatorin und Sammlerin, schließlich als Herausgeberin und Informantin dabei eine ebenso erhebliche Rolle wie die zahlreichen, den Autor ermunternden Freunde.

Das Epos "Dreizehnlinden" hatte der Landtagsabgeordnete (1861–1893) der sich als neues Zentrum bildenden Partei für den Kreis Warburg-Höxter zu einem großen Teil während der Sitzungsperioden in Berlin abgefaßt: das abgeschlossene Manuskript 1877 zum Weihnachtsfest der 26jährigen Tochter nach Schloß Thienhausen mitgebracht, das Weber auf Einladung des Freiherrn Guido von Haxthausen von 1867 bis 1887 bewohnte und wo er in die verquer aufgestellten Antiquitäten des verstorbenen August von Haxthausen

Nicht zuverlässig ist hier (mit dem Datum 1892 in der abschließenden Zeittafel) die bereits o.a. hübsche Zusammenstellung der Driburger "Freunde des Dichters" (Paderborn: Bonifatius

1994).

Weber verfaßte "Die Arminiusquelle zu Lippspringe" (Paderborn 1863), steuerte vorher zu dem Almanach "Arminia" (1857) 6 eigene Gedichte und 7 Übersetzungen bei. "Eisenbahnphantasie" gibt darunter ein weitgespanntes geschichtsphilosophisches zeittypisch-antihegelianisches, "realistisches" Panorama. Einzelne Gedichte erschienen in früheren Jahren hauptsächlich im "Mindener Sonntagsblatt".

eine gewisse bürgerliche Ordnung brachte.⁹ Im Gedicht selbst hält Weber fest, daß er es in einer "weltvergeßnen Siedelei im Wasserschlosse" verfaßt habe, zu der "Gewieher und Gebrause" der "dampfbeschwingten Rosse" der Zeit nicht gedrungen seien.¹⁰ Doch auch, wenn der Turm über dem Schloßgraben, der das Arbeitszimmer enthielt, noch existiert, war das nur eine Teilwahrheit angesichts der zahlreichen Verse auf Vordrucken und Vorlagen des Landtags, die sich erhalten haben.¹¹

Mit steigendem Wohlstand und Wohlleben wird es zusammenhängen, daß die heimischen Verhältnisse in diesen Jahren überall Gegenstand der Literatur werden. Die neue, "realistisch" genannte Gesinnung ist als Grund und Folge damit ununterscheidbar verbunden. Realistisch ist die Beziehung zum alltäglich und gesellschaftlich Konkreten, zur wirklichen Umwelt und zu den Orten, die man durch und durch kennt. Die Ferne, die Fremde und die Utopie gelten wenig. Bekannte Vergangenheit gilt mehr als unbekannte Zukunft. Man weiß aus Lektüre und Literaturgeschichte, daß Theodor Fontane seine

Die auf Erhaltung des Bestehenden gerichtete Mentalität des Realismus ist nicht nur bei Weber zu konstatieren, in der poetischen Ablehnung der entstehenden neuen Strukturen und Möglichkeiten nicht gerade ein Ruhmesblatt für die Intellektuellen der Zeit, die den weltverbessernden Neuheiten ablehnend gegenüberstanden. Der Eisenbahnbau wurde – auch von Weber und nicht folgenlos – abgelehnt wie später – mit neuer Argumentation – Straßen- oder Fabrikanla-

⁹⁾ August von Haxthausen schrieb bedeutende Reisebücher aus Rußland und seinen kaukasischen Provinzen, übte Einfluß auf die russische Bauernbefreiung, initiierte eine ökumenische Bewegung in Deutschland. Er wurde mit seinem Kreis zur Romanfigur Levin Schückings mit seinem im Titel gemeinten Wohnsitz "Die Herberge der Gerechtigkeit" (1879: Im Jahr nach DZL). Bedeutend war neben ihm sein Bruder Werner als Herausgeber und Staatsrechtler. - Zur bürgerlichen Lebensführung der Familie Weber hat Peter Hille in seinem Roman "Die Hassenburg" (posth. 1905) eine interessante Schilderung gegeben. – Einzelheiten zu Leben und Werk Webers sind i.ü. nachzulesen in: Julius Schwering, Friedrich Wilhelm Weber, Sein Leben und seine Werke, Paderborn: Schöningh 1900. – (Schwerings Buch "Friedrich Wilhelm Weber, der Arzt und Dichter, Jena: Fischer 1932" enthält im wesentlichen nur ein knappere Zusammenfassung. – Souverän zusammenfassend und deutend, unbeeinflußt von den negativen Seiten des Zeitgeists: Max Buchner, FWW, Dülmen 1940. – Mein Buch aus dem Jahre 1987 (Paderborn: Schöningh 1989) gibt eine geistesgeschichtliche Interpretation als Motivanalyse von "Leben und Werk". Es enthält Literaturhinweise und in ausführlichen kleingedruckten Exkursen Anregungen und Skizzen. (Zu den Haxthausens vgl. insbes. die umfangreichen Anm. 8, 65, 71). Für Einzelheiten des Werkes sind immer noch aufschlußreich die (meist ebenfalls bei Schöningh publizierten) Kommentare für die Erarbeitung von "Dreizehnlinden" (und "Goliath") in der Schule, insbes. die – in 100 (!) Entwürfen zu Schulaufsätzen – umfassende Durchleuchtung der Dichtung von dem Recklinghäuser Gymnasialdirektor Heinrich Vockeradt (Schöningh 1900; 6. Aufl. 1916).

Bei seinem Tod war Weber berühmt. Der Dichternachlaß wurde von der Tochter und dem ersten Biographen Schwering konserviert. Beider Interesse war freilich begrenzt, erstreckte sich nicht auf den Politiker. Der Nachlaß des Münsteraner Professors ist in den Kriegsjahren verlorengegangen, der Nieheimer Webernachlaß in den unmittelbaren Nachkriegsjahren schwer lädiert worden, so daß im einzelnen allenfalls mit großen Anstrengungen über die Feststellungen Schwerings hinausgelangt werden könnte.

Romane in die heimische Mark Brandenburg und nach Berlin verlegte¹², daß Wilhelm Raabe seine Erzählungen in den ihm vertrauten niedersächsischen Landschaften spielen ließ, Storm Schleswig-Holstein, Keller Zürich, Klaus Groth Dithmarschen, Fritz Reuter Mecklenburg fast zu dem jeweils alleinigen Hintergrund ihrer Erzählungen machten. Weber beschreibt folglich Westfalen, beschreibt es in Berlin mit ein wenig Heimweh für die Sicherheit und den Komfort, die zuhause warten und bereitstehen.

Er beschrieb seine unmittelbare Umgebung detailliert. Die von ihm nach zeitgenössischen Vorgaben Nethe-Gau genannte Region gibt so gut wie ausschließlich den Schauplatz der erzählten Vorgänge ab. Es handelt sich um das wenig ausgedehnte Flußgebiet der Nethe, die oberhalb von Höxter in die Weser mündet. Die Orte des Gedichts ergeben einen hübschen Wanderweg durch den Landkreis Höxter¹³, erwähnen zwischen der Driburger Ruine Iburg und dem Weser-Kloster Corvey die Herrenhäuser der Familie von Haxthausen, die Wohnorte des Autors und die Poesie der Wälder und Felder zwischen Driburg und Höxter. "Wonnig" den frühlingshaften "Garten Gottes" zu durchstreifen intendierte der Autor. Als dessen Bild reichte ihm die Heimatlandschaft.

Der Realist ist mit seiner Umgebung im Einklang, hat so wenig gegen seine Landsleute einzuwenden wie ein ober- oder niederbayerischer CSU-Politiker gegen Mentalität und Lebensform im Freistaat. Die realistische Übereinstimmung ist elementar, hält der Reflexion stand. ¹⁴ Die Bewohner der Region werden von Weber feierlich vorgestellt:

Heut noch ist bei euch wie nirgend Väterbrauch und -art zu finden; Darum sei es euch gesungen, Dieses Lied von Dreizehnlinden.

Der Held Elmar wird ausdrücklich zum Muster westfälischer Daseinsweise:

Rügt es nicht, wenn ich den Helden In der Heimat Farben male; Dünkt er manchmal euch ein Träumer, Nun, er war ja ein Westfale;

Den Wandel habe ich bei Theodor Fontane in einem Buch dargestellt: "Paradigmawechsel im Werk Theodor Fontanes. – von Goethes Italien- und Sealsfields Amerika-Idee zum preußischen Alltag". Schriftenreihe der Charles-Sealsfield-Gesellschaft V, 1993.

Ein literarischer Weber-Wanderweg ist projektiert.
 Das konkrete Beispiel soll hier nur eine Struktur der klassischen Regionalität der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gegenwartsnah verdeutlichen.

Zäh, doch bildsam, herb, doch ehrlich, Ganz wie ihr und euresgleichen. 15

Weber hat Elmar auf dem Haxthausenschen Hauptgut Abbenburg (Habichtshof) ansässig sein lassen, das fränkische Fräulein Hildegunde auf dem Haxthausenschen Bökerhof: Das Epos feiert, wie es sich gehört, eine für die politisch-geistige Konstitution der Landschaft bedeutende Familie mit solchem Erfolg, daß der Name "Elmar" in der Familie von Haxthausen zu einer bis heute erhaltenen Tradition wurde.

Das alte Versatzstück epischer Einleitungen, daß dem unmittelbaren, meist fürstlichen, oftmals regierenden Adressaten Lob gespendet wird, hat Weber eigenwillig gestaltet. Seine Widmung besingt im späten 19. Jahrhundert Westfalen wie im Altertum die "Aeneis" Rom, der "Cid" das befreite Spanien, die Lusiaden die Welt- und Seemacht Portugal. Weber wendet sich in solcher Tradition nicht an einen Fürsten, nicht einmal an eine bedeutende Familie, sondern an das Volk, an die Bewohner der Region, nachdem für ihn ab- und ausgemacht ist, daß Bedenken über altmodische Form und unzeitgemäßen Inhalt sich erledigt haben:

Sei's, und sei es euch gesungen, Die ihr wohnt an Ems und Lippe, Ruhr und Diemel, Neth' und Emmer: Alle seid ihr edler Sippe;

Alle sprecht ihr eine Sprache, Frommer Mutter bied're Söhne, Ob sie rauh im Waldgebirge, Weich in Sand und Heid' ertöne.

Kinder ihr der Sachsengaue, Nehmt das Beste, was ich habe, Gern gereicht, ist unverächtlich Auch des kleinern Mannes Gabe. 16

Die Strophen mit der freundlichen Beschreibung der Landsleute enden mit einer Lebensweisheit. Es komme aufs Innere an, der gute Wille sei, kantischpreußisch sozusagen, mehr als dessen Verwirklichung. Im halbaristokrati-

16) DZL (I, Aus dem Nethegau, 20-22, S. 3.).

Im Schöningh-Verlag gibt es z.Zt. zwei Ausgaben des Epos "Dreizehnlinden". Ich zitiere nach der Schulausgabe 1978 mit der Abkürzung DZL. Zitate sind leicht überprüfbar, da die Aufteilung in Gesänge, Strophen, Verse sich in allen Ausgaben findet. Hier: DZL (Ges.) I, (Str.) 24 f., S. 8. – Der Text hat "Väterbrauch und Art", was korrigiert werden muß. Das immer neu textgleich reproduzierte Gedicht bedürfte einer philologischen Durchsicht.

schen Preußen und im westfälischen Lande der Freiherren und Grafen ergibt – europäischer Aufklärung entsprechend – die Berufung auf die Vergleichbarkeit der Intentionen des kleinen mit denen der großen Männer die demokratische Basis für eine Beurteilung nach moralischem Streben und moralischer Qualität.

Daß den durch ihre einheitliche Sprache definierten Bewohnern der ganzen Provinz Westfalen, des Münster- wie des Sauerlandes, das Gedicht zugedacht sei, steht vor der abschließenden geschichtlichen Definition der "Sachsengaue", für die der Bericht aus der sächsischen Geschichte paßt. Nach beliebtem Modell, wie es der bis 1874 in Corvey lebende August Heinrich Hoffmann von Fallersleben aus dem Provenzalischen in unser "Deutschlandlied" übertragen hat, wird das Land zunächst durch seine Flüsse charakterisiert – wenn auch bei Weber nicht durch Grenzflüsse, deren Grenzfunktion bekanntlich problematisch werden kann. Es folgt nach der biedermeierlich-jungdeutschen Beschreibung aus Bewegung und Werden die romantische Festlegung durch die in der romantisch historisierenden Sprachwissenschaft für dauerhaft zuverlässig geltende Sprache. Realistisch und dem Gehalt von Webers Dichtung gemäß ist schließlich vom traditionsgeprägten Kulturraum die Rede.

Die Modernität Webers gegenüber der altertümelnden Sprachwissenschaft demonstriert sein modernes Hochdeutsch, in dem mittelalterliche Versatzstücke nur Lokalkolorit und Einsprengsel bleiben, der Rückgriff auf niederdeutschen westfälischen Dialekt trotz des Lobs der Sprache der Westfalen keinen Augenblick zur Debatte steht: Man empfand modern, national, preußisch in Webers Umgebung.

Übertriebenen Ton darauf zu legen, daß Weber allen Westfalen in seinen ersten Strophen beachtliche positive Eigenschaften zuspricht, wobei "Eichen" und "Eisen" eine überqualifizierte Alliteration ergeben, wird kaum richtig sein. Es handelt sich nicht so sehr um Schmeichelei oder Selbstbewußtsein als um Erziehungsabsichten, die festlegen, welchem Standard man als Angehöriger einer so herausgehobenen Gruppe nachzustreben hätte. Man ermahnt in Fürstenspiegeln und Prinzenlehren traditionellerweise durch Hinweis auf einen Rang, der erhalten bleiben muß. Dergleichen auf eine ganze Landschaft zu übertragen zeugt vom demokratischen Fortschritt des Zeitalters. Der Arzt ist Therapeut, der Politiker Pädagoge. Erklärt wird, was das Zeitalter und was die Kultur der Region von allen Bewohnern fordert. 17

[&]quot;Westfalenart" hat Weber auch in einem Vierzeiler festgehalten, der unter kritischen Analysen des menschlichen Miteinander mit den Qualifikationen "fromm, sinnig, weich, nicht überzart, zäh, treu, auch trotzig" ein für den "poetischen" Realismus typisches Bild malt, das mit "deutsch" verbunden wird. (Gedichte, 12. Aufl, S. 169; Ges. Dichtungen, Bd. II, S. 345).

Als der Berliner Literarhistoriker Richard Moritz Meyer zum Jahrhundertwechsel auch Webers Werk und Stellung beurteilte, meinte er den Westfalismus als leitendes Prinzip feststellen zu können:

Aus der Liebe zum angestammten Boden erwächst Webers ganze Poesie. Auch seine kampfbereite Religiosität wurzelt hier: er liebt die katholische Kirche als Kirche seiner Heimat. 18

2. Das Thema: Geist und Seele des europäischen Frühlings

Schon bei Richard Moritz Meyer wird indes deutlich, daß seine ein wenig widersprüchliche Aussage dem Autor nicht gerecht wird. Sollte Weber gemeint haben, Westfalen könne dem größeren Vaterland mit besonderen Qualitäten dienen, so hat er diese Meinung außer in den einleitenden Versen kaum noch anklingen lassen. "Dreizehnlinden" stellt nicht dar, wie erheblich ererbte oder erworbene Eigenschaften sein können, "Blut und Boden", sondern wie eine neue geistige Form entsteht: das christliche Europa.

Weber plante als größere Dichtung zunächst weder eine Hymne auf die Heimat noch auf katholische Lebensformen, sondern eine kritische Auseinandersetzung mit der modernen Zerstörung der Grundlagen christlicher Kultur. 19 Angesichts des säkularisierten alten Klosters Marienmünster, in dem seine Schwiegereltern ein paar Kilometer von Thienhausen entfernt wohnten, arbeitete er an einem Werk über "Klosterruinen", das sich in die Vergänglichkeitspoesie der europäischen Romantik eingefügt hätte, an Scotts verfallene Abteien erinnernd, an Uhlands und Tegnérs Dichtungen von verfallenen und zerfallenden Klosterbauten. Die Spanierin Fernán Caballero hatte in einem sehr schnell in mehreren deutschen Übersetzungen verfügbaren Roman die Hilflosigkeit der harmlosen Bewohner eines verlassenen Klosters angesichts der in den fernen Städten ablaufenden Tragödien dargestellt, die Rückkehr der Gescheiterten²⁰: Weber gewann auch hier sicherlich Anregungen, aus denen sein Kontrastbild sich formte. Selbst Theodor Fontane hat in seinen "Wanderungen durch die Mark Brandenburg" und in seinem ersten Roman "Vor dem Sturm" Betrachtungen über verfallene Klöster wie Lehnin und

¹⁸) Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts, Volksausg. Berlin 1912, S. 171. – Erstauflage 1900.

¹⁹) Vgl. zur Entstehung von "Dreizehnlinden", die freilich präzisiert und differenziert werden müßte, Schüppen, Weber 1989, S. 96 ff.

[&]quot;Die Möwe" berichtet vom deutschen Arzt Stein, der Sängerin Marisalada und Kloster und Dorf von Villamar in Andalusien (La Gaviota, 1849; dt. 1859 und 1860. Moderne Übersetzung: Zürich 1957).

Chorin eingefügt. Die Auseinandersetzung mit der mittelalterlichen Blütezeit und ihrem Verfall war ein weitverbreitetes Thema in einem Zeitalter, in dem sich das neue Deutsche Reich als Zweites Reich verstand, die Romantik mit ihren Vorstellungen von mittelalterlicher Blütezeit allgemein rezipiert worden war. ²¹ Die Wiederentdeckung und Imitation mittelalterlichen Kirchen- und Burgenbaus wurde in der Dichtung der Zeit auf vielfältige Weise begleitet. Hugo Aust hat für das aufblühende historische Erzählen festgehalten:

Das "rückblickende" Interesse erwächst aus der Begegnung mit Überresten, Fragmenten, Ruinen und Wunden, die neugierig machen, wie denn das Ganze, Unversehrte und Heile aussah; es entzündet sich am gefeierten oder desolaten Ergebnis.²²

Fridrich Schlegels These:

Der Historiker ist ein rückwärts blickender Prophet.

hatte Weber zu einer Maxime umgeformt, die das Romantische realistisch verstand:

Und da sich die neuen Tage Aus dem Schutt der alten bauen, Kann ein ungetrübtes Auge Rückwärts blickend vorwärts schauen.²³

Unmittelbare Gesprächspartner Webers dürften bei diesem Unternehmen die Generationsgenossen Joseph Vitor (von) Scheffel und Wilhelm Raabe gewesen sein, die ihn zu Widerspruch herausforderten. Raabes "Höxter und Corvey" war 1875 in "Westermanns Monatsheften" in Braunschweig erschienen, Scheffels "Ekkehard" seit seinem Erscheinen 1855 ein unübersehbarer ganz außerordentlicher Verkaufserfolg.²⁴

²²) Der historische Roman, Stuttgart 1994, S. 17.

Schlegel zitiert aus den "Athenäums-Fragmenten" nach "Kritische Schriften", München 1971,
 Aufl., hrsg. v. Wolfdietrich Rasch, S. 34. – Weber-Zitat: DZL, XVII, Str. 5, S. 86.

Vieles von Novalis' Aufsatz "Die Christenheit oder Europa" (1799) war – in katholischen Kreisen – selbstverständlich geworden. Der religiöse Hintergrund der romantischen, vielfach aristokratischen Reaktion auf Napoleon, der u.a. "De l'Allemagne" der Madame de Staël angehört, ist an dem für Weber sicherlich wichtigen "Cid" des protestantischen Pfarrers Herder ablesbar. Zu letzterem vgl. meine Anmerkungen in den Hardehausener Beiträgen 64 (1994), S. 18 f.

²⁴⁾ Hartmut Eggert, Studien zur Wirkungsgeschichte des deutschen historischen Romans, Frankfurt/M. 1971, S. 27, "der größte Verkaufserfolg eines historischen Romans im 19. Jahrhundert in Deutschland".

Scheffel beschreibt in dieser Mönchsbiographie die Entstehung des lateinischen Walthari-Liedes, das in einer abgeschiedenen Almhütte aufgezeichnet wird, zu der der Sankt Gallener Benediktiner vor seiner Leidenschaft flieht, von Lektüre und Gelehrsamkeit seines Klosters zu lateinischer Dichtung von deutschen Heldentaten im Umkreis der Vogesen inspiriert. Scheffel übersetzt den Text des altgermanischen Heldenliedes, empfiehlt sich als distanzierter Kenner eines als nationales Heiligtum verstandenen Mittelalters, in dem sich in seinem 10. Jahrhundert der Übergang von der Geistlichen- zur Ritterdichtung andeutet. Die Entstehung des Nibelungenliedes wird im Schlußkapitel als Zugabe angefügt.²⁵

Dergleichen für das Hauptdokument des frühen niederdeutschen Christentums als eine ernsthaftere und rechtgläubigere Korrektur zu bieten, bot sich an. Und tatsächlich hat Weber seinerseits das Problem der Entstehung des Heliand-Gedichts behandelt. Sein Prior Markward charakterisiert das "Heilandslied" des "gottgeweihten Sängers" als Einheit von Form und Gehalt, als Darstellung christlichen Daseins und christlicher Gesinnung und – ausdrücklich! – als übernational:

Und du staunst, wenn all die Laute, All das Rauschen und das Singen Andachtsvoll zu einem großen Gotteslob zusammenklingen.

Scheffel beschreibt Siege über ungarische Reiterscharen und vergebliche Leidenschaft eines Mönchs. Dazu bietet er die Landschaft zwischen Säntis, Bodensee und Schwarzwald, in der er seit seiner Referendarzeit zuhause war. Er entwickelte neue Dichtung als prosaische Beschreibung der Hintergründe der Entstehung eines berühmten mittelalterlichen Gedichts. Die deutsche Übersetzung des "Walthariliedes" ist eingefügt. – Der Blick auf die mittelalterliche Dichtung war ein kleiner Teil der im 19. Jahrhundert gewachsenen großen Begeisterung für die Jugendzeit des Abendlandes. Scheffels Prosa weiß humorvoll elegant mit seinem Thema und dem lateinischen Waltharilied umzugehen: "Das Heldenlied aber [...] hat der Schreiber dieses Buches zur Kurzweil an langen Winterabenden in deutschen Reim gebracht, und wiewohl sich schon manch anderer wackerer Verdeutscher derselben Aufgabe beflissen, so darf er's doch im Zusammenhang der Geschichte dem Leser nicht vorenthalten, auf daß er daraus ersehe, wie im zehnten Jahrhundert ebensogut wie in der Folge der Geist der Dichtung sich im Gemüt erlese-ner Männer eine Stätte zu bereiten wußte." Scheffel stellt sich als distanzierter historischer Kenner vor, der sich für eine Professur empfehlen möchte. Weber hat sich intensiv in die alten Zeiten versetzt, die er neu zu beleben versucht, nicht ohne daß seine Poesie Anklänge an die Prosa seines Vorgängers hätte. In den Vordergrund tritt bei Weber mit schlichtem Reim und in einfach-bildhafter Aussage die innere Berufung des Dichters: "Doch, was quillt, das muß zutage,/ Und in langen Winternächten/Fuhr ich fort, getrosten Mutes,/Einsam Reim an Reim zu flechten." – In den beiden Autoren gemeinsamen "langen Winternächten" machte er nicht "zur Kurzweil" Verse wie Scheffels Übersetzer, sondern rekurriert auf Intuition und Verpflichtung.

Und im fernsten Tale möchtest Du Dir eine Herdstatt gründen Unterm Kreuz, um unterm Kreuze Deiner Seele Ruh' zu finden!

Denn von seiner Dornenkrone Geht ein wunderbares Scheinen Durch die Welt, das alle Völker Muß durchleuchten und vereinen.²⁶

Die philologische Vorgeschichte des "Heliand", dessen Haupthandschrift in Bamberg von dem emigrierten französischen Abbé Gérard Gley entdeckt wurde, dem er das "älteste Gedicht in fränkischer Sprache" schien²⁷, kann uns als konkreter Hinweis dienen, daß die epische Tradition der Christusepen auch im Bereich der Landessprachen europäisch-allgemein blieb²⁸, während merkenswert ist, daß Weber sich bewußt und eindeutig mit "Dreizehnlinden" in solche abendländische Tradition einer von den christlichen Heilswahrheiten und Überlieferungen bestimmten Dichtung stellt.²⁹ Die Bekehrung Elmars erwartet der Prior von Dreizehnlinden (zu Recht!) ganz wesentlich auch von der christlichen Poesie. Weber ging damit weiter zurück als Scheffel, macht den Beginn der christlichen Dichtung und der christlichen Mentalität in Norddeutschland zu seinem Thema.

²⁶) DZL XVII, 106–107, S. 93.

Wie es in der Nachkriegsepoche Ernst Robert Curtius in seinem Buch "Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter" an einzelnen Themengebieten für den Geist einer allgemeinver-

bindlichen europäisch bleibenden lateinischen Poesie und Rhetorik nachwies.

In der Bibliothek des Bamberger Domkapitels entdeckte der französische Emigrant 1794 die Handschrift der 6000 Verse nach der Evangelienharmonie des Tatian, die wohl Heinrich II. hierhin verschenkt hatte. Nach Versuchen, sie zu publizieren, übersandte er 1807 der Pariser Nationalbibliothek Auszüge als "Notices sur le monument littéraire le plus ancien que l'on connaisse dans la langue des Francs" ("Anmerkungen zum ältesten bekannten literarischen Werk in der Sprache der Franken"). Was dem Franzosen Gley fränkisch, schien dem Westfaler Weber – wie der späteren Wissenschaft – niederdeutsch. Die europäische und tiefe historische, christliche Verankerung von Webers Epos ist auch an diesem Punkt sichtbar. Ein Gedicht "Heliand", in dem Weber einen Hirten erwählt werden und dichten läßt – "Frau Sage hat ganz den Namen, halb den Ort vergessen"(!) – endet später, 1887, im Rückblick auch auf den eigenen Erfolg mit der begeisterten Darstellung der unbewußten Entstehung der Dichtung und ihrer unwiderstehlichen Wirkung: "Und wie ein Bach, tief aus des Berges Grund,/ Zu Tage drängt und, in die Flur gewendet,/ Mit reichem Schwalle Freud' und Segen spendet,/ So quoll das Heilandslied aus einem Munde." (Herbstblätter, 15. Aufl. 1905, S. 211 ff.; Ges. Dichtungen II, S. 54 ff.).

Als Gymnasiast hatte er den Messias-Dichter gefeiert: "Himmliche besaiteten die Leier,/ Als er die Erlöserhymne sang,/ Und Seraphen lauschten still der Feier,/ Wenn des heil'gen Sehers Stimme klang." – 1836 besucht der Student Klopstocks Grab in Hamburg-Ottensen, macht davon eine verehrungsvoll gestaltete Zeichnung, wie Herbert Waldmann in einem kleinen Privatdruck zum 80. Geburtstag von Johannes Heinemann, dem Vorsitzenden der "Vereinigung der Freunde des Dichters", festgehalten hat.

Für den altsächsischen Heliand hat er die naheliegende Verbindung Corvey/ Dreizehnlinden-Heliand jedoch gekappt, in Abweichung vom Vorbild Scheffels, der St. Gallen, seinen Mönch und sein mittelalterliches Gedicht verbindet. Die Entstehung des Epos ist in ein sagenhaftes "Mimigardeford", in "Eichenhain" und "Strohdachhütten" verlegt. Offenbar ist Entstehung tiefer und wahrer Dichtung Weber an Einsamkeit und Stille geknüpft. Dem Heliand werden in seinem Epos jedoch 25 Strophen gewidmet. Er wird Ausdruck der einheimischen Aneignung der neuen Religion, bleibt in Webers Erzählung aber ein Randphänomen.

Die eigene Dichtung trotzdem in Corvey zu zentrieren und das funktionierende Kloster und seine Mönche zu beschreiben, dazu wird Weber schließlich durch Wilhelm Raabe angeregt worden sein. 30 Dessen Erzählung "Höxter und Corvey" von 1875 spielt zwar in der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg, schildert die aus der deutschen Kleinstaaterei und den Konfessionsverschiedenheiten entstehenden Verwicklungen, sie zielt aber, wie ihr kluger und gelehrter Kommentator Hans-Jürgen Schrader vorsichtig deutlich macht31, auf den zeitgenössischen Kulturkampf mit - wenn auch gemäßigt - antikatholischer Tendenz gegen die dynastische Herrschaft des Klosters über die Stadt.

Dieser späteren Deutung den eigentlichen Wert des Klosters als geistiger Lebensform entgegenzustellen bot sich gerade nach Erscheinen von Raabes kultiviertem, vielfältigem, unbestimmt-humanistischem und eher religionsfremdem Bericht vom Menschlich-Allzumenschlichen an. Weber hatte allen Grund, gegenüber der Erörterung einer späteren Problematik die Entstehung des Klosters im Jahre 822/23 zu seinem Thema zu machen. Vielfalt, Lebensnähe und Wehrhaftigkeit seiner Mönche hervorzuheben und summa summarum zu thematisieren, was das 822 neue Christentum mit seiner katholischen Klosterkultur für die Region (und für das Abendland) bedeutete.

Es entsteht bei ihm eine kaum angreifbare Verteidigung des katholischen Standpunkts in den Kulturkampfjahren, die zudem mit der Herkunft des geschilderten Klosters von einem französischen Mutterkloster und der Betonung der religiös und moralisch heilsamen fränkischen Herrschaft den übernationalen Standpunkt des Katholizismus bei allem offensichtlich vorhande-

31) In der umfassend - auf 115 Seiten - kommentierten Ausgabe in Reclams Universalbiblio-

thek 7729, 1981, bes. S. 190 ff.

³⁰⁾ Ausdrücklich wird "Dreizehnlinden" an der Weser lokalisiert und netheabwärts erreicht. Trotz Wesers vorsichtiger Anmerkung, daß an Corvey denken könne, wer wolle, kann kein vernünftiger Zweifel an diesem Vorbild bestehen, zumal die Entstehungsgeschichte mit einem Vorgängerkloster im Solling historisch genau nachgezeichnet ist.

nen nationalen Stolz nicht aufgibt, sich auch darin von Wilhelm Raabe unterscheidet.³² Ungeniert präsentiert sich Webers Katholizismus als europäisch orientiert.

In der Erzählung ist der Aufbau einer christlichen Gesellschaft entscheidend, die Unterwerfung unter die – schließlich angemessen korrigierten – Urteile des Kaisers, der den Ausgleich zwischen Sachsen und Franken ermöglicht und befördert. Wenn der Held weltliche Aufgaben hat, schließlich als erster sächsischer Gaugraf unter dem fränkischen Kaiser, so bleibt Thema der Dichtung doch die Mentalitäts-Geschichte, eine Bekehrung, in der der Erwerb von christlicher Friedfertigkeit, christlichem Bemühen um Ausgleich, von Anpassung und Geduld als lebensverändernd beschrieben werden. Daß das Gute sogar aus dem passiven Widerstand heraus schließlich siegen müsse, wird an der Geschichte des verfolgten Elmar sichtbar gemacht.

Weber stellt in den Jahren des Kulturkampfs dar, warum man in Westfalen Christ ist, katholischer Christ, warum man es bleiben will und soll. Dazu bemüht er das Bild der Entstehung dieses Christentums und seiner Früchte und Wirkungen.

Der nicht ungefährliche Widerspruch gegen den Zeitgeist – Weber offensichtlich weitaus stärker bewußt als seinen enthusiastischeren Freunden – wird nicht dick aufgetragen. Weltlich-positivistisches Denken ist in die Gestalt des Uhus verbannt, der die Zweifel repräsentiert, die auch dem Autor kommen. Doch ist die Rolle des Uhus zunehmend reduziert worden. Webers Auseinandersetzung mit der Gegenwart hat sich immer mehr von Polemik entfernt, wird zwar prinzipieller, äußert sich aber, wirkungsbewußter, in der Hauptsache positiv, durch das Bild des Richtigen, indirekt.

Die historische Erzählung geht in die Zeit zurück, als Klostergründungen auf dem nördlichen europäischen Kontinent neue Daseins- und Lebensformen begründen und das karolingische Kaisertum eine westeuropäische Einheit noch zusammenhält: Die geschichtliche Erzählung ist vor die Straßburger Kampfschwüre gegen die Einheit und vor die Teilungsverträge von Verdun plaziert.

Der Versuchung, westfälische Geschichte zu einem Bericht von der Auseinandersetzung des blutigen Kaisers Karl mit dem edlen Sachsenherzog Widu-

³²) Schrader kann aus seiner genauen Raabe-Kenntnis – z.B. a.a.O., S. 192 aus einem Brief des Jahres 1886 – deutlich machen, wie sehr auch dieser Realist sich gegen den Nationalismus der späteren Kaiserzeit wandte. Unverkennbar bleibt aber m.E. gegenüber dem deshalb ja auch häufig getadelten "ultramontanen" und "internationalen" Katholizismus die engere nationale Grundlage bei Raabe.

kind zu gestalten oder auf der Suche nach einem westfälischen Mythos auf den Cherusker Hermann zurückzugreifen, ist der katholische Politiker Weber entgangen. Der junge Weber hatte "Lieder von Teutoburg" dichten wollen, in denen alles Einschlägige vorkam, aber schon der traurige Ton, in den diese frühen Versuche getaucht sind, verrät, daß nicht einmal der junge Autor rechtes Vertrauen in dieses Unternehmen setzte, das er auch nicht abschloß.33 Der alte Verfasser von "Dreizehnlinden" gibt seine westfälische Geschichte nur als eine Beispielgeschichte für die Konstitution des christlichen Europa und seiner auf allgemeinen Frieden und allgemeine Freiheit gerichteten tieferen Intentionen. Die alte, europäisch fundierte Kultur der Region Westfalen, wie sie sich im 19. Jahrhundert darstellt, ist wichtiger als Träume vom Urtümlichen und vom germanischen Erbe. Mancherlei Illustrationen des Werkes zwischen 1880 und 1940, die an Wagner eher als an Weber erinnern, sind insofern Folge eines groben Mißverständnisses.34

Hugo Austs und Friedrich Sengles Beschreibung von Stifters Prosaepos "Witiko" (1865/67) läßt sich mit kleiner chronologischer, jahreszeitlicher und ideologischer Korrektur auf Weber ohne Schwierigkeiten übertragen:

«Es»enthüllt sich [...] das schlachtgeborene Klassikbild eines gefestigten Reiches und einer befriedeten Völkerunion unter dem Horizont des verbindlichen Sittengesetzes. "Die prästabilierte Harmonie [...], darauf aufgebauter Legitimismus und Moralismus [...] ist hier zu einem Weltbild verdichtet. "35

Was es mit einem solchen Weltbild bei Weber auf sich haben könnte, hat der Hildesheimer Sengle-Schüler Heinrich Maiworm reflektiert, der -- als ein ausgezeichneter Kenner des deutschen Epos der Neuzeit - Weber 1954 bewertete und einordnete:

"Dreizehnlinden" [...] ist doch von soviel allgemeingültiger Lebensanschauung getragen, daß es die Form der bloß lyrischen Erzählung übersteigt und echt epischen Charakter erhält. Freilich ist der katholisch-westfälische Arzt weit davon entfernt, ein für die Zeit verbindliches Weltbild entwerfen zu

³³) Zum frühen Weber die detailreiche Dissertation der Schwering-Schülerin Maria Peters, FWWs Jugendlyrik, 1916 (Vorabdruck des 1. Teils: Gütersloh: Bertelsmann; Gesamttext Paderborn: Schöningh).

35) Hugo Aust, Der historische Roman, Stuttgart 1994, S. 96 ff. mit Zitat aus Friedrich Sengle,

Biedermeierzeit, III, 1981, S 1001.

³⁴) Daß die Philosophie Nietzsches, der Germanismus und das Urtümlichkeitsdenken im Wagnerianismus dem christlichen Realismus feindlich gegenüberstehen, habe ich in den Hardehausener Beiträgen (Heft 64, 1994) unter dem Karl Popper nachempfundenen Titel "Der christliche Realismus und seine Feinde" knapp erläutert. Ernst Noltes Beschreibung des "Nietzscheanismus" (1991) macht, wie mir scheint, ohne daß es der Autor recht bemerkt hätte, an Nietzsches Entwicklung Ähnliches sichtbar.

können. Aber auch hier macht der behütete westfälische Raum manches an gültiger epischer Aussage möglich, was anderswo nicht gleichermaßen gedeihen konnte. [..] Webers zweites episches Werk "Goliath" [...] erreichte nicht die Popularität des ersten, das man heute noch westfälische Bauern begeistert zitieren hört. 36

In Westfalen noch lange wirksam, scheint der epische Atem des Werkes einem epischen Weltbild Gestalt gegeben zu haben, das zwar nicht für die Zeit allgemeingültig war, aber dem "behüteten westfälischen Raum" entsprach, dem der Dichter entstammte. Weber bot, so scheint es, die westfälische Poesie seiner Zeit. Aber er bot sie durchaus als europäische Geschichte!

Wenn Friedrich Wilhelm Weber in fast 8000 Versen seinen historischen Roman von "Dreizehnlinden" erzählt, berichtet, wie unter dem Kaiser Ludwig dem Frommen besiegte Sachsen und siegreiche Franken zusammenwachsen, wie altgermanisches Wesen und Denken durch die römisch überformte neugermanische Daseinsform christlicher Kultur ersetzt wird, dann ist zwar historische Zuverlässigkeit angestrebt, das Gesamtbild aber einem geschichtsphilosophischen Zweck gewidmet. Wenn der Kritiker Reich-Ranicki neuerdings meint, "unser Leben, so will es mir scheinen, ist zu kurz, um historische Romane zu lesen", so stimmt das allenfalls für moderne Rezipienten, die – wie er das ausführlich darzulegen versteht – ohnehin die geschichtliche Patina für belanglos halten und die Frage, ob und was man aus der Geschichte lernen könne, längst beantwortet glauben.³⁷

Für die Leser des 19. Jahrhunderts gilt das noch nicht. Geschichtsroman und geschichtliches Epos sind aus ihrer Sicht Darstellung des Vergessenen und Grundlegenden gewesen. Man bricht aus dem beschränkenden Kontext der Gegenwart aus. Um die Zuverlässigkeit der geschichtlichen Bilder wird heftig gestritten. Die Autoren haben sich für sie zu verbürgen und zu verantworten. So nahmen die Leser die epische Dichtung "Dreizehnlinden" von Friedrich Wilhelm Weber als einen sachorientierten Bericht über eine Epoche der eigenen Geschichte im frühen Mittelalter, für das Bild einer bedenkenswerten

36) Heinrich Maiworm, Epos der Neuzeit, in: Wolfgang Stammler (Hrsg.), Deutsche Philologie im Aufriß, Bd. II, Berlin: Schmidt, 1954, Sp. 766. – Maiworm hat auch eine Darstellung des modernen deutschen Epos in Buchform hinterlassen, in der Weber ähnlich dargestellt ist.

³⁷) F.A.Z., 17.9.1994. Reich-Ranicki lobt gegenüber dem unbedeutenden historischen Hintergrund des von ihm empfohlenen historischen Romans "Von der Liebe und anderen Dämonen" von Gabriel García Márquez die moderne Darstellung der Dämonen, von denen verheert zu werden, der südamerikanische Schriftsteller als ein süßes Leiden beschriebe. Da es ein Pater ist, der der Leidenschaft verfällt, ist der Roman besonders interessant: "Das Buch ist in viel höherem Maße [als Darstellung der Kolonialzeit Kolumbiens] ein episches Pamphlet gegen die katholische Kirche, wenn nicht gegen das Christentum."

anderen Welt, als ein Kontrastbild. Der Historismus – direkten Aktionen feindlich – war nicht lebensfern und -fremd, wie es der im Realismus "unzeitgemäße" Verfasser der Studie vom Nachteil der Historie für das Leben wollte.

Ludwig der Fromme, dessen Beiname im Epos Webers nicht unberechtigt erscheint, setzt die Kloster- und Bekehrungspolitik des Vaters fort, ist aber nicht mit dem Makel der gewaltsamen und blutigen Unterdrückung behaftet. Die Geschichte des großen Kaisers, der Weltgeschichte machte, ist kein Thema des Autors Weber, der von der großen Weltgeschichte als Heldengeschichte wenig hielt.38 Aus den finsteren Wäldern des Solling kehren die Mönche bei Weber ins Flußtal zurück, in die sich ins Land öffnende kommunikative Ebene. Die Geschichte Sachsens beginnt als der frühlingshafte Beginn, den Webers Anfang besingt. Es ist nicht die Geschichte der Unterlegenen, die Geschichte des Herzogs Widukind, mit dessen Lebensgeschichte Webers Elmar zwar die Flucht in den dänisch-wikingischen Norden gemeinsam hat, der aber im Epos nur als historische Figur genannt wird. Weber spricht weder von Armin dem Befreier noch von dem Karl-Widukind-Antagonismus, die Formeln und Modelle für die nationale Bedeutung des Westfälischen hergeben konnten. Er bevorzugt eine friedliche Geschichte gegenüber den Themen Krieg, Gewaltverbrechen und Diktatur. Würde man modernisieren, könnte man sagen, gegenüber der negativen Geschichte der Hitler-Zeit bevorzuge er die positive Geschichte der Bundesrepublik als lehrreicher; Kurskorrektur ist impliziert.

Webers historischer Kontext ist nicht einmal die Sachsengeschichte des Mönchs Widukind von Corvey oder der Aufstieg des Geschlechtes Widukinds in Gestalt der späteren deutschen Königin Mathilde oder in den Personen der Sachsenkönige und -kaiser, wenn auch nichts von alledem ganz unerwähnt bleibt. Die Einigung westlicher und östlicher Stämme steht im Vordergrund, die Verwirklichung christlichen Geistes.

So präsentierte sich mit der vorsichtig und bescheiden eingeführten Dichtung ein geschichtsphilosophisches Thema, folgte der Autor einem alten Plan, den Kampf zwischen Heidentum und Christentum in seiner westfälischen Heimat episch darzustellen. Sein Thema war zeitgemäß – der plattdeutsche Autor

Vgl. die Aussagen des Priors im 10. Kapitel: "Grolle nicht den Weltgewalt'gen,/ Der verwüstet deine Saaten:/ Einer richtet; große Frevel/ Sind zumeist die großen Taten. – Laß den Klirrern ihre Wege/ Und dem Himmel laß die Rache." (DZL, S. 91, XVII. Ges., Str. 71 f.) Webers Gedicht "Weltgeschichte" geht noch weiter (Ges. Dichtungen II, S. 328): "Lies die Geschichte im ganzen und großen,/ Du wirst dich nicht zu sehr erboßen." Mit dem Schluß: "Der Menschen Geschichte ist ihre Schande." – Vockeradt beläßt es für seine Bearbeitung des Themas bei der Aufzählung der geschichtlichen Fakten, ohne der Deutung (von 1900 bis 1916) ein einziges Wort zu widmen. (Anm. 9, S. 121 f.)

Fritz Reuter z.B. erwog Ähnliches für Mecklenburg39. Wenn aber seit der Spätromantik immer neu die Wiedererweckung des Germanentums und seiner religiösen Vorstellungen versucht wurde, in jungdeutscher Version der Konflikt zwischen Christentum und Germanentum zum Kampf zwischen altem und neuem Glauben stilisiert wurde, zwischen der Tradition und einer Moderne, die man aus Uraltem stilisiert hatte, weil sich so von Emanzipation der Natur gegen die Kultur schwadronieren ließ, dann blieb solche Kombination von modernem emanzipatorischem Liberalismus und elegischer Urtümlichkeitsromantik widerspruchsvoll und bei allem poetischen Reiz oftmals konfus, wie dem Literarhistoriker die linkshegelianischen Geschichtsdichtungen der Zeit zeigen, aus deren Geist ein später sehr wirksamer Philosoph seine Weltdeutung fortspann.

Die Voraussetzung für das schließlich auf ein harmonisches und gutes Ende zielende Werk Webers wird gegen die dramatischen Philosophien das harmlose, vom neuen Positivismus bestimmte Re-Naissance-Bild Scheffels im "Trompeter von Säckingen", die frühe Geschichte von bürgerlich-aristokratischer Einigung unter päpstlicher Schirmherrschaft. Wiederherstellung und Wiedereinsetzung in einen vorherigen Stand werden leitende Ideen. Weber konnte seine geschichtsphilosophischen Gedanken, die eigene Entwicklungsgeschichte und ein konkretes historisches Bild mit einem musterhaften Protagonisten zur Grundlage einer Dichtung machen, die dann ein großes Publikum jahrzehntelang immer mehr überzeugte.

So vermisse ich bei dem Historiker Thomas Nipperdey einen wesentlichen Gesichtspunkt, wenn er in seiner "Deutschen Geschichte" Webers "Dreizehnlinden" zur "trivialisierten Gattung" der Versepen zählt, die "katholische Erfolgsdichtung" "eine trivial-romantische Liebesgeschichte im Frühmittelalter" nennt, die "katholisch und national" sei und die "einen Geschichtsstoff ernst-heiter, optimistisch und etwas harmlos" präsentiere. Daß das Werk bis 1914 ein Hausbuch gewesen sei, eine Unmenge von Auflagen erlebte - deren Zahl bei Nipperdey nicht einmal hoch genug angegeben wird -, vermerkt der Historiker dann als eine Art Selbstverständlichkeit, ohne sich - wie es scheint - darüber zu verwundern. 40

⁴⁰) Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, I, Arbeitswelt und Bürgergeist, 1866-

1918, 3. Aufl. München 1993, S. 769 f.

[&]quot;Wie Fritz Reuter schon als Student den Plan eines epischen Gedichtes hegte, das auf mecklenburgischem Boden den Kampf des Heidentums gegen das Christentum, aber zugleich auch den der Vaterlands- und Freiheitsliebe gegen die Knechtschaft" darstellen sollte, so hat auch Weber dem gleichen ... welthistorischen Kampfe ... sein dichterisches Interesse zugewandt." (Schwering, Anm. 9, S. 247)

Interessant müßte jedoch sein, warum und mit welchem Ergebnis es so war, warum die "gotterlöste Welt", die Weber darstellt, ohne Medienrummel und Propaganda bis in die Hitler-Zeit hinein so viele begeisterte Leser fand.

3. Die Formatierung: Rückgriff auf epische Tradition

Die "elitäre" Form war dabei offenbar kein Hinderungsgrund. Sie scheint auf den ersten Blick nicht besonders anspruchsvoll, orientiert sich an den legeren kleinen Epen von Viktor Scheffel und Heinrich Heine. 41 Während Webers spätes Epos "Goliath" mit nordisch-norwegischem Hintergrund in reimlosen fünffüßigen Jamben formal an Drama und Tragödie anknüpft, benutzt "Dreizehnlinden" in seinen vierfüßigen Trochäen eine über "Klassiker" wie Herder und Wieland tradierte europäisch mittelalterliche Form. Der vielbeschäftigte Arzt und Politiker findet als Dichter an der überschaubaren Konstruktion in kurz- und vierzeiligen Strophen einen Halt wie an der Einteilung in "Gesänge". Der im Handwerk des Versemachens erfahrene alte Meister stützt sich auf Konvention und Tradition. Er erbittet indes in Briefen häufig Korrektur seiner Verse von gebildeten Bekannten. 42 Dichten gilt um 1870 nicht als individuelle und ungekünstelte Wiedergabe einer genialen Innerlichkeit wie in Romantik und Existentialismus, sondern als Darstellung allgemeinverbindlicher Einsichten kluger Beobachter für ein durchschnittliches Publikum in einem allgemeinverständlichen und allgemein akzeptierten Medium, dessen Gebrauch universell akzeptiert werden soll. Vertrautheit mit dem Kommunikationssystem "Sprache" und mit dem Kommunikationssystem "Verskunst" sind Voraussetzungen für Teilnahme am geistigen Leben, kein Privileg der Schriftsteller, so wenig wie die Verfügung über Lebens- und Glaubenswahrheiten. Dichter haben Bekanntes in verständlicher Form angenehm und eindringlich darzustellen. Typisch für die realistischen Jahre ist, daß Sprache und Form wie der Inhalt von Dichtung sich an den lebensleitenden Konventionen der Gesellschaft orientieren, der Autor ihnen als verbindlichen Maßstäben Genüge tun muß. Die Emanzipation der Intellektuellen als Vertreter einer antigesellschaftlichen Wahrheit ist erst mit dem Naturalismus und Expressionismus erfolgt. In Webers Epos sind die Spruchweisheiten des greisen Priors, die ein überzeugendes, aber Althergebrachtes vermittelndes

 [&]quot;Der Trompeter von Säckingen" (1854), Heines "Atta Troll" (1843) dürften Vorbilder sein.
 Daß dergleichen z.B. der Landgerichtsrat Alfred Hüffer oder der Kaufmann und Politiker Hermann Wattendorf kompetent können werden, setzt Weber voraus.

Lehrgebäude ergeben, ein besonders wichtiger Teil.⁴³ Der Weisheitsgreis, nicht der kreative Jüngling ist Zentralfigur, der Prior und der ihm zur Vorbereitung auf bedeutende Ämter anvertraute Jüngling demonstrieren als typische Gruppe das Lehrer-Schüler-Verhältnis einer aufbauenden Epoche. Sie sprechen in etablierten Formen, in knappen Sätzen und verdichteter gereimter Formulierung.⁴⁴

Die sich freier neu entwickelnde Prosa war zukunftsträchtiger, wurde jedoch im 19. Jahrhundert trotz ihres Siegeszuges weithin als Minderung der Ansprüche verstanden. Noch lange zog ein nicht literarisch vorgebildetes Publikum Verse vor, wie es z.B. Konrad Adenauers Bericht über seine Jugendlektüre zeigt. 45

Bei Weber finden sich kaum längere Prosadarstellungen, wie sie für die meisten Autoren des Zeitalters typisch werden, unter denen Weber und sein Antipode Wilhelm Busch die einzigen bedeutenden Ausnahmen - und besonders erfolgreiche Autoren! - bleiben. 46 Die medizinische Dissertation Webers 1838 über den Kropf war lateinisch abgefaßt. Kleine Skizzen und Novellen, die er in jüngeren Jahren in Wien ablieferte, sind nie aufgefunden worden. Rein sachorientiert ist 1863 die Darstellung des Badeortes Lippspringe. Die dort geknüpften Bekanntschaften und Einblicke wurden für den Dichter und für den Politiker wichtig, doch Literatur im Stil moderner Romane oder Novellen entstand daraus nicht. Der Realist ging nicht zur Beschreibung des bunten Panoramas der Heilungssuchenden über, sondern blieb bei Gedichten. 47 Eine im Nachlaß vorhandene Übersetzung einer Novelle des Norwegers Björnson stammt wohl aus dieser Zeit, blieb ungedruckt und hatte offenbar keine Auswirkungen auf die Form von Webers eigenen Veröffentlichungen, zumal Weber die politische Entwicklung des Prosaisten Björnson mißbilligte. 48 Beurteilungen von Prosa finden sich, seine Lektüre bestand zeitge-

⁴³) DZL, XVII: Des Priors Lehrsprüche, S. 86–94. – Spruchweisheiten sind in Deutschland ein typisches Produkt des 19. Jahrhunderts mit sich gegen sein Ende verstärkender Tendenz. (Vgl. z.B. nach Schefer von Bodenstedt, von Ebner-Eschenbach, Hille, Nietzsche) – Zu Webers Lehrsprüchen vgl. (u.a.) Vockeradt, Anm. 9, S. 41 ff.

Die bekannteste Form entsprechender Weltdeutung gaben auf einem ganz anderen Feld Karl Mays erfolgreiche "Reiseerzählungen" von "Old" Shatterhand bis "Old" Wabble nicht nur mit den Namen. Gereifte Weisheit kann man bei ihm freilich auch jung aus (deutschen, insbesondere technischen!) Büchern erwerben.

Vgl. Anneliese Poppinga, Meine Erinnerungen an Konrad Adenauer, Stuttgart: DVA, 1970 (Tb: Freiburg: Herder, 1983).

⁴⁶⁾ Keiner der Prosaisten kommt ohne Verse aus, nicht einmal Raabe, der dem Ideal des Nur-Prosaisten nahe kommt.

⁴⁷) Es ist als Kontrast auffällig, daß und wie Webers jüngerer Nachbar Peter Hille in seinen beiden Romanen die erlebte unmittelbare Umgebung "naturalistisch" beschreibt. Für Weber ist Distanz eine positive Kategorie wie für sein bürgerliches Publikum.

⁴⁸⁾ Schwering, Anm. 9, S. 213 u. 339.

mäß mindestens im gleichen Umfang aus Prosa wie aus Poesie, vermutlich waren aber dem Arzt die zeitgenössischen Prosaisten insgesamt nicht therapeutisch genug, um ihn zu Schriftstellerei in ihrer Manier anzuregen. 49 Seine Bibliothek enthält einen erheblichen Bodensatz an antiken und deutschen Klassikern.

"Dreizehnlinden" folgt – gegen den modernen Roman – der mittelalterlichen Ritterdichtung⁵⁰, sichtbarer dem seinerseits frommen Epos Johann Gottfried Herders vom "Cid", im Ton auch der Vorklassik von Christoph Martin Wieland. Die dann von Heine mit der Geschichte vom Tanz- und "Tendenzbären" "Atta Troll" biedermeierlich-jungdeutsch-ironisch aggressiv aus der spanischen Heldenliedertradition herausgeholte Erzählung in vierfüßigen fallenden Versen, die Scheffel im Frührealismus, vom "Trompeter von Säkkingen" humorvoll erzählend, in die mittlere Ebene der heiteren Darstellung der Bewahrung des Wahren und innerlich Vorgegebenen gehoben hatte, war für Webers Absicht wie geschaffen. Neueingeführt wird bei ihm wieder der Reim, der - nach jeder zweiten Zeile auftretend - eine Art Langzeile entstehen läßt, deren latente Präsenz den "fließenden Rhythmus" der kurzen Zeilen verstärkt. Verstärkt wird im Zusammenklang der Wörter und Bedeutungen auch die Tendenz, eine einheitliche Sprache und Welt vorauszusetzen, wie sie sich gleichzeitig bei dem bei allem scheinbaren Zynismus humoristisch spielenden Wilhelm Busch feststellen läßt. Der Realismus präsentiert affirmativ eine in ihrer Struktur heile Welt, auch wenn irdische Welt problematisch bleibt:

> Helf uns Gott den Weg zur Heimat Aus dem Erdenelend finden: Betet für den armen Schreiber, Schließt der Sang von Dreizehnlinden.⁵¹

Vor Augen halten muß man sich den ungeheuren und nicht durch fremde Medien organisierten Erfolg von Scheffel, Weber und Busch beim bürgerlichem Publikum des Kaiserreichs und der Weimarer Republik, das sich bewußt in der Sicherheit einer durch Klassik und Romantik literarisch sanktionierten alten europäischen poetischen Tradition wissen konnte, unbewußt mit den Autoren in die Einheit einer Sprach- und Gedankenwelt eintauchte, die Grundlage der Kultur war, auf die sich die Dichtung zurückbezog. Weber

51) DZL (Schlußstr., Ges. XXV, 12, S. 132).

Einige Urteile referiert Schwering, Anm. 9, S. 339 f.
 Das frühe Präludium zu Form und Inhalt von "Dreizehnlinden" hat den Titel "Vom jungen Ritter". (1836; Ges. Dichtungen II, 142; Schwering, S. 82 f.)

ist dabei die auffälligste Erscheinung für die christlich bestimmte Form des Realismus: Er greift nicht nur auf vergangene Glanzzeiten und ihre Formen zurück, sondern auf Religion als Grundlage und Gestaltungskraft. "Dreizehnlinden" wird perfekter literarischer Ausdruck des Versuchs einer Wiederherstellung, die sich im "Realismus" der zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts viel entschiedener vollzieht als in der Restauration der metternichschen Biedermeierzeit.

1878 hatte sich die Prosa noch keineswegs endgültig durchgesetzt und die epische Versdichtung galt weithin noch als seriöser und ernsten Themen angemessenere Form. Man kann im späten 19. Jahrhundert Weltanschauungs-, bürgerlich-idyllische und geschichtliche Epen unterscheiden und verdeutlicht allein dadurch den weiterbestehenden Rang der Gattung des Epos. Im viktorianischen England wird der Epiker Tennyson zum Staatspoeten gekrönt, in Schweden dominiert Tegnér, beide – wie der Amerikaner Longfellow – Vorbilder Webers – und des Westfalen Freiligrath. Weber hatte sie nicht nur gelesen, sondern Epen von ihnen übersetzt und drucken lassen: Er kannte mindestens die nordeuropäische Epik, die Voraussetzungen von Ibsen, Strindberg, Björnson und Hamsun, hat sich mit ihnen intensiv auseinandergesetzt und der naturalistisch-nordischen Entwicklung in seinem zweiten Epos von "Goliath" nachdrücklich widersprochen. Form und Inhalt bleiben bei ihm Auseinandersetzung mit der europäischen Situation.

Die regional bestimmte Dichtung ist nicht provinziell:

Man schreibt in seinem Lande und aus demselben heraus; aber wenn etwas daran sein soll, so muß es immer auch noch für andere Leute geschrieben sein.³²

So formulierte Gottfried Keller brieflich 1886.

4. Ziel und Wirkung: Plädoyer für christliche Politik

Daß Weber den kritischen Blicken der triviale Verbreitung von Optimismus verfolgenden Analysen entging, mag auch an der aufwendigen Form gelegen haben. Tatsächlich war der katholische Volksteil kein "Volk ohne Buch" – auch wenn von der Bibel keine Rede ist. Webers Gattungswahl war geschickt,

³²⁾ Gottfried Keller zit. nach Friedrich Sengle "Biedermeierzeit" Bd. II, 1980, S. 938 aus einem Brief an J. V. Widmann v. 25.8.1886.

verschaffte in der eigenen Epoche und darüberhinaus seinem Werk Ansehen und machte es schwer angreifbar.

Auf lange Dauer erweist sich Webers eigene Beurteilung der Geltung dessen, was er als sein Epos "Dreizehnlinden" soeben beendet hatte, jedoch als zutreffend:

> Nicht für viele, nicht für manche, Nur für diesen, nur für jenen, Der abseits der großen Straße Horchen mag verlornen Tönen.⁵³

Dennoch hatte der Autor befunden "Was quillt, das muß zutage" und gab seinem Gefühl Ausdruck, im Kulturkampf und in einer sich verändernden Welt mit einem literarischen Werk eine künstlerische Antwort formulieren zu müssen und zu können, die ihm seine Herkunft und seine Entwicklung auferlegten.

Generationstypisch wurde die Beschreibung des Helden Elmar zum Rückblick auf die eigene Entwicklung. Indem eine Katastrophe als heilsame Desillusionierung erscheint, wird das Erlebnis der nüchternen Nachkriegs- und Nachmärzgeneration zum Thema. Der westfälische Abgeordnete, der Bismarck seit seinen Studienjahren in Greifswald kannte, im Landtag der Ministerbank gegenübersaß, der mit Bismarcks Kanzlerschaft seine politische Tätigkeit begann, im Augenblick des Scheiterns Bismarcks beim Versuch, eine Allianz der preußischen Konservativen mit dem katholischen Zentrum zustandezubringen, in eine wichtige Position gerückt war⁵⁴, hatte in den Jahren der Saturiertheit des Deutschen Reiches, nach dem Abschied von allen weiteren nationalen Forderungen, seine Stunde.

Weber zeigt, daß es der Geist ist, der formt und baut. Wenn es bei ihm nicht die Repräsentanten des Christentums sind, die den Staat leiten, so repräsen-

53) DZL XXV Schluß, 8, S. 132. – Mein Buch konnte 1989 diese Situation nicht ändern. Es beschreibt die Entwicklung des Dichters an einer Motivanalyse des Themas "Herbst". Die Studie sollte nach meinen Vorstellungen den Titel tragen "Herbstliche Wirklichkeit und katholischer Glaube". Sie sollte eine Methode, einen Autor und eine neue geistesgeschichtliche Perspektive vorstellen.

Zu den erstaunlichen Lücken in der Forschung gehört, daß man Webers politischen Vorstellungen und Wirkungen nicht nachgegangen ist. Johannes Heinemann und Franz Schuknecht haben zum "Streiter für die demokratische Ordnung" bzw. zum "Abgeordneten im preußischen Landtag" knappe Hinweise gegeben, die orientieren wollen. (Anm. 3, S. 81 bzw. 95 f.) – Der Historiker Max Buchner, der in den Kriegsjahren seine Weberbiographie veröffentlichte, gibt – vielleicht durch die Zeitumstände behindert – nur Hinweise zu Webers politischem Wirken. Der Essener Germanist Derks hielt in Nieheim zum 100. Todestag einen Vortrag mit dem Titel "Wieviel Tote darf die Reichseinheit kosten?", brachte aber keine Belege zum Politiker Weber.

tieren doch seine Staatslenker am Ende Christentum, was durchaus zum Kanzler Bismarck paßt.

Bismarcks "Gedanken und Erinnerungen" beginnen bekanntlich aggressiv mit der Verurteilung der üblichen Einstellung im intellektuellen Milieu und an den Schulen. Aber es ist die Abkehr von deren vormärzlichen Gesinnungen, von der "Extravaganz ihrer politischen Auffassungen, die auf einem Mangel an Bildung und an Kenntnis der vorhandenen historisch gewordenen Lebensverhältnisse beruhten", die Bismarck als die geistige Leistung seiner Generation und ihrer Entwicklung beschrieb. Er resümierte:

Ich hatte den Eindruck von Utopie und Mangel an Erziehung.55

Nachdem sich zwischen 1848-1871 die Politik der neuen Generation durchgesetzt hatte, propagierten die 1848 etwa 30 bis 35jährigen, die dann das Zweite Deutsche Reich akzeptieren und den wirtschaftlichen Aufstieg Mitteleuropas ins Werk setzen, Anpassung an bestehende Vorstellungen und Lebensformen. 1878 wird Webers Elmar, der einer moralisch unterlegten falschen Weltanschauung folgt, von den angepaßten Mitgliedern seiner Familie und seiner Region bekehrt. Der autobiographische Rückblick des 65jährigen Autors berichtet - im Klima des reifen Hochrealismus - von der Bekehrung des jungdeutschen Ideologen, der er selbst als Student und in den frühen Berufsjahren auch gewesen war und der zu der außerhalb der revolutionären Ideologien erreichten höheren Kultur und Lebensform seiner Heimat zurückkehrt. 56 Wenn das Westfalen des 19. Jahrhunderts kein sächsisch-germanischer Gau war, nicht geprägt von den kernigen Eigenschaften seiner Urbewohner, sondern von einer im Religiösen fundierten Kulturentwicklung⁵⁷, dann mußte diese Erkenntnis Grundlage einer neuen Lebensform werden. Vor dem Hintergrund des realistischen Glaubens an die Möglichkeit des Festhaltens objektiver Grundsätze und Grundgesetze, bekommen die romantische couleur locale und der Historismus einen gegenwartsorientieren Sinn als Folie belehrender, auf Wiederholung programmierter Exempel.

Viktor von Scheffel hatte beschrieben - als typisches Thema des Frührealismus -, wie Bürgertum und Adel sich am Beginn der wirtschaftlichen Blüte-

55) Gedanken und Erinnerungen, Bd. 1, Volksausgabe, Stuttgart 1909, S. 20.

mentalitätsgeschichtlichen Ort des westfälischen Dichters", Vortrag im Rahmen des Symposi-

ons "Literatur und Regionalität" in Kassel am 23.4.1994.

⁵⁶) Beispiele sind z.B. Heinrich Laube, Ferdinand Freiligrath, Hoffmann von Fallerleben, die nach revolutionären Jahren im Vormärz später in angesehene Positionen gelangen, vielfach unter den Fittichen der neu erstarkten Geburtsaristokratie. – Daß es Weber nicht gelungen sei, ganz in die mittelalterliche Historie einzutauchen, wird ihm gelegentlich in Literaturgeschichten ebenso angekreidet wie sein "Eskapismus", der ihn ganz ins Mittelalter flüchten lasse.

57) Vgl. demnächst meine Studie "Region und Tradition im Werk Friedrich Wilhelm Webers, Zum

zeit Mitteleuropas unter Rückgriff auf religiöse Leitlinien verbinden. 58 Der in Scheffels "Trompeter" noch leicht ironisch durch persönlichen päpstlichen Eingriff im Rahmen des Italienerlebnisses zur adeligen Ehe hinaufgehobene Musikmeister wird bei Weber, dem Lebenslauf und den Erfahrungen des Autors gemäß, zum soliden politischen Vertreter der Region, der in intensiven Exerzitien in die zuhause vorgefundenen Bedingungen hineinwächst. Wie es den heiteren Trompeter von Scheffel - der auf Capri dichtete - vorübergehend nach Rom verschlägt, so Webers grüblerischen Freiherrn in den skandinavischen Norden, der Weber nach der frühen Schweden-Reise ein unvergeßliches Erlebnis war. Freilich: So positiv wie das christliche Rom bei Scheffel, so negativ wirkt der "heidnische" Norden bei aller Poesie in Webers "Dreizehnlinden". Scheffel und Weber kehren jedoch - wie Fontane mit "Vor dem Sturm" im Jahr von Webers "Dreizehnlinden" - in den heimischen Alltag zurück, der literarisch ertragreich, stoffträchtig und seelisch befriedigend ist. Scheffel war darin 1854 ein frührealistischer Vorläufer, dessen Rückkehr ins Heimische 1878 bei Weber neu akzentuiert ist.

Politisch täuscht jedoch die Provinzialität: Man ist bei Weber mitten in der politischen Bewegung der Zeit. Die historischen Sachsenkriege Karls sind in Webers Epos beendet wie 1878 in seiner politischen Gegenwart die Kriege um die Reichseinigung. Die Christianisierung der Sachsen ist im Epos erfolgt wie im Jahr 1878 die Einbeziehung Westfalens in Preußen. Die neuen Macht- und Kulturstrukturen der Netheregion geben dem Rebellen Elmar keine Chance, der als Halbwaise das Erbe des gefallenen Vaters verteidigen möchte. Er steht nicht gänzlich allein mit seinen Vorstellungen von Partisanen- oder Guerilla-Krieg, aber er wird vor dem nur teilweise fränkischen Gericht trotz seiner leicht erkennbaren Unschuld doch allein gelassen. Wenn man ein modernisierendes Bild für die Situation sucht, so könnte man an einen jungen Wehrmachtsoffizier im Jahre 1945 oder 1946 denken, der von der Richtigkeit der von ihm verteidigten Sache auch nach dem Kriegsende zunächst noch überzeugt war. Soweit Elmar, der seine Ausbildung für Terrorismus und Aufstand im noch heidnischen Norden erhalten hat, sich als Vertreter des alten Sachsentums fühlt, vertritt er eine offensichtlich von Anfang an verlorene Sache. Nicht einmal die Auseinandersetzung mit dem erkennbar seine Macht zu privaten Zwecken ungerecht mißbrauchenden Königsboten Gero kann Elmar für sich entscheiden - weder gewaltfrei juristisch noch gewaltsam im Kampf. Die Machtverhältnisse sind eindeutig, wie die preußi-

⁵⁸⁾ Die strukturbildende Einwirkung der durch die Romantik erstarkten Religiosität auf die friedlichen Jahrzehnte des Realismus ist ein bei Scheffel leicht erkennbares Faktum der Geistes- und Literaturgeschichte.

sche Herrschaft in Westfalen um 1878, die der Kulturkampf nicht ernsthaft infragestellen konnte.

Die historische Bedeutung Webers lag darin, daß er die Notwendigkeit des neuen Realismus anschaulich vorstellte, daß dem politisch denkenden und agierenden Autor die realistische Bekehrung ein idealtypischer historischer Vorgang ist, die persönliche Annahme des Glaubens der Region und die Wirkung dieses Glaubens selbst als politische, politisch wirksame und weiterwirkende Vorgänge dargestellt werden.

So war Webers Erzählung nicht nur modernisierungsfähig, sondern blieb es. 1878, an einem Wendepunkt des Kulturkampfes (Puttkamer wurde nach Falk 1879 Kultusminister in Preußen) und einige Jahre nach Reichsgründung und deutsch-französischem Krieg, plädierte Weber erfolg- und folgenreich für Anpassung und Ausgleich. 59 Gegen Versuche, sächsische Mythen wiederzubeleben, gegen Versuche konfessionelle Widersprüche zu betonen, modernistisch oder naturalistisch die regionale und die christliche Tradition zu unterlaufen, wie man sie bei den Naturalisten findet - in Webers Umgebung bei seinem jüngeren Nachbarn Peter Hille⁶⁰ -, rechtfertigt Weber auf dem Höhepunkt der realistischen Epoche in Deutschland die bestehenden Zustände, in die sein Held sich hinein- und hinaufarbeitet. Er rechtfertigt als lebensordnende Mächte die bestehende Religion, den bestehenden politischen Zustand unter einem die Verhältnisse harmonisierenden Kaiser, der durch Anpassung überzeugt wird, seinerseits nachkriegsgemäß die Gerechtigkeit zu üben, die sicher im Sattel sitzenden Siegern nicht nur wohl ansteht, sondern naturgemäß auch leicht fällt. Die Außenpolitik Bismarcks folgt einem ähnlichen Prinzip, wenn sie gegenüber dem besiegten Österreich oder gegenüber dem besiegten Frankreich auf Kooperation setzt.

Zweierlei ist also nicht zufällig, sondern konsequent und zwangsläufig:

1. Webers Werk wurde in Frankreich und Luxemburg klug und freundlich interpretiert, in alle westlichen Nachbarsprachen übersetzt, auch ins Amerikanische. Eine umfangreiche Habilitationsschrift in Lyon kam 1914

60) Dazu habe ich vorgetragen unter dem Titel "Heile und unheile Welt, Peter Hilles Auseinandersetzung mit dem bürgerlichen Realismus", Weberhaus Nieheim, 17.9.1994.

⁵⁹) Daran erinnere ich mich in Gestalt der katholisch-preußischen Gesinnung der eigenen Großeltern, die - bis zur Übereinstimmung der Geburtsdaten - zur Generation des Bundeskanzlers Adenauer gehörten.

- zu spät, um die Gemeinsamkeit der Europäer im christlichen Weltverständnis wirksam zu dokumentieren.⁶¹
- 2. Webers christlicher Realismus ist Teil einer historisch wenig erforschten geistigen Strömung, der Bismarck zuzurechnen ist wie der englische Kardinal Newman, die Mittelalterbegeisterung und eine umfangreiche christliche Literatur von Spaniens Fernan Caballero bis zu Frankreichs Paul Bourget. Leider war es dann weder der Realismus noch gar eine christliche Politik, die Deutschland und Europa nach Bismarcks Verdrängung um 1900 bestimmten.

Während der nationalsozialistischen Jahre konnte aber Webers Werk immer noch einen kulturellen Rückhalt bedeuten, wie die wenig angepaßte Beschreibung durch Max Buchner aus diesen Jahren (Dülmen 1940) zeigt. So sehr sich Webers Tochter, in der Zwischenkriegszeit wieder armgeworden, auch um Wohlverhalten bemüht zu haben scheint, so wenig täuschte sie die neuen Herren über die Substanz des Werkes ihres Vaters hinweg. Weber bot sich weder für nationale Revolution der Schlechtweggekommenen noch für germanischen Triumphalismus der Aufsteiger an. Wo sich nationalsozialistisch inspirierte Schriftsteller dem Themenkreis von "Dreizehnlinden" näherten, hoben sie - ebenso wie die naturalistischen Vorgänger, unter denen insbesondere Adolf Bartels mit "Herzog Widukind" 1905 auffällt - den Sachsenherzog Widukind gegen den fränkischen Kaiser als völkischen Anführer hervor. 1935 kam es anläßlich des Wittekind-Dramas von Eduard Kiß in Hagen deshalb zu einem bemerkenswerten Theaterskandal, in dessen Verlauf die katholische Kirche den Propagandaminister Goebbels noch zwingen konnte, von der Billigung des von ihr mit Sühnegottesdiensten und von Gläubigen mit Protesten kritisierten nordgermanischen Stückes abzurücken.62 Alfred Rosenberg hatte im "Mythus des 20. Jahrhunderts" festgehalten:

Widukind kämpfte zwar für sich, aber zugleich für die Freiheit aller nordischen Völker. Er unterlag, aber kein Zweifel darf heute mehr drüber bestehen, daß wir zu den Kräften stehen, die ihn leiteten und nicht zu denen, welchen Karl der Große zum Siege verhalf.⁶³

Weber vertrat sehr bewußt gegen solche auch lange vor Hitlers ideologischem Reichsleiter auftretende Theorien vom Nordischen und vom deutschen Son-

Nach "Blick in die Zeit", einem kritischen Zeitungsspiegel der ersten NS-Jahre, 3. Jahrgg., Heft 10, S. 3.1935, in dem über vier Seiten berichtet wird.

63) Zit. nach "Blick in die Zeit", a.a.O., S. 3.

⁶¹⁾ Am interessantesten die im Kriegsjahr 1914 erschienene umfangreiche Habilitationsschrift von Joseph Méjasson, Un poète catholique allemand: Friedrich-Wilhelm Weber, Paris-Lyon 1914. I. ü. vgl. Schüppen, Anm. 9, S. 160 ff., Johannes Heinmann, Anm. 8, S. 217.

derweg die realistische und katholische Position, den Gang und die Fakten der Geschichte zu akzeptieren, den wesentlichen Kulturfortschritt, und – auch unter politischen Aspekten – Gehalt und Wert der christlichen Religion anzuerkennen.

Tendierte schon die Politik der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts auf Ausgleich, der seit 1878 auch Leitlinie von Bismarcks Innenpolitik wurde, so kam die Stunde von Webers Konzeption einer christlichen Haltung und Welt doch erst nach der nächsten, totaleren Katastrophe des Sonderwegs.

An Webers Position ließ sich nach dem Ende des Traums vom unheiligen deutschen Reich germanischer Rasse unmittelbar anknüpfen mit einer Konstruktion eines von den Regionen bestimmten deutschen Staates aus westlicher Zivilisation und Religion. Es kann ein gewagter Gedanke scheinen, daß der Geist des u.a. in Webers Werk lebendigen christlichen Realismus des 19. Jahrhunderts als Fortsetzung der späten Bismarckschen Friedenspolitik in der Bundesrepublik seinen (freilich späten) Triumph in Innen- und Außenpolitik feierte, der sich sichtbar in einer erfolgreichen Europa-Politik aus dem Gefühl christlicher Gemeinsamkeit dokumentierte.

Mir scheint es eine abschließende Bestätigung solcher Deutung von "Dreizehnlinden" als einer religiösen und politischen Dichtung, daß in Anneliese Poppingas "Erinnerungen an Konrad Adenauer" nachzulesen ist, daß der katholisch-realistische erste Kanzler der Bundesrepublik, über das ihm eher ferne Thema "Literatur" zum Sprechen gebracht, abschließend und – ich denke – hintergründig für uns als Nachwelt sinnierte und summierte:

Und dann sei natürlich Friedrich Wilhelm Weber damals sehr beliebt gewesen, zum Beispiel "Dreizehnlinden", sicher werde er in Rhöndorf noch einiges von ihm haben.⁶⁴

Man konnte aus Weber auch lernen, wie man Jahre der Verfemung übersteht, woran man sich in dieser Situation hält und aufrichtet.⁶⁵

Ob Weber als Poet verdient, über den Rang eines poeta minor hinausgehoben zu werden, mag nicht ganz sicher sein. Der Mensch, der aus dem Arztberuf denkende Lehrer und der Politiker haben auf jede Fall eine erhebliche Bedeu-

Es muß kein Zufall sein, daß Konrad Adenauer, von der Gestapo verfolgt, sich Dr. Weber nannte, wie Hans Peter Schwarz in seiner Biographie festhält. (Konrad Adenauer, Bd. I, Stutt-

gart 1986, S. 417).

⁶⁴⁾ A. Poppinga, Anm. 45, S. 275. – Auskünfte aus Rhöndorf waren nicht zu erhalten. – Im Register der Taschenbuch-Ausgabe der Erinnerungen von Anneliese Poppinga (1960) sind Namen von Schriftstellern wie Weber, Conscience, Heine, Lenau, Uhland – die (u.a.) im Text vorkommen – nicht aufgeführt.

tung gehabt. Man tut nicht gut daran, einfach darüber hinwegzugehen, in welchem Maße Weber gekauft, gelesen und rezipiert worden ist. Konrad Adenauer hat uns hier – wie auf vielen Gebieten – mit wenigen Sätzen eines Bessern belehrt.

Webers Gedichte von Elmar, der am Ende dann doch Herr vom Habichtshofe ist und bleibt, schließt poetisch ab mit den Aussagen zum Ergebnis der christlichen Haltung, die der Autor Friedrich Wilhelm Weber und sein Epos "Dreizehnlinden" als weltgestaltend vorstellen wollen:

Friedensgeister, Gottes Engel, Schwebten durch die stille Halle.⁶⁶

Wenn jetzt die Bundesregierung vom lange provinziell gescholtenen Bonn in die große Hauptstadt Berlin umzuziehen beginnt, kann man als Literarhistoriker der realistischen Epoche erinnernd feststellen, welche Vorzüge der sich regionalistisch entwickelnde Realismus hatte und seine christlich und moralisch bestimmte Friedenspolitik, die Weber repräsentierte und formulierte. Daß im Realismus ein Europa der Regionen zu entstehen begann, in einer friedlichen Nachkriegsepoche, läßt sich an Weber studieren. Und so könnte, meine ich, die Erinnerung an Weber politisch nützlich sein. Da wo der regionale Realismus christlich war, wie bei ihm, wies er weit vorwärts in eine friedliche, fröhliche und wohlhabende gemeinsame europäische Zukunft. So könnten wir "rückwärts blickend vorwärts schauen".

Meine "Erinnerung an Friedrich Wilhelm Weber" möchte dazu ermuntern.

⁶⁶⁾ DZL, 131, XXIV (Schluß), 150, Vers. 3-4.

Kurt Heinrich und Christiane Walter

"Schnee" und "Walpurgisnacht" – Hans Castorps exemplarische Reifungskrisen im Zauberberg

In seinem 1924 erschienenen Roman "Der Zauberberg", der Lebensgeschichte des Hans Castorp, der in das Davoser Sanatoriumsmilieu eintaucht und von dort nach siebenjährigem Aufenthalt in den Ersten Weltkrieg zieht, gibt Thomas Mann ein Beispiel für die epische Beschreibung seelischer Krisen als Entscheidungen und Wendungen heraufbeschwörende biographische Höhepunkte.

Hans Castorp ist ein verzärteltes Familiensöhnchen, ein degenerierter und überzüchteter Sproß des hanseatischen Bürgertums, ein insgesamt nicht mehr als mittelmäßiger Zeitgenosse, der sich nicht zu das schlechthin Gebotene überschreitenden Anstrengungen aufraffen kann. Er tritt dem Leben als leidenschaftsloser, unentschiedener und im psychischen Tempo verlangsamter Genußmensch entgegen. Im Sanatorium "Berghof" wird er an die dort herrschende horizontale "wahrhaft glückliche Lebenslage" herangeführt, die Ruhe und Geborgenheit verheißt und bei Hans Castorp daher spontan Sympathien erweckt. Andererseits birgt sie aber auch geheime und schleichende Gefahren, vollzieht sich doch der Übergang vom Liegestuhl auf das Totenbett im "Berghof" häufig und mit scheinbarer Selbstverständlichkeit.

Bereits auf den ersten Seiten des Romans erfolgt die Einstimmung auf das den "Zauberberg" heimlich beherrschende Todesthema, als der Vetter Joachim Ziemßen Hans Castorp belustigt den Abtransport der verstorbenen Patienten auf Bobschlitten beschreibt und vom Tod einer Mitpatientin berichtet, die, wie von allen erwartet, noch gerade rechtzeitig vor Castorps Ankunft "fertig" geworden sei mit ihrem Leiden und Leben, so daß dieser nun ihr Zimmer beziehen könne. Wie in einem Initiationsritual wird Hans Castorp mit der Persiflage des allgegenwärtigen Todes konfrontiert, der die Ruhe im Sanatorium als trügerisch und doppelbödig entlarvt. Der zerstreute, alberne und zynische Umgang mit dem Todesthema kreiert eine schleichende, leise lustige Atmosphäre und kann als Versuch der Abwehr eigener Ängste verstanden werden. Wenn der Leser Hans Castorp am Ende auf dem Schlachtfeld im

2) ebd., Bd. 1, S. 15

Mann, Th., Der Zauberberg. 9. Aufl., S. Fischer Taschenbuch-Verlag, Frankfurt/M. 1975. Bd. l, S. 174

Kriegsgetümmel in der Dämmerung aus den Augen verliert, werden im Finale des Romans durch das Todesthema Anfangs- und Schlußkapitel analogisiert.

Seine vermeintliche Gesundheit wird Hans Castorp durch einen der Sanatoriumsärzte, den Psychoanalytiker Dr. Krokowski, alsbald gewissermaßen ausgeredet und als Irrtum, Selbstbetrug und Abwehrmechanismus zu entlarven versucht. Auch Hofrat Dr. Behrens, der Chefarzt, schätzt Hans Castorp als aufnahmelustig für Infektionen und mit einem besonderen Talent zum Kranksein ausgestattet ein, Castorp wird als "ein Sorgenkind des Lebens" beschrieben. In der Tat erkrankt er im "Berghof" an Lungentuberkulose und gerät allmählich selbst in den auf dem "Zauberberg" allgemein vorherrschenden fiebrigen Zustand. Er beginnt unter trockener Gesichtshitze und dem für ihn alarmierenden Verlust der Schmackhaftigkeit seiner geliebten Zigarre zu leiden. Seine Gemütsverfassung wird immer labiler, es wechseln Elendsgefühle und überzogene Euphorie.

Diese Heiterkeitsausbrüche sind unabhängig von der Tuberkuloseinfektion als psychische Übersprunghandlungen im Sinne der Abwehr von Verwirrung und Hilflosigkeit zu interpretieren. Thomas Mann mißtraut dieser Art von Gelächter und mißt ihm hinweisende Bedeutung zu. Die herrschende Atmosphäre von Unordnung und Auflösung ergreift schließlich vollends von Hans Castorp Besitz. Er verliert das Zeitgefühl und kann sich weder seine Aufenthaltsdauer auf dem "Zauberberg" noch das eigene Alter vergegenwärtigen. Das regelmäßige Temperaturmessen wird für ihn zu einem Ritual, das ihn vom bloßen distanziert beobachtenden Besucher zu einem Eingeweihten sich entwickeln läßt.

Ist er zunächst noch irritiert und ehrbar entrüstet durch die ihn abstoßenden akustischen Impressionen des ungehemmten Ehelebens seiner russischen Zimmernachbarn, so durchschaut er allmählich zunehmend hellsichtig die Beziehungen zwischen den Geschlechtern und ist berührt von einem "Gefühl ausschweifender Freude und Hoffnung"⁴. Die Infektionskrankheit macht ihn sensibler für die eigene Körperlichkeit. Die Krankheit selbst trägt für ihn erotische Züge, wenn er Husten und Niesen als vergnüglich, als gesegneten orgiastischen Ausbruch, berauschend und unwiderstehlich, erlebt. Durch das Fieber herrscht im Körper ein "besonders munterer Betrieb", der Körper verselbständigt sich scheinbar und läßt den Betroffenen unwillkürlich nach einer besonderen Gemütsbewegung suchen, die diesem ordnungsauflösenden Treiben halbwegs einen Sinn gibt.

³⁾ ebd., Bd. 1, S. 326

⁴⁾ ebd., Bd. 1, S. 95

Vor diesem Hintergrund vollzieht sich die Begegnung Hans Castorps mit Clawdia Chauchat, die Anlaß zum zugehörigen Gefühl der Pulsbeschleunigung, zur rechtfertigenden Gemütsbewegung für die exaltierte Körpertätigkeit wird und ihn schwindelig, beklommen und träumerisch zurückläßt. Er empfindet ein "erschreckendes Glück"5 und "süßen Nebel in seinem Kopf"5, sein Herz krampft sich zusammen. Rausch und Erschütterung ergreifen von ihm Besitz, das Vegetativum entgleist und heftige Eifersucht gegen Dr. Behrens als den Clawdia betreuenden und porträtierenden Arzt sowie gegen einen mit ihr bekannten Russen quält ihn. Hans Castorp ist zum ersten Mal verliebt, die erste wirkliche Krise seines bis dahin belanglosen Lebens setzt ein und kann angesichts der Überfülle an Zeit und Muße im Sanatorium ihren freien Lauf nehmen.

Hans Castorp wird zugleich Beute der tuberkulösen Prodromi und der erotischen Wirkung von Madame Chauchat, die sich in gegenseitiger Verstärkung auf verschiedenen Ebenen verdichten. Zur Faschingszeit erlebt er seine "Walpurgisnacht", die Nacht der Hexen und des Liebeszaubers. Diese Walpurgisnacht ist der erste Höhepunkt des Romans und sein formales Zentrum. Subfebril und erotisch entflammt bittet Castorp Madame Chauchat in Anlehnung an eine frühere latent homoerotische Episode mit dem Schulkameraden Pribislav Hippe um einen Bleistift. Unter psychopathologischen Gesichtspunkten imponiert Hans Castorp hier enthemmt und wie berauscht, gedanklich assoziativ gelockert und mit logorrhoischem Rededrang französisch parlierend. Es kommt zum ersten "Du" und schließlich zur sexuellen Begegnung mit Clawdia, angedeutet durch ihre Aufforderung an Hans Castorp zur Bleistiftrückgabe und später bekräftigt durch den Austausch sehr persönlicher und erotisch bedeutsamer Geschenke. Der Bleistift als Phallussymbol wird gegen ihre Röntgenaufnahme des Thorax getauscht, die auch "die weichen Formen des Fleisches"6 zur Darstellung bringt.

Hans Castorp nennt Clawdia später "den Genius des Ortes", den er "in schlimmer, in ausschweifungsvoll süßer Stunde... besessen hatte". Der das aufklärerische rationale Element verkörpernde Settembrini bezeichnet ahnungsvoll und warnend den "Berghof" als "Sumpf" und "Eiland der Kirke", auf dem zu leben Hans Castorp nicht Odysseus genug sei. Er behält mit seiner Prophezeiung recht, Castorp bleibt insgesamt 7 Jahre auf dem "Zauberberg" in Erwartung der Rückkehr der nach der Liebesnacht ungerührt

⁵) ebd., Bd. 1, S. 219 f.

⁶⁾ ebd., Bd. 2, S. 369 7) ebd., Bd. 2, S. 370

⁸⁾ ebd., Bd. 1, S. 262

abgereisten Madame Chauchat. Die Heimkehr zu den Alltagspflichten im "Flachland" wird von dem enttäuschten Liebhaber gar nicht erst erwogen. Als Madame Chauchat schließlich wiederkehrt, wird Hans Castorps Warten nicht belohnt, sie erscheint in Begleitung eines neuen Gefährten, des imposanten Mynheer Peeperkorn.

Die sich davor ereignende Vereinigung mit Madame Chauchat stellt die Klimax der krisenhaft verlaufenden Verliebtheit Hans Castorps dar. Bedeutungsvoll sind dabei der Grad der emotionalen und vegetativen Reaktionen Hans Castorps und die subjektive Wichtigkeit dieses Ereignisses, das ihn zum Dauerinsassen des "Berghofs" werden läßt (Lehnert 1960). Seine Verleugnung der Situationseinschätzung durch die Partnerin läßt das Ausmaß der Krise Hans Castorps erahnen, für Clawdia Chauchat war er als physisch angenehmer, jedoch insgesamt langweiliger Bourgeois nur eine kleine, ihre Phantasie nicht weiter beschäftigende Affäre.

Die Attraktivität Madame Chauchats für Hans Castorp ist von besonderer Art. Zum einen übt sie als slawischer Typus mit prominenten Wangenknochen und schmalen Kirgisenaugen, wie schon der Mitschüler Hippe, sowie durch ihre katzenhaft lässigen Bewegungen eine große erotische Anziehungskraft auf ihn aus, zum anderen wird sie jedoch als wurmstichig, krank, schlaff und teilweise wenig gepflegt beschrieben. In ihrer Person verbinden sich Eros und Verfall, Schönheit und Tod zu einer von Thomas Mann wiederholt beschriebenen Einheit. In Abwandlung des von Weygandt 1925 geprägten Begriffs liegt der pathoide Reiz für Hans Castorp einerseits in Clawdias Erkrankung und wirkt somit mittelbar, indem ihre Morbidität ihre sexuelle Attraktivität steigert, andererseits ist Hans Castorp selbst als Tuberkulosekranker erhöht empfänglich für erotische Reize. Er unterstellt sich Madame Chauchat zuliebe "dem Prinzip der Unvernunft, dem genialen Prinzip der Krankheit".

Wird Adrian Leverkühn, der Held des "Doktor Faustus", mit Hans Castorp verglichen, so zeigt sich, daß Leverkühn ebenfalls als in besonderer Weise aufnahmelustig für Infektionskrankheiten beschrieben wird (Walter 1991, Heinrich und Walter 1992). Er ist aufgrund seines narzißtisch-hochmütigen Willens zum kreativen Durchbruch empfänglich für eine illuminierende Erkrankung, den pathoiden Reiz der bewußt erlittenen Syphilisinfektion, sie führt bei ihm als beabsichtigte krisenhafte Zuspitzung zu einer krankheitsbedingten Produktivitätssteigerung und später zu Siechtum und Tod. Der ohne Vorsatz und eigenes Zutun an Tuberkulose erkrankte Hans Castorp erfährt zwar wie Adrian Leverkühn eine allgemeine Enthemmung, die aber in seinem

Falle nicht zur Befreiung aus hyperreflektiver Trägheit und zur Kreativitätssteigerung führt, sondern lediglich zu einer Sensibilisierung für Erotik unter Aufgabe der bürgerlichen Existenz. Nach dem Wegfall pflichtbestimmter Hemmungen zieht sich Castorp auf eine dekadent-parasitäre Lebensweise im Bergsanatorium zurück. Hans Castorp und Adrian Leverkühn verfallen gleichermaßen kranken bzw. "schlaffen" Frauen, was eine Facette des Weiblichkeitsbildes von Thomas Mann offenlegt. In beiden großen Romanen werden Frauen als morbide, die Lebenskräfte schwächende, verderbliche Geschöpfe gesehen. Hans Castorp wird durch Clawdia Chauchat zwar nicht so unmittelbar wie Adrian Leverkühn an Leib und Seele zerstört, sie bringt jedoch den Dreiundzwanzigjährigen um entscheidende Lebensjahre, die er in individuationsferner Existenz auf dem "Zauberberg" vorüberziehen läßt.

In beiden Fällen kommt es zu keiner echten zwischenmenschlichen Bindung, jedoch zu einer starken Fixierung auf die jeweilige Frau. Adrian Leverkühn kehrt nach einem Jahr zu der ihn infizierenden Prostituierten zurück, Hans Castorp verweilt in Erwartung Clawdias jahrelang im Bergsanatorium. Beide Beziehungen sind exklusiv, für die Außenwelt kaum erkenntlich und gleichsam außergesellschaftlich und geheimbündlerisch, was einen großen narzißtischen Gewinn für die Beteiligten mit sich bringt. Es besteht eine ausgeprägte Anspruchshaltung hinsichtlich der Intimität und einvernehmlichen Harmonie in der Beziehung Hans Castorps zu Clawdia, was sie gefährdet und heikel macht. Sie ist in hohem Maße ichbezogen und verpflichtet letztlich zu nichts. Hans Castorp gesteht sich offen ein, daß er über diese geheime Verbindung hinaus vor den Anforderungen der Alltagsrealität nichts mit der Geliebten zu schaffen haben könne. Er ist sich bewußt, daß Abgründe ihre Existenz von der seinen trennen und daß er vor keiner Kritik, die er anerkennt, mit ihr bestehen könne. Dies erfüllt ihn mit Hochmut und Überlegenheitsgefühl und bestätigt seine Größenphantasien, die ihn durch die Abwertung des Liebesobjekts vor Abhängigkeit und enger Bindung schützen.

Daß der an sich profillose, gleichgültig-gutmütige Hans Castorp bei Kränkung seines empfindlichen Selbstwertgefühls auch eine andere Facette seines Charakters demonstrieren kann, zeigt sich nach der Rückkehr Clawdias in Begleitung des reichen Holländers Mynheer Peeperkorn in den "Berghof". Castorp hat die von ihm lange herbeigesehnte Wiederannäherung an Madame Chauchat als Manifestation von Zartheit, Besonnenheit und Formvollendung geplant. Durch das Erscheinen Peeperkorns, eines Kolosses auf tönernen Füßen, sind Hans Castorps Ritterlichkeit und Zurückhaltung aber nicht mehr freiwillig und verlieren daher jegliche Verdienstlichkeit. Sein beharrliches Warten erscheint vergeblich und beschämend. Hans Castorp wird in

seiner Stellung zu Madame Chauchat zu einer von vielen früheren Männerbekanntschaften degradiert. Kränkung und Ärger verbergend bedient sich Hans Castorp einer raffinierten Strategie, indem er sich nicht als blind vor Eifersucht zeigt, was seinem blassen Temperament auch nicht entsprochen hätte. Er verkehrt seine Ressentiments gegen Peeperkorn im Sinne einer abwehrenden Reaktionsbildung ins Gegenteil und erweist dem älteren Rivalen Respekt und die von Mann zu Mann schuldige Reverenz. Dies ärgert Clawdia zur Freude Castorps sehr. Er erwirbt sich Peeperkorns Zuneigung mit matter Tücke und gesteht diesem, Clawdias früherer Geliebter gewesen zu sein und mit ihr noch immer innig verbunden zu sein. Peeperkorn ist bei dieser Eröffnung wegen seines Alkoholmißbrauchs und wegen eines Malariaschubs in besonders kläglicher Verfassung und deutet gegenüber dem Nebenbuhler seine Selbstzweifel an, Castorp bietet Peeperkorn mit erstaunlicher Hinterlist als Ausweg aus seiner Zwangslage das "Carmen"-Motiv an, demzufolge die Frau von dem eifersüchtigen Geliebten getötet wird. Da Peeperkorn als "Mann des Gefühls" die Geliebte notfalls unter Selbstopferung schonen muß, fordert ihn Castorp damit indirekt zum Suizid auf. Nachdem Peeperkorn seinen Vorgänger kennengelernt hat und jetzt auch ganz konkret mit der Möglichkeit eines Nachfolgers rechnen muß, entzieht er sich dem möglichen Verlassenwerden durch Clawdia, indem er sich das Leben nimmt.

Hans Castorp übt hier eine angesichts seiner sonstigen Schlichtheit erstaunlich sublime Rache mit geistigen Mitteln und führt so bei Peeperkorn eine krisenhafte Zuspitzung der chronischen Selbstwertproblematik bei depressiver Persönlichkeitsstruktur herbei, die im Suizid mittels einer seit langem präparierten Giftmischung gipfelt.

Nach eigenem Eingeständnis Thomas Manns war Gerhart Hauptmann das Vorbild der Figur des Peeperkorn. Am 11.04.1925 schrieb Thomas Mann einen Entschuldigungsbrief an Gerhart Hauptmann, in dem er diesen um Verzeihung wegen seines "schlechten Streiches, einer Künstlersünde" bat. Dieser Brief entspricht in seiner Mischung aus scheinbarer Bußfertigkeit, raffinierter Selbstrechtfertigung und unredlichem Abwiegeln der Verschmitztheit Castorps gegenüber Peeperkorn. Castorp hat diesen zu Tode gebracht, Thomas Mann hat durch die Karikatur des Peeperkorn Gerhart Hauptmann als literarische Persönlichkeit beschädigt. Die Empörung der Hauptmann-Verehrer war, entgegen den Rechtfertigungsversuchen Thomas Manns, begründet und verständlich.

Wysling, H., M. Eich-Fischer (Hrsg.): Thomas Mann: Selbstkommentare: "Der Zauberberg". S. Fischer Taschenbuch-Verlag, Frankfurt/M., 1993, S. 61

In der Konstellation Castorp-Peeperkorn-Clawdia Chauchat greift der Autor ähnlich wie im Beziehungsdreieck Leverkühn Rudolf Schwerdtfeger-Marie Godeau im Doktor Faustus (Walter 1991; Heinrich und Walter 1992) zurück auf einen festgelegten Handlungsentwurf, in dem Adrian Leverkühn und Hans Castorp als Gekränkte die Rivalen in tödliche Fallen laufen lassen. Sie lösen durch diese Kabalen eigene Krisensituationen in einer für die beteiligten Dritten fatalen Weise auf.

Die zweite bedeutende Krise im Leben des Hans Castorp wird von ihm während einer Wanderung im Schneesturm selbst herbeigeführt. Unter dem Einfluß von Kälte, Ermüdung und Alkohol treten im Schnee allmählich psychopathologische Denk- und Erlebensweisen auf, die dem Leser durch die Erzähltechnik des Bewußtseinsstroms vermittelt werden und die den durch Naphtas und Settembrinis Diskurse unbefriedigt gebliebenen Hans Castorp zu tieferer Erkenntnis führen sollen. Dieser gesteht sich ein, es heimlich geradezu darauf angelegt zu haben, "... sich um die Orientierung zu bringen und zu vergessen, in welcher Richtung Tal und Ortschaft lagen...". 10 Er registriert auf seinem Spaziergang alsbald selbst, "nicht ganz klar im Kopf" zu sein und "zu faseln". 11 Sein Zustand wird beschrieben als von ihm Besitz ergreifende "Unklarheit", "sensorische Herabminderung", "Gnadennarkose" und "Erleichterungsmaßnahmen der Natur".11 Dies entspricht dem psychopathologischen Phänomen der Bewußtseinsverschiebung, gegen die sich Hans Castorp mit dem autosuggestiven "man muß jedoch dagegen kämpfen..."11 zu wehren versucht. Er bleibt bis zum Aufwachen kraft eigener Anstrengung durchgehend von seinen abnormen Erlebnissen distanziert, verspürt aber gleichzeitig das Verlangen, sich in der Eiseskälte niederzulegen. Diese Absicht symbolisiert die Sehnsucht nach dem Fall, nach Selbstauflösung in der Verschmelzung mit einer höheren Gewalt, das autodestruktive und regressive Element in der Persönlichkeit Hans Castorps, das ihn erst für die Grenzerfahrung in der Krise (Struc 1963; Jaspers 1973) durch die Mischung aus "Trunkenheit und Exzitation" empfänglich macht. 12 Wissend um die seine Entschlußkraft lähmende Wirkung des Alkohols trinkt Hans Castorp von dem mitgeführten Portwein. Getrieben von Wahrheitssuche und morbid-dekadenter Todessehnsucht führt er durch das Zusammenspiel von Kälte, Erschöpfung und Alkohol einen physiologischen Ausnahmezustand aufgrund pathoider Reizwirkung herbei. Die abnormen visionären Erlebens-

Mann, Th., Der Zauberberg. 9. Aufl., S. Fischer Taschenbuch-Verlag, Frankfurt/M., 1975, Bd. 2, S. 506

¹¹⁾ ebd., Bd. 2, S. 510 12) ebd., Bd. 2, S. 511

weisen im Kapitel "Schnee", das Thomas Mann 1927 als das Herzstück des Romans bezeichnete, sind auf diesen Ausnahmezustand zurückzuführen. Hier ergeben sich Analogien zu der von Adrian Leverkühn aus dem Wunsch nach dem künstlerischen Durchbruch provozierten fiebrigen Illumination durch die Syphilisinfektion. Gepeinigt von Atemnot, Schneeblindheit, Müdigkeit und sensorischer Deprivation befällt Hans Castorp in der formund zeitlosen flirrenden Schneelandschaft eine träumerische innere Hellsichtigkeit.

Die Vision Hans Castorps kann unter psychopathologischen Gesichtspunkten mit U. H. Peters (1977) als Tagtraum verstanden werden. In diesem mischen sich bei erhaltenem Bewußtsein phantastische Gedanken, reale Vorgänge und Wünsche. Angesichts der sensorischen Deprivation im Schneetreiben, der Alkoholwirkung und der körperlichen Erschöpfung ist für den Höhepunkt der Störung die Annahme eines Durchgangssyndroms (Wieck) gerechtfertigt, das die Diagnose einer körperlich begründbaren Psychose mit Reversibilität und fehlender Bewußtseinstrübung begründet. Die Klarheit der Vergegenwärtigung seiner Gesamtsituation ist bei Hans Castorp im Schneesturm erhalten, der Wahrnehmungsschwerpunkt liegt jedoch auf dem sinnlich-gedanklichen Erleben in den Visionen. Der formale Gedankengang lockert sich zunehmend assoziativ, die Stimmung gerät vordergründig ins inadäquat Subeuphorische. Es treten optische, akustische und olfaktorische Pseudohalluzinationen auf, die von Castorp in ihrem irrealen Charakter erkannt werden. Die Wahrnehmungsintensität insbesondere von Farben ist gesteigert, verschiedene Wahrnehmungsqualitäten vermischen sich in Form einer Synästhesie. Die visionären Wahrnehmungen sind in der Beschreibung des paradiesischen Urzustands der "Sonnenleute" und der kannibalistischen Hexenepisode in szenischen Abläufen angeordnet, aus denen Hans Castorp schließlich wie aus einem Alptraum hochschreckt. Die folgenden Reflexionen, in denen der Autor die Visionen entsprechend ihrem Lehrstückcharakter interpretiert, erlebt der Protagonist dann als rein gedankliche, von ihm kommentierte Folgerungen ohne Handlungscharakter.

Hans Castorp konstatiert: "... man träumt nicht nur aus eigener Seele, möchte ich sagen, man träumt anonym und gemeinsam, wenn auch auf eigene Art. Die große Seele, von der du nur ein Teilchen, träumt wohl mal durch dich, auf diese Art, von Dingen, die sie heimlich immer träumt, – von ihrer Jugend, ihrer Hoffnung, ihrem Glück und Frieden..., und ihrem Blutmahl."¹³

¹³⁾ ebd., Bd. 2, S. 521

Es zeigen sich hier Anklänge an C. G. Jungs Lehre vom kollektiven Unbewußten, wenngleich zwischen Thomas Mann und Jung weder eine engere persönliche Bekanntschaft noch ein literarischer Austausch bestanden hat (Erika Mann 1963). Der Einfluß C. G. Jungs auf Thomas Mann ist im Vergleich zu dem Sigmund Freuds eher als gering zu bewerten. Entsprechungen zu Jung'schen Ansichten zeigen sich aber in Thomas Manns Bestreben, den Mythos mit der Psychologie zu verbinden und ihn ins Humane "umzufunktionieren". ¹⁴ In Hans Castorps Visionen finden sich Bezüge zu C. G. Jungs Archetypen in der Beschreibung der verständig-heiteren, schönen jungen Menschenkinder, der Jünglinge und tanzende Paare, der Mädchen von besonderem Liebreiz, der jungen, ihr Kind stillenden Mutter voll "langsamer Milde" und schließlich der beiden hexenähnlichen Weiber.

Castorps déjà vu-Erleben im Tagtraum ist ebenfalls als Manifestation des kollektiven Unbewußten zu deuten: "Hans Castorp hatte das nie gesehen, nichts dergleichen....." Dennoch erinnerte er sich. Ja, das war eigentümlicherweise ein Wiedererkennen, das er feierte. "Ah, ja, so ist es!" rief es in ihm, als hätte er das blaue Sonnenglück, das sich da vor ihm breitete, insgeheim vor sich selbst verschwiegen, von je im Herzen getragen: Und dieses "Je" war weit, unendlich weit...." 15. Hans Castorps Grenzerfahrung vollzieht sich in der Konfrontation mit dem Erleben des kollektiven Unbewußten, in der Aufhebung von Zeitgebundenheit und Individualität im Archetypischen, Allgemeinen (Smith Wolfe 1977).

Schließlich fährt Hans Castorp, angeekelt von den letzten grausigen Inhalten der Vision, dem Alptraum des Blutmahls, durch einen Willensakt hoch aus der Bewußtseinsveränderung. Vigilanz, Gedankenabläufe und Wahrnehmung entsprechen wieder ihren normalen Funktionsweisen. Das durch Alkoholeinfluß, drohende Erfrierung und Übermüdung verursachte Durchgangssyndrom hat keine bleibenden Schäden hinterlassen, die Visionen haben andererseits nicht zu dauerhaften Erkenntnissen geführt (Sauereßig 1974; Trahms 1974; Wynn 1991). "Es schien, das Leben hatte es gut gemeint mit seinem hochverirrten Sorgenkinde..."¹⁶, das bei seinen "Regierungsgeschäften" in große geographische wie gedankliche Höhen aufgestiegen war. Hans Castorp hat zwar überlebt, gelernt und bewirkt wurde in der Schneekrise jedoch nichts Überdauerndes. Er hat den Gral der Humanität im todes-

Wysling, H.: Eich-Fischer M. (Hrsg.): Thomas Mann: Selbstkommentare: "Der Zauberberg", S. Fischer Taschenbuch-Verlag, Frankfurt/M. 1993

¹⁴) Briefe Th. Manns. Regesten und Register, bearbeitet und hrsg. von H. Bürgin, H.-O. Mayer u.a. S. Fischer. Frankfurt/M. 1976–1987, Brief vom 18.02.1941

Mann Thomas: Der Zauberberg, 9. Aufl., Bd. 2, S. 524. S. Fischer Taschenbuch-Verlag, Frankfurt/M. 1975

nahen Traum erahnt, jedoch nicht gefunden, wie Thomas Mann in seiner Princeton-Ansprache 1939 feststellte.

Hans Castorp, der Protagonist des "Zauberberg", zeigt sich hinsichtlich seiner Primärpersönlichkeit als blaß, konturlos und von asthenisch matter Willens- und Affektstärke. Er ist geprägt durch das Nichtvorhandensein auffälliger Merkmale, durch das Fehlen spezifischer Charakteristika, planvoll angelegter Lebensstrategien und besonderer Begabungen. Sein Leben ist bestimmt durch Zeit-, Ziel- und Bedeutungslosigkeit, es wird lediglich unterbrochen von zwei krisenhaft sich zuspitzenden Entwicklungen: dem ersten erotischen Erlebnis mit einer Frau und dem visionären Tagtraum an der Grenze zum Erfrierungstod.

Wie Adrian Leverkühn im "Doktor Faustus" erlebt auch Hans Castorp seine Krisen, Grenzzustände im Sinne von Karl Jaspers, unter dem Einfluß pathoider Reize: Er gerät zunächst in eine rauschhafte Verliebtheit, die durch die Morbidität Madame Chauchats und seine eigene Lungentuberkulose bedingt wird, später erleidet er eine durch Kälte, Erschöpfung und Alkoholwirkung induzierte symptomatische Psychose mit visionären Denk- und Wahrnehmungsstörungen. Beide Male handelt es sich um krisenhafte Ausnahmezustände, die ohne produktive Konsequenzen bleiben. Zu Madame Chauchat entwickelt sich keine tragfähige zwischenmenschliche Beziehung und Hans Castorp wartet angesichts des Erscheinens des Rivalen Peeperkorn letztlich vergeblich auf ihre Rückkehr zu ihm. Die metaphysisch-humanistischen Erkenntnisse im Schneesturm über das menschliche Wesen, seine Möglichkeiten und Verpflichtungen, werden von Hans Castorp sogleich wieder vergessen. Sie haben für sein Leben keine Konsequenzen. Aufgrund der Folgenlosigkeit der erotischen und geistigen Krisen Hans Castorps kann der "Zauberberg" als die Negation eines Entwicklungsromans verstanden werden. Castorp verhält sich im Sanatorium "Berghof" zunehmend regressiv und verzichtet schließlich ganz auf ein verantwortliches, selbstbestimmtes Leben "im Flachland", sein letztlich autodestruktives Verhalten gipfelt im Sturmangriff im Ersten Weltkrieg und illustriert damit exemplarisch die These von der deutschen "Sympathie mit dem Tode", das Abgleiten der Vorkriegsgesellschaft ins Dekadent-Morbide, Rauschhafte auf dem Weg in die Katastrophe des Krieges. Das individuelle Schicksal Hans Castorps verschmilzt so mit dem Historisch-Nationalen, wie es auch im Falle des Adrian Leverkühn war. Der pathoide Reiz der syphilitischen Infektion führte bei diesem zur Entfesselung kompositorischer Kreativität und danach in Krankheit und Tod, wie der Nationalsozialismus Deutschland in höchste Kraftentfaltung und in Schande und Niederlage riß.

Hans Castorp erfährt gemäß Thomas Manns Krankheitsverständnis auf dem "Zauberberg" Krankheit und Tod, menschliche Grenzerfahrungen und Krisen als Chancen zu Wissen und Umkehr, zu Gesundheit und Leben. Die Idee der Humanität bleibt jedoch im Imaginären, da die Krisen des Protagonisten keine läuternden Folgen haben. Thomas Mann hat in seinem Vortrag vor Studenten der Universität Princeton im Mai 1939 seinen Roman als ein Dokument der europäischen Seelenverfassung und geistigen Problematik im ersten Drittel des zwanzigsten Jahrhundert bezeichnet. Die Lebensbotschaft des Hans Castorp ist, daß individuelle Krisen nicht mehr ausreichten, ein Umdenken in der bürgerlichen Gesellschaft vor 1914 zu bewirken. Es bedurfte der globalen Krise des Ersten Weltkrieges, um ihre Entwicklungslosigkeit, "die Aufhebung der Zeit", "die hermetische Verzauberung ins Zeitlose" zu beenden.

Literaturverzeichnis

Heinrich, Kurt, Walter, Christiane: Zur Psychopathologie von Thomas Manns Doktor Faustus: Pathographischer Versuch über Adrian Leverkühn. In: A. Marneros, M. Philipp (Hrsg.): Persönlichkeit und psychische Erkrankung. Springer-Verlag, Berlin, Heidelberg, New York, London, Paris, Tokyo, Hong Kong, Barcelona, Budapest 1992.

Jaspers, Karl: Allgemeine Psychopathologie, 9. Aufl., Springer Berlin-Heidelberq-New York 1973 Lehnert, Herbert: Hans Castorps Vision: Eine Studie zum Aufbau von Th. Manns Roman "Der Zauberberg". In: The Rice Institute Pamphlet. Studies in Modern Languages, Volume XLVII April 1960, Nr. I, S. 1–37, Houston, Texas

Mann, Thomas: Briefe 1937-1947, hrsg. von Erika Mann, S. Fischer, Frankfurt/M. 1963

Mann, Thomas: Briefregestenwerk

Mann, Thomas: Der Zauberberg. 9. Aufl., S. Fischer Taschenbuch-Verlag, Frankfurt/M. 1975, Bd. l und 2

Mann, Thomas: Selbstkommentar: "Der Zauberberg", hrsg. von Hans Wysling unter Mitwirkung von Marianne Eich-Fischer, S. Fischer Taschenbuch-Verlag, Frankfurt/M. 1993

Peters, Uwe Henrik: Wörterbuch der Psychiatrie und medizinischen Psychologie, 2. Aufl., Urban & Schwarzenberg 1977

Sauereßig, Heinz: Die Entstehung des Romans "Der Zauberberg". In: Sauereßig, H. (Hrsg.): Besichtigung des "Zauberberg", Wege und Gestalten, Biberach an der Riss, Biberacher Verlagsdruckerei, Biberach an der Riss 1974

Smith Wolfe, Susan: Th. Manns "Der Zauberberg": the "snow spiral". In: Seminar – a journal of Germanic studies, Volume XIII 1977, S. 270–277

Struc, Roman S.: The threat of chaos: Stifters "Bergkristall" and Th. Manns "Schnee". In: Modern Language Quarterly, Volume XXIV, Dec 1963, Nr. 4, Univ. of Washington, Seattle, S. 323–332 Trahms, Gisela: "Schnee" – Ein mißglücktes Kapitel in Th. Manns "Zauberberg". Typoskript einer Staatsexamensarbeit, Düsseldorf 1974, Univ.-Bibliothek Düsseldorf, Th. Mann-Sammlung "Dr. Hans-Otto Mayer"

Walter, Christiane: Zur Psychopathologie der Figuren in Th. Manns Roman "Doktor Faustus". Verlag Peter Lang, Frankfurt/M.-Bern-New York-Paris 1991

Weygandt, W.: Zur Frage der pathologischen Kunst. Z. f. Ges. Neurologie und Psychiatrie 1925, 94, S. 421-429

Wynn, Marianne: Die Krise des Helden in der Moderne und im Mittelalter: Th. Mann, Emily Bronte, Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach. In: Festschrift für Heinz Engels zum 65. Geburtstag, hrsg. von Gerhard Augst. Göppinger: Arbeiten zur Germanistik, Göppingen 1991, S. 105–123

Hans-Jürgen Becker

Das Gewaltmonopol des Staates und die Sicherheit des Bürgers:

Der Ewige Landfriede - vor 500 Jahren

Am 7. August 1995 wird sich jener Tag zum 500. Male jähren, an dem der Reichstag zu Worms unter Vorsitz von König Maximilian I. vier Gesetze zur Reform des Reiches verabschiedete. Für die Rechtsgeschichte ist von besonderer Bedeutung, daß durch eines dieser von König und Reichsständen gemeinsam beschlossenen Reformgesetze das Reichskammergericht ins Leben gerufen wurde, jenes höchste Gericht, das - trotz mancher institutioneller Gebrechen - für mehr als 300 Jahre den Rechtsfrieden im Reich schützen und eine wissenschaftlich fundierte Rechtspflege auf den Weg bringen sollte.1 Für die künftige Entwicklung besonders wichtig waren § 1 der Reichskammergerichtsordnung, der festlegte, daß - wenigstens - die Hälfte der "Urteiler" (d.h. Richter) studierte Juristen sein mußten, sowie § 3, der das Gemeine Recht, d.h. das römisch-kanonische Recht, als vorrangige Rechtsquelle für das Gericht bestimmte. Auf diese Weise wurde das Tor zur Professionalisierung des Richterberufes weit geöffnet und zugleich die bisher nur still verlaufende Rezeption des gelehrten Rechtes in einen breiten Strom eingeleitet.

Der Errichtung des Reichskammergerichtes geht die Verkündung eines "Ewigen" Landfriedens voraus, denn ohne vorherige Sicherung des Rechtsfriedens war das Hauptanliegen der Reform, eine grundlegende Neuordnung der Verfassungsstrukturen des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation und insbesondere der Beziehungen zwischen dem Reichsoberhaupt und den Reichsständen, nicht zu erreichen. In § 2 des Landfriedensgesetzes² wird ein absolutes und zeitlich unbeschränktes Fehdeverbot erlassen. Niemand darf sein Recht von nun an selbst in die Hand nehmen, die Selbstjustiz ist abgeschafft. Das Faustrecht soll der Vergangenheit angehören, denn von nun an

²) Der Text bei H. H. Hofmann (Hg.), Quellen zum Verfassungsorganismus des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation 1495–1815, 1976, Nr. I, S. 3 und bei A. Buschmann (Hg.),

Kaiser und Reich, Teil 1, 21994, Nr. IV 6, S. 160.

¹⁾ Eine erste Orientierung bietet A. Laufs, Art. "Reichskammergericht", in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte 4 (1990) Sp. 655-662. Zur Geschichte des Gerichts vgl. nunmehr den Ausstellungskatalog von I. Scheurmann (Hg.), Frieden durch Recht. Das Reichskammergericht von 1495 bis 1806, 1994.

nimmt die staatliche Gewalt, die durch den König und die Reichsstände verkörpert wird, das Monopol der Gewaltausübung für sich in Anspruch. Zugleich freilich übernimmt die staatliche Gewalt auch die Verpflichtung, sich intensiv um die öffentliche Sicherheit und um die Rechtspflege zu kümmern.

Immer wieder sind im Laufe des Mittelalters Klagen laut geworden, daß die blanke Gewalt regiere und das Recht nicht beachtet werde. Walther von der Vogelweide klagte z.B. um das Jahr 1200: "Treulosigkeit liegt im Hinterhalt, Gewalt beherrscht die Straße, Friede und Recht sind schwer verwundet."³ Auch das Versepos vom Reineke Fuchs, das ein oberdeutscher Dichter nach 1192 in der literarischen Form eines Tierprozesses vortrug, stellt eine ergreifende Klage über den Verlust von Frieden und Recht dar: Selbst die klassischen Mittel zur Herstellung des Rechtsfriedens, nämlich Fehde, Sühneversuch und Rechtstag vor dem König, können nicht Gerechtigkeit schaffen, weil auch der König, der oberste Hüter des Rechts, versagt hat und zu einem "rex iniustus" geworden ist. Der Weg in die Justizkatastrophe ist nicht mehr aufzuhalten.⁴

Die überlieferten Formen der Streiterledigung, vor allem das Faustrecht der Fehde, sind unbefriedigend, weil diese Selbstjustiz nur dem Starken hilft und weil häufig genug ein gieriger Raubzug als rechtmäßige Fehde getarnt wird. Aber auch die rechtmäßige Fehde ist eine Quelle von Plünderung, Raub und Mord. Der öffentliche Friede wird so nicht erreicht. Neue Mittel zur Schlichtung von Rechtsstreitigkeiten werden zwar erprobt, aber es fehlt im gesamten Mittelalter die Kraft, eine wirksame dauerhafte Friedensordnung zu errichten.

Dieses Dilemma kommt bereits in der Sprache zum Ausdruck. 5 Bis ins hohe Mittelalter hinein wird der Terminus "gewalt" (potestas) im Sinne von rechtmäßiger Gewalt in einem breiten Bedeutungsspektrum verwandt; seit dem Spätmittelalter verändert sich der Bedeutungsgehalt des Begriffs "Gewalt" in der deutschen Sprache und nimmt zunehmend den Sinn von "vis" oder "violentia", also von "Gewalttat" oder "Zwang" an. Unrechte Gewalt wird der rechten Gewalt gegenübergestellt. Nur ausnahmsweise und im Notfall ist "Gewalt" noch rechtmäßig und zwar als rechtmäßige Selbsthilfe, während im übrigen das Vorgehen "mit gewopeter hant und unrechter gewalt" regelmäßig

Das folgende nach K. G. Faber, Art. "Macht, Gewalt III", in: Geschichtliche Grundbegriffe, hg. v. O. Brunner u.a., Bd. 3, 1982, S. 835 ff., insbes. S. 840 ff.

Walther von der Vogelweide, Die Lieder, hg. von F. Maurer, 1972, 59 (Der Reichston L 8, 4).

Vgl. hierzu E. Kaufmann, Art. "Reinhart Fuchs", in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte, Bd. 4, 1987, Sp. 835 ff.

als Verstoß gegen das Recht verstanden wird. Bereits in dieser Änderung des Sprachgebrauchs kommt ein innerer Wandel zum Ausdruck: Ältere Formen der rechtmäßigen Rechtsdurchsetzung im Wege des Faustrechts und der Selbsthilfe werden nach und nach zugunsten einer hoheitlich garantierten Sicherung des Rechtsfriedens zurückgedrängt. Ganz langsam entwickelt sich eine Trennung von öffentlicher Gewalt und privater Gewalttätigkeit.

1. Öffentliche Sicherheit als Voraussetzung des Rechtsfriedens

Die Unterscheidung von Gewalt, die vom Staat verantwortet wird, und privater Gewalttätigkeit ist uns heute selbstverständlich. Der Rechtsstaat setzt voraus, daß die Staatsgewalt das Gewaltmonopol besitzt. Körperliche Zwangsgewalt darf ausschließlich vom Träger der öffentlichen Gewalt ausge- übt werden. Das Gewaltmonopol, das die öffentliche Sicherheit erst möglich macht, ist ein wesentlicher Teil der inneren Souveränität eines Staates. Die staatliche Hoheitsmacht und das damit verbundene Recht, sie notfalls mit physischer Gewalt durchzusetzen, sind in einem viele Jahrhunderte währenden Prozeß den verschiedenen gesellschaftlichen Kräften und Mittelgewalten entzogen und bei der verfaßten Staatlichkeit konzentriert worden. Innerhalb dieses langwierigen Prozesses kommt dem Reichstag von Worms im Jahre 1495 die Bedeutung einer Wendemarke zu.

2. Blutrache und Fehde

Der "Ewige" Landfriede von 1495 ist deshalb so bedeutsam, weil erst mit diesem auf dem Wormser Reichstag zustandegekommenen Kompromiß ein Grundprinzip des mittelalterlichen Rechtswesens aufgegeben wird, nämlich das Prinzip der Selbstjustiz. Seit der archaischen Zeit sind die Rechtskulturen Europas von den Gesetzen der Blutrache und der Sippenfehde bestimmt. Die Zeugnisse aus germanischer bzw. fränkischer Zeit lassen erkennen, daß jeder freigeborene Mann zur Rache nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet war, wenn Leben, Ehre oder Besitz seiner Familie verletzt worden waren. Der Kampf der Sippen war erbarmungslos und führte nicht selten zur Ausrottung ganzer Familien. Auch die Fehde, die aus der Blutrache entstanden sein dürfte, gibt dem Verletzten das Recht, seine Ansprüche aus Verwundung, Raub oder Ehrenkränkung mit Brachialgewalt durchzusetzen.

⁶⁾ Zur Blutrache vgl. W. Preiser, Art. "Blutrache", in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte, Bd. 1, 1971, Sp. 459-461; H. R. Hagemann, Art. "Blutrache", in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 2, 1983, Sp. 289 f.

Im hohen Mittelalter wird die Fehdeführung bestimmten Regeln unterworfen.7 Eine rechte Fehde bedurfte eines Anlasses, der allgemein anerkannt war. Vielfach reichte aber bereits die Behauptung, der Gegner habe wider das Recht gehandelt, um eine Fehde als legitim erscheinen zu lassen. Das Recht, eine Fehde zu führen, stand eigentlich nur dem ritterbürtigen Mann zu. Im späten Mittelalter sind aber häufig auch Bürger und Bauern an Fehden beteiligt. Eine rechtmäßige Fehde setzte eine förmliche Erklärung in Form eines Fehdebriefes oder einer Aufsage der Fehde voraus. Nach Ablauf einer kurzen Frist begann der Kriegszustand, bei dem man dem Gegner nur selten im offenen Kampf entgegentrat, sondern ihm in der Regel auf versteckte Weise und mit allen Mitteln Schaden zufügte: War der Gegner eine Stadt, so kam es zu Überfällen auf die Vorstadt oder auf einen exterritorialen Besitz der Kommune; ihre handeltreibenden Bürger wurden auf den Straßen überfallen und beraubt. Bei ländlichen Fehden waren häufig die Bauern des befehdeten Grundherrn die Opfer, deren Vieh man wegtrieb, deren Höfe gebrandschatzt wurden. Nicht selten wurden ganze Dorfschaften ausgerottet.

Das Ende einer Fehde mußte nicht zwangsläufig die Vernichtung des Gegners sein. Oft zwang die überlegene Partei den Besiegten zu einem Friedensschluß, der eine Sühneleistung vorsah und der mit dem Schwur der Urfehde besiegelt wurde: Dieser Eid schloß einseitig alle Feindseligkeiten für die Zukunft aus. Auf die Frage, wer – modern gesprochen – materiell im Recht war, kam es dabei nicht an.

3. Asylrecht

So verbreitet Blutrache und Fehde im gesamten Mittelalter waren, so zahlreich waren die Versuche, diese Akte der Selbstjustiz einzudämmen und Grenzen für ihre Ausübung festzulegen. Teils war man bestrebt, die Parteien zur Sühne zu zwingen, teils versuchte man, die Gerichtsgewalt so auszudehnen, daß an die Stelle der Fehde die Strafe treten konnte. Beide Wege hatten jedoch zunächst keinen Erfolg, so daß andere Mittel eingesetzt wurden, um die Folgen der Fehde wenigstens teilweise zu mil-

Zur Fehde vgl. die grundlegenden Darstellungen von R. His, Das Strafrecht des deutschen Mittelalters, Bd. 1, 1920, S. 263–296 u. von O. Brunner, Land und Herrschaft, 5. Aufl. 1965, S. 1–110. Erste Informationen bieten E. Kaufmann, Art. "Fehde", in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte, Bd. 1, 1971, Sp. 1083–1093 u. A. Boockmann, Art. "Fehde, Fehdewesen", in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 4, 1989, Sp. 331–334.

dern. Eine wichtige Rolle spielte dabei das Asylrecht. 8 Schon in der Gesellschaft des Alten Testaments war das Asyl dafür vorgesehen, den unvorsätzlichen Totschläger vor der Blutrache zu schützen: Das Leben eines Missetäters, der ohne Absicht getötet hatte, sollte geschont und das Land vor Blutschuld bewahrt werden. In der Antike war das Recht, einem Straftäter an einem heiligen Ort vor der Rache Schutz zu gewähren, zunächst den Tempeln vorbehalten. Seit dem 5. Jahrhundert sprach man auch den Kirchen das Recht des Asyls für unbewaffnete Flüchtlinge zu, wobei allerdings einige schwere Verbrechen (insbesondere Mord, Ehebruch, politische Vergehen) als asylunwürdig ausgenommen waren. Insbesondere die Bischöfe waren es, die unter Berufung auf die "misericordia" und die Idee der Heiligkeit des geweihten Ortes ein Interzessionsrecht beanspruchten: Statt der blinden Rache anheimzufallen, sollte der Asylant der kirchlichen Bußdisziplin unterworfen werden. Im späten Mittelalter wurde das kirchliche Asylrecht dann immer weiter ausgedehnt und bot Anlaß zu zahlreichen Streitigkeiten mit den sich formierenden Hoheitsträgern wie Stadt und Territorium, die sich in ihren Bemühungen um den Ausbau ihrer Jurisdiktionsgewalt behindert sahen. Die Ausuferung des Asylrechts zeigt an, daß es trotz vielfacher Bemühungen nicht gelungen war, Blutrache und Selbstjustiz entscheidend zurückzudrängen.

4. Gottes- und Landfrieden

Gewalt und Fehde zurückzudrängen war schon ein Anliegen der fränkischen und karolingischen Herrscher. Die Bußgeldkataloge der Volksrechte z.B. zeigen auf, wie man im frühen Mittelalter versuchte, durch rechtliche Vorgaben Sühneverhandlungen zwischen den Streitparteien anzuregen. Die detaillierten Listen, in denen verletzte Gliedmaßen, geraubtes Vieh, gestohlene Gegenstände mit Geldsummen gegeneinander verrechnet werden, bieten ein anschauliches Bild. Das Wergeld, dessen Höhe nach dem sozialen Rang des Getöteten gestaffelt ist, wird verhältnismäßig hoch angesetzt, damit sich für die Sippe eine Einigung und damit der Verzicht auf das Selbsthilferecht auch lohnte. Gleichwohl waren die Erfolge zur Eindämmung der blutigen Fehden gering. Wenn ein karolingisches Kapitular von 802 den Königsbann aufbietet, um die Verwandten eines Erschlagenen zur Annahme des Wergeldes und zum Verzicht auf eine Fortsetzung der Fehde zu zwingen, so zeigt dies nur, daß mit Hilfe der Bußgeldkataloge das Problem nicht zu lösen war.

⁸⁾ Zum Asylrecht vgl. H.-J. Becker, Art. "Asyl – Weltl. Recht", in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 1, 1980, Sp. 1157 f.; P. Landau, Art. "Asylrecht", in: Theologische Realenzyklopädie, Bd. 4, 1979, Sp. 315–327.

Erfolgversprechender war der Versuch, mit Hilfe von Gottesfrieden der Flut der Gewalt, die sich als Folge der privaten Selbstjustiz darstellte, Einhalt zu gebieten.9 Die in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts in Südfrankreich aufkommenden Friedensbündnisse, die unter der Leitung des örtlichen Bischofs zustandekommen, breiten sich zunächst in Spanien, seit dem 11. Jahrhundert auch in Mitteleuropa aus. Die versammelte Gemeinde verpflichtet sich kollektiv, eine zeitlich und örtlich begrenzte Friedensordnung einzuhalten. So soll, wie z.B. der am 20. April 1083 im Kölner Dom auf Initiative des Erzbischofs beschworene Gottesfriede lautet, in Abweichung vom alten Fehderecht das Selbsthilferecht wenigstens an bestimmten Tagen im Jahr verboten sein. Wer diesen begrenzten Frieden verletzt, macht sich nicht nur den Angegriffenen zum Gegner, vielmehr verpflichtet sich die gesamte Gemeinschaft, den Friedensbrecher zu verfolgen. Private Gewalt wird hier als unrechte Gewalt definiert. In einem kleinen, örtlich und zeitlich begrenzten Bereich nimmt die Gemeinschaft ein beschränktes Gewaltmonopol für sich in Anspruch. Rechtsgrundlage für diesen wirklichen Fortschritt in der Rechtsentwicklung ist der kollektiv geleistete Eid, der dem Gottesfrieden innerhalb der Schwurgemeinschaft seine Verbindlichkeit gibt.

An die Gottesfrieden knüpfen die königlichen Frieden des hohen Mittelalters an. ¹⁰ Zu den frühen Beispielen zählen lokal begrenzte Friedenseinungen in Thüringen, Schwaben und Bayern. Kaiser Heinrich IV. verkündete im Jahr 1103 einen durch gemeinsamen Eidschwur der Großen bekräftigten Frieden, der für vier Jahre im ganzen deutschen Reich Geltung haben sollte. In dieser – von der Wissenschaft als Landfrieden bezeichneten – Rechtsquelle geht es darum, bestimmte schutzbedürftige Orte, insbesondere Kirchen, und besonders schutzbedürftige Personen, insbesondere Kleriker, Frauen, Kaufleute und Juden, unter einen durch Strafandrohung erhöhten Frieden zu stellen und somit wenigstens teilweise die Fehde zurückzudrängen. Friedrich I. setzte sodann die Institution des Landfriedens als Instrument einer von der

⁹) Zu den Gottesfrieden vgl. V. Achter, Art. "Gottesfrieden", in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte, Bd. 1, 1971, Sp. 1762–1765; R. Kaiser, Art. "Gottesfrieden", in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 4, 1989, Sp. 1587–1592; K. Kroeschell, Deutsche Rechtsgeschichte, Bd. 1, 1972, S. 184 ff.; H. Hoffmann, Gottesfriede und Treuga Dei, 1964; H. Hattenhauer, Europäische Rechtsgeschichte, 1992, S. 192 ff.

Ungenau spricht man auch von Landfrieden oder Reichslandfrieden. Zu dieser Rechtsquelle vgl. H. Angermeier, Königtum und Landfriede im deutschen Spätmittelalter, 1966; E. Kaufmann, Art. "Landfrieden", in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte, Bd. 2, 1978, Sp. 1451–1465; H.-J. Becker, Art. "Landfriede", in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 5, 1991, Sp. 1657 f.

Über die vielfältigen Bemühungen von Seiten der Päpste und der Könige, die Fehde zurückzudrängen, informiert demnächst J. Fried (Hg.), Träger und Instrumentarien des Friedens im hohen und späten Mittelalter (Vorträge und Forschungen Bd. 43), 1995.

kaiserlichen Gewalt zu handhabenden Gerichtsbarkeit ein. Mit Hilfe eines Netzes von Eidverpflichtungen – man kann auch von einer Eidespyramide sprechen – sollte die Einhaltung des Friedens in allen Stufen der Gesellschaft erreicht und die Beschreitung des Rechtsweges erzwungen werden. Das wesentliche Mittel, das die frühen Landfrieden zur Durchsetzung der Friedensordnung einsetzen, war die Androhung von harten, ja brutalen Strafen wie Rädern, Enthaupten, Verstümmeln. Der Friedensbrecher hat nicht mehr nur die Rache des Verletzten zu erwarten, vielmehr sieht es die öffentliche Gewalt als ihre eigene Aufgabe an, den Friedensstörer zu bekämpfen.

Im Mainzer Landfrieden Friedrichs II. von 1235 gewinnt der Kampf um die Gewinnung des Rechtsfriedens neue Dimensionen. 12 Gegen die Selbstjustiz wird endlich die Errichtung einer wirksamen staatlichen Gerichtsbarkeit angestrebt, an der es bislang trotz des königlichen Hofgerichts gefehlt hat. Der Kaiser droht den Landesfürsten und allen, die ihre Gerichtshoheit vom Reich ableiten, harte Sanktionen an, wenn sie nicht "secundum terrarum racionabilem consuetudinem", 13 also nach dem rechtmäßigen Herkommen ihrer Länder, gerecht richten. Sie müssen zugleich über die ihnen untergebenen Richter sorgfältig wachen. Eine Art von Jurisdiktionspyramide soll den Rechtsfrieden gewährleisten, an deren Spitze ein eigens eingesetzter Hofrichter steht, der an Stelle des Herrschers dem königlichen Gericht vorsitzen soll. Zu diesem Konzept einer geordneten Gerichtsbarkeit gehört das grundsätzliche Verbot der Fehde: Niemand soll sich rächen oder Selbstjustiz üben, bevor er nicht seine Klage vor seinem Richter vorgetragen hat und bevor das Verfahren dem Recht gemäß bis zu einem endgültigen Urteil geführt worden ist. Ausgenommen vom Verbot der Selbstjustiz blieben lediglich alle Notwehrsituationen und ferner jene Fälle, in denen dem Kläger der Rechtsweg infolge von "iustitia denegata" verwehrt worden ist. Und damit war leider der Weg zur Fehde wieder eröffnet; das hoffnungsvolle Projekt der Abschaffung der Fehde war zum Scheitern verurteilt.

5. Städteverträge und Städtebünde

Der Versuch Kaiser Friedrichs II., ein Gewaltmonopol der staatlichen Gewalten zu errichten, blieb ohne Erfolg. Das Fehdewesen, das immer mehr zu einem Fehdeunwesen wurde, ließ sich schon deshalb nicht entscheidend

¹¹) Zum Eid vgl. L. Kolmer, Promissorische Eide im Mittelalter, 1989; P. Prodi, Il sacramento del potere. Il giuramento politico nella storia costituzionale dell'Occidente, 1992.

13) Das Zitat bei L. Weinrich (wie Anm. 12) S. 466 (Kap. 4).

potere. Il giuramento politico nella storia costituzionale dell'Occidente, 1992.

Der Text in deutscher Übersetzung bei A. Buschmann (wie Anm. 2) Nr. II 4, S. 82 ff., zweisprachig bei L. Weinrich, Quellen zur deutschen Verfassungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte bis 1250, 1977, Nr. 119, S. 462 ff.

einschränken, weil es nicht gelang, ein tatkräftiges ständiges, d.h. ein örtlich fixiertes Reichsgericht aufzubauen. Um dennoch den Kaufleuten etwas mehr an Sicherheit garantieren zu können, schlossen viele Handelsstädte in Mitteleuropa im 12. und 13. Jahrhundert bilaterale Verträge zum Schutze ihrer Bürger ab. In diesen Freundschaftsbünden (foedus amicitiae) hob man nicht nur gegenseitig Handelsbeschränkungen auf, sondern räumte dem Kaufmann aus der verbündeten Stadt den gleichen Rechtsstatus wie dem eigenen Stadtbürger ein. 14 Im Hinblick auf das Prozeßrecht verzichtete man auf den gerichtlichen Zweikampf und auf andere überholte Rechtsinstitute wie z.B. den Repressalien-Arrest, d.h. nur der eigentliche Schuldner, nicht aber ein beliebiger, unbeteiligter Mitbürger aus der gleichen Heimatstadt sollte zukünftig mit der Vollstreckungsmaßnahme des Arrestes angegriffen werden. Vor allem aber sicherten sich die städtischen Bündnispartner Schutz, freies Geleit und öffentlichen Frieden zu.

Die zweiseitigen Städteverträge wurden bald durch ganze Bündel sich überschneidender Vertragssysteme erweitert, in die man auch die großen und kleinen Territorialherren der Nachbarschaft einzubeziehen versuchte. 15 Auf diese Weise schufen sich die Kommunen jenen Friedensraum, den sie zur Entfaltung ihrer Wirtschaftskraft benötigten. Die auf den Erfahrungen der bilateralen Stadtverträge aufbauenden großen Städtebünde des 13. und 14. Jahrhunderts, insbesondere der Rheinische Bund von 1254 und der Schwäbische Städtebund von 1376, verstehen sich u.a. als regionale Einungen zur Sicherung des Landfriedens. Mit Hilfe ihrer Zentralorgane und ihrer Schiedsgerichte konnten sie zeitweise die öffentliche Sicherheit besser garantieren, als es die vor allem durch das Interregnum geschwächte königliche Gewalt vermochte.

6. Femegerichtsbarkeit

Wie lückenhaft und brüchig der Landfriede trotz all dieser Versuche blieb, wird auch durch die Entwicklung der Femegerichtsbarkeit unterstrichen. 16 Das Wort Feme bedeutet im Niederdeutschen wohl zunächst nur soviel wie Bund von freien Männern. Im übertragenen Sinn wird darunter auch eine Friedensordnung verstanden, die durch diese "Feme" als Gericht hergestellt wird. Die westfälischen Femegerichte beanspruchten sogar eine überregio-

Vgl. hierzu etwa H.-J. Becker, Kölns Städteverträge in vorhansischer Zeit, in: Hansische Geschichtsblätter 107, 1989, S. 1–13.
 Einzelheiten und weitere Nachweise bei H.-J. Becker, Art. "Städtebund", in: Handwörter-

buch zur deutschen Rechtsgeschichte, Bd. 4, 1990, Sp. 1851–1857.

Zur Feme oder Veme vgl. R. Gimbel, Art. "Femegerichte", in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte, Bd. 1, 1971, Sp. 1100-1103.

nale Jurisdiktion und verfolgten Verstöße gegen die Rechtsordnung im gesamten Reich. Ihre Aktivität – vor allem im 14. und 15. Jahrhundert – erklärt sich einerseits aus dem Versagen einer königlichen Landfriedensgerichtsbarkeit, andererseits auch aus der mit Mißtrauen verfolgten Territorialisierung der Rechtspflege durch die immer mächtiger werdenden Landesherren. Im Frankfurter Reichstagsabschied von 1442 wurde der überregionale Kompetenzanspruch der "iudicia occulta", wie die Femegerichte genannt wurden, in gewissem Umfang anerkannt. Dennoch ging ab der Mitte des 15. Jahrhunderts der Einfluß der Feme deutlich zurück, weil zu viele Widersprüche und Mißgriffe mit dieser Art der Friedenssicherung verbunden waren.

7. Die Reformbewegung des 15. Jahrhunderts

Die schwere Krise der mittelalterlichen Kirche im Großen Abendländischen Schisma ebenso wie die ungelöste Frage, wie der Landfriede im Reich gewährleistet werden könne, regten in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine wahre Flut von Schriften an, die eine Reform von Kirche und Reich projektierten. 17 Diese Reformtraktate sind nicht von weltfremden Theoretikern verfaßt, wie manchmal behauptet wird, vielmehr haben ihre politisch erfahrenen Autoren die bittere Realität ihrer Umgebung vor Augen und bemühen sich, Lösungswege aus der Krise aufzuzeigen. Der Straßburger Doktor beider Rechte Job Vener schlägt 1417 z.B. eine Regionalisierung des Reiches vor. Für jeden Bezirk sollte von den geistlichen und weltlichen Reichsständen je ein Rat gewählt werden, der nicht nur in der Versammlung der Reichsräte dem Kaiser zur Seite stehen und ihn beraten, sondern der vor allem das Gerichtswesen der ihm anvertrauten Region neu organisieren sollte. Nikolaus von Kues entwickelte 1433 in seiner "Concordantia catholica" ein ähnliches Modell: Das Reich sollte in zwölf oder mehr Reichssprengel eingeteilt werden, die mit ihren Gerichtskörpern an die Stelle der unübersichtlichen und wenig effektiven Justiz der örtlichen Gewalten treten sollten. Der Magdeburger Domherr Heinrich Toke fordert ein Zentralgericht für das Reich, das einen festen Sitz haben und das zur Hälfte mit gelehrten Juristen besetzt werden sollte. Ziel ist ein gemeiner Friede mit absolutem Fehdeverbot. Die um 1439 verfaßte Reformatio Sigismundi möchte den inneren Frieden im

P. Moraw, Die Reichsreform und ihr verwaltungsgeschichtliches Ergebnis, in: K. G. A. Jeserich u.a. (Hg.), Deutsche Verwaltungsgeschichte, Bd. 1, 1983, S. 58-65.; H. Angermeier, Die Reichsreform 1410-1555, 1984; D. Willoweit, Reichsreform als Verfassungsreform, in: Der Staat 26, 1987, S. 270-278; A. Laufs, Art. "Reichsreform", in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte, Bd. 4, 1990, Sp. 732-739; K.-F. Krieger, König, Reich und Reichsreform im Mittelalter, 1992, S. 114 ff.

Reich vier Reichsvikaren anvertraut wissen. Der Fehde wird in dieser Reformschrift der Charakter eines Rechtsinstituts abgesprochen. Wer künftig dennoch Fehde führen will oder auch nur seinem Herrn dabei hilft, soll als rechtlos angesehen werden.

8. Der Dualismus von Kaiser und Reichsständen

Zur Kritik all der erwähnten Reformpläne muß jedoch gesagt werden, daß sie die reale Verfassungsstruktur des Reiches, den Dualismus von Kaiser und Reichsständen, zu wenig berücksichtigen.

Im Hinblick auf die Reform der Gerichtsbarkeit hatten die Territorialherren Vorstellungen, die von denen der Reichsspitze deutlich abwichen. Friedrich III. beharrte auf einer monarchisch verstandenen königlichen bzw. kaiserlichen Gerichtsgewalt. Sein Kammergericht nahm für sich eine umfassende Kompetenz in Anspruch. Die königlichen Räte – unter ihnen zunehmend gelehrte Juristen – fungierten als beherrschende Gerichtsinstanz für alle möglichen Klagen. Dieses Kammergericht blieb jedoch eng mit dem Königshof verbunden und übte, da es keine Hauptstadt des Reiches gab, seine Rechtssprechung im Herumreisen aus. Unter Rückgriff auf die römisch-rechtlichen Lehren vom "crimen laesae maiestatis" versuchte der Herrscher, das Verfahren vor dem Kammergericht so auszugestalten, daß für die zahlreichen Standesvorrechte und Gerichtsprivilegien aus alter Zeit kaum noch Raum blieb.

Demgegenüber war die reale Macht des Königs im Hinblick auf die Durchsetzung seiner Urteile und Achtsprüche sehr begrenzt, weil er dazu auf den Einsatz polizeilicher Mittel der Landesherren angewiesen war, die vom Reich mit der Durchführung der Exekution beauftragt wurden. Vor allem aber wollten sich die Fürsten der Reichsgerichtsbarkeit nicht vorbehaltlos unterwerfen, sondern beharrten darauf, ihre Streitigkeiten im Wege von schiedsgerichtlichen Verfahren, sogenannten Austrägen, entscheiden zu lassen. Hier ist zum einen auf den Territorialisierungsprozeß hinzuweisen, der bereits in den Anfängen den zielstrebigen Ausbau einer landesherrlichen Justiz und einer territorialen Polizei erkennen läßt. Zum anderen aber spielt bei der Spannungslage zwischen Kaiser und Fürsten die "strukturelle Veränderung der spätmittelalterlichen Rechtspflege" eine Rolle: Während des gesamten Mittelalters ist zu beobachten, daß ein von Schöffen gesprochenes Urteil nur dann Aussicht auf Durchsetzung hat, wenn es von Urteilern gesprochen wurde, die zumindest dem Stand der streitenden Parteien angehören. Wenn

¹⁸) Hierzu vor allem D. Willoweit (wie Amn. 17) sowie ders., Deutsche Verfassungsgeschichte, 1990, S. 90 ff.

das Urteil – etwa wegen der Standesungleichheit der Urteiler – nicht akzeptiert wird, kommt es nahezu zwangsläufig zur Fehde. Die Rechtsprechung des Kammergerichts, das einseitig oder doch dominierend vom König gelenkt war und das durch Gutachten von rechtsgelehrten Juristen gestützt wurde, mußte auf den Widerstand und das Mißtrauen der fürstlichen Reichsstände stoßen. Auf den Reichstagen des 15. Jahrhunderts führen der Dualismus von Kaiser und Reichsfürsten und im besonderen die gegensätzliche Auffassung darüber, wie eine Reform der Reichsgerichtsbarkeit strukturiert sein müsse, immer wieder zum Scheitern der Projekte. Erst auf dem Wormser Reichstag von 1495 gelingt es, hier einen tragfähigen Kompromiß zu erreichen.

9. Der Wormser Reichstag von 1495

Der auf dem Reichstag von 1467 beschlossene Landfrieden, der – allerdings auf fünf Jahre begrenzt - jede Fehdehandlung als Majestätsverbrechen ahnden wollte, kam dem Ziel der gänzlichen Abschaffung der Fehde und der Aufhebung des Rechts auf private Gewaltausübung schon sehr nahe. Doch auch dieses Mal konnte aus dem befristeten Landfrieden kein Dauerfrieden entstehen. Die entscheidende Phase der Reichsreform begann erst 1486, erreichte mit dem Jahre 1495 einen Höhepunkt und fand ihren Abschluß 1555. Dabei stand der Tag von 1495 unter denkbar ungünstigen Vorzeichen: Die türkische Expansion schritt bedrohlich voran; der Italienfeldzug Karls VIII. von Frankreich ließ die europäische Politik ins Wanken kommen; der junge Herrscher Maximilian strebte den Ausbau einer umfassenden Monarchie an und verfolgte weitgesteckte dynastische Pläne, um den Vorrang seines Hauses in Europa zur Geltung zu bringen. Den auf dem Wormser Reichstag erhobenen Forderungen des Monarchen nach Geldhilfe zur Unterstützung seiner Pläne traten die Stände mit eigenen Forderungen gegenüber, die aber in sich keineswegs übereinstimmend, sondern sogar stark divergierend waren. Bayern zum Beispiel hatte andere Ziele als die Partei der Kurfürsten, die ihre Vorrechte auszuweiten trachteten. Und doch gelang ein Kompromiß, der Reichstagsbeschlüsse ermöglichte, die die Verfassungskrise des Reiches überwanden und zu einer für die weitere Geschichte sehr bedeutsamen Verdichtung der Reichsadministration führten.

Vier Gesetze waren, wie einleitend bereits gesagt wurde, das Ergebnis des Reichstags. Der "Gemeine Pfennig" sollte eine Finanzreform für das Reich einleiten. Die "Handhabung des Friedens und des Rechts" machte den Reichstag, der bislang ja nur unregelmäßig einberufen worden war, zu einem zentralen Verfassungsorgan. Für die brennende Frage der Durchsetzung einer wirksamen Rechtsordnung sind die Errichtung des "Ewigen" Landfrie-

dens und die Neuordnung des Kammergerichts in gleicher Weise bahnbrechend. Mit Recht wird immer wieder betont, daß zwar viele Details dieser Beschlüsse auf alte Vorlagen der vergangenen Reichstage zurückgehen, daß es aber das große Verdienst des Mainzer Erzbischofs Berthold von Henneberg war, mit seinen Vorschlägen eine kompromißfähige Grundlage für die neuen Institutionen geschaffen zu haben.

10. Die Anfänge staatlicher Gerichtsverfassung und das Gewaltmonopol

Die Errichtung eines höchsten Gerichtes im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation, das vom Hof des Königs gelöst war und bei dessen Besetzung die Reichsstände ein wichtiges Wort mitzureden hatten, war ein erster Schritt zum Ausbau des Rechtsfriedens im Reich. Die Tätigkeit des Reichskammergerichts, das in erster Linie Streitigkeiten der Reichsstände zu schlichten hatte, besaß zugleich eine Modellfunktion für die Rechtspflege in den Territorien. Die Praxis dieses zunächst in Speyer, ab 1689 in Wetzlar ansässigen Gerichts beeinflußte nämlich die Strukturen der territorialen Gerichtsverfassungen, wirkte anregend auf die Reform der Stadt- und Landrechte im Sinne einer Anpassung an das römisch-kanonische Recht und förderte die fortschreitende Professionalisierung der Richter an den städtischen und territorialen Gerichten.

Bis das Fehdeunwesen ganz überwunden war und das Gewaltmonopol des Staates auf allen Gebieten durchgesetzt werden konnte, sollte allerdings noch viel Zeit vergehen. Daß Fehden noch im 16. Jahrhundert ausgetragen wurden, belegen die vielen Landfrieden, in denen immer wieder das Fehdeverbot in Erinnerung gerufen werden mußte. Merkwürdigerweise unterscheidet sogar die Peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. von 1532 in Art. 129 noch zwischen unrechtmäßiger und rechtmäßiger Fehde. Wer eine unrechtmäßige Fehde führt, "den richtet man mit dem schwert vom leben zum todt", während bei sogenannter rechtmäßiger Fehde – gedacht ist wohl an den Fall des Versagens der Justiz – der Richter nach Rat der Sachverständigen eine arbiträre Strafe verhängen soll. Die Fehde eines Hans Kohlhase, der in den Jahren 1534–1540 seinen privaten Kleinkrieg geführt hatte und schließlich wegen Verletzung des kaiserlichen Landfriedens in Berlin hingerichtet wurde – sie ist die historische Grundlage von Heinrich von Kleists "Michael Kohlhaas" – ist kein Einzelfall gewesen. 19 Letztlich wurde das umfassende staatli-

Vgl. E. Kaufmann, Michael Kohlhaas = Hans Kohlhase. Fehde und Recht im 16. Jahrhundert – ein Forschungsprogramm, in: Recht, Gericht, Genossenschaft und Policey. Symposion für Adalbert Erler, hg. v. G. Dilcher und B. Diestelkamp, 1986, S. 65–83; M. Diesselhorst, Hans Kohlhase/Michael Kohlhaas, in: Kleist-Jahrbuch 1988/89, 1988, S. 334–356.

che Gewaltmonopol erst vollendet, als die Länder ihre Souveränität im äußeren wie im inneren errungen hatten. Es ist bezeichnend, daß die neuzeitlichen Staaten nicht nur die Fehde bekämpfen, sondern daß sie auch energisch das Asylrecht abschaffen, weil es ihrem Anspruch auf die Gerichtshoheit entgegensteht. Zuletzt beseitigen sie noch im 19. Jahrhundert die wenigen Reste von Gewaltausübung durch Mittelgewalten, wie sie sich zum Beispiel bei der Patrimonialgerichtsbarkeit der Grundherren erhalten hatte. Erst jetzt war der Weg zum Rechtsstaat freigelegt.

Der moderne Rechtsstaat wird durch Verfassungsgrundsätze wie das Prinzip des Vorbehalts der Gesetze und das Verhältnismäßigkeitsprinzip, durch die individuellen Abwehrrechte sowie durch entwickelte Verfahrensrechte und Prozeßmaximen wie die von Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens geprägt. Doch ist festzuhalten, daß er ohne das staatliche Gewaltmonopol nicht lebensfähig ist. 20 Dies wird gerade in unserer Zeit sehr nachdrücklich durch eine neue Gefährdung der öffentlichen Sicherheit vor Augen geführt.21 Insbesondere die verbreitete Bereitschaft zur Anwendung von Gewalt bei Jugendlichen und das Auftreten von gut organisierten Banden, deren Aktionsmöglichkeiten durch die Öffnung der Grenzen in Europa und durch den Zusammenbruch der Staatsgewalt in vielen ehemals kommunistischen Gemeinwesen erleichtert worden sind, erhöhten die Gefährdung in unserem Lande. Es entstand vielfach der Eindruck, der Staat reagiere darauf nicht mit geeigneten Gegenmaßnahmen. Die Sorge um die persönliche Sicherheit veranlaßt viele Bürger, den Schutz von Person und Eigentum selbst zu organisieren. Wie stark die Privatisierung der Gefahrenabwehr vorangeschritten ist, mag man daraus ersehen, daß es im Bereich der privaten Sicherungsunternehmen derzeit etwa 1 200 Wettbewerber gibt, etwa doppelt so viele wie noch vor 10 Jahren. Auf der anderen Seite ist der Staat - zur Entlastung der beamteten Polizei - selbst dabei, "eine stärkere Einbindung von Bürgern in die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit zu erproben. "22

21) Hierzu insbesondere J. Isensee, Das Grundrecht auf Sicherheit. Zu den Schutzpflichten des freiheitlichen Verfassungsstaates (Schriftenreihe der Jur. Gesellschaft e.V. Berlin 79), 1983; B. Jeand'Heur, Von der Gefahrenabwehr als staatlicher Angelegenheit zum Einsatz privater

Sicherheitskräfte, in: Archiv des öffentlichen Rechts 119 (1994), S. 107-136.

M. Weber, Der rationale Staat als anstaltsmäßiger Herrschaftsverband mit dem Monopol legitimer Gewaltsamkeit, in: ders., Wirtschaft und Gesellschaft, hg. von J. Winckelmann, 2. Halbbd., 1956, S. 1042 ff.; D. Merten, Rechtsstaat und Gewaltmonopol (Recht und Staat in Geschichte und Gegenwart 442/443), 1975.

²²⁾ Art. 1 des Gesetzes über die Erprobung einer Sicherheitswacht vom 24.12.1993, Bayer. Gesetz- und Verordnungsblatt 1993, S. 1049–1051. – Zur früheren Praxis, polizeiliche Befugnisse auf Private zu übertragen, und zu den rechtlichen Rahmenbedingungen vgl. U. Steiner, Öffentliche Verwaltung durch Private. Allgemeine Lehren, 1975, S. 254 ff.

Unser Rechtsstaat wird im Hinblick auf diese Tendenzen Sorge dafür tragen müssen, daß das Gewaltmonopol, dessen Begründung vor 500 Jahren durch den Wormser Reichstag eingeleitet wurde und dessen Durchsetzung so mühsam gelang, keine Einbußen erleidet.

Reimut Jochimsen

Raumordnung und regionale Strukturpolitik – Anmerkungen zu einem neuen Spannungsfeld im vereinten Deutschland

Im Gedenken an Professor Dr. J. Heinz Müller 05.06.1918–19.09.1992

I.

Einem guten Brauch folgend sind wir heute zur akademischen Gedenkfeier für Professor Dr. J. Heinz Müller zusammengekommen, in der Universität seiner langjährigen Wirkungsstätte. Der Name J. Heinz Müller ist eng mit der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg verknüpft. Von hier erhielt er 1955 seinen ersten Ruf und das gleich als Nachfolger auf dem Lehrstuhl des unvergessenen Walter Eucken. Diesem Lehrstuhl der über drei Jahrzehnte Rechts- und Staatswissenschaftlichen, später Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät blieb er bis zu seiner Emeritierung 1986 und darüber hinaus verbunden als mehrmaliger Dekan, als langjähriges Mitglied der Universitätsleitung, vor allem im 10jährigen Vorsitz der Baukommission und als Mitglied des Verwaltungsrates.

Das waren fruchtbare Jahre, die durch die Breite der Müllerschen volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Erkenntnisinteressen geprägt waren, gepaart mit fundiertem theoretischen Wissen, sorgfältiger Methodik und dem Streben nach der Erfassung der Realität geltender Akribie. Seine Diskussionsfreude und seine Fähigkeit zur Kritik sind mir, der ihm 1953 von Harvard und Bonn über Bologna hierher gefolgt war, als seinem wissenschaftlichen Assistenten am Lehrstuhl und Institut für Allgemeine Wirtschaftsforschung der Universität an der Werderstraße 4 in den Jahren 1957 bis 1964 in bleibender, guter Erinnerung. Er forderte, gab Freiräume, und beides zusammen hat mich gefördert, meine wissenschaftlichen Arbeiten befruchtet, vorangetrieben! Und so ging es auch vielen anderen. Zugleich eröffnete er ein weites publizistisches Feld, vor allem bei der Neuauflage des Staatslexikons, jener großartigen Gemeinschaftsleistung, an der er als verantwortlicher für die Wirtschaftsstichworte maßgeblichen Anteil hatte. Dafür und für vieles mehr bin ich von Herzen dankbar.

Müller war in den Erkenntnisinteressen u.a. durch seinen Bonner Lehrer Erwin v. Beckerath geprägt. Dieser hatte sich von der jüngeren Historischen Schule um Gustav v. Schmoller herkommend und loslösend der theoretischen Fundierung der Nationalökonomie zugewendet. Im Zentrum stand dabei die Grenznutzenschule, vor allem in ihrer Ausprägung durch die Lausanner Schule Léon Walras' und Vilfredo Paretos als einer allgemeinen statischen mikroökonomischen Gleichgewichtstheorie der vollkommenen Konkurrenz. Stringente Annahmen waren dazu nötig, die Ausstattung der Akteure mit Produktionsfaktoren und die Produktionstechnik wurden als vorgegeben unterstellt, die Abhängigkeit des technischen Wissens vom Investitions- und Wachstumsprozeß noch nicht erkannt.

Erwin v. Beckerath hatte zugleich eine Einengung des Erkenntnishorizontes des Wirtschaftswissenschaftlers auf die reine Theorie abgelehnt, er leitete zeitlebens den Wissenschaftlichen Beirat beim Bundesministerium für Wirtschaft mit Engagement, beschäftigte sich mit verkehrs- und finanzwissenschaftlichen Themen, dem italienischen Faschismus. Beckerath setzte auf die in einer tradierten "europäisch verbindlichen Wertebene" begründete Möglichkeit für praktische-rationale Politik. Im Staatslexikon-Artikel über Bekkerath zitiert Müller diesen mit seiner Quintessenz wider Schumpeters Zukunftspessimismus und staatssozialistischem Fatalismus:¹ "So bleibt der Mensch bezüglich der Ordnung des sozialen und wirtschaftlichen Lebens auf seine Entscheidung angewiesen." Damit ist zugleich ein Axiom Müllers beschrieben, wie sein Zorn über Salins These von der "Unentrinnbarkeit der wirtschaftlichen Konzentration"², wie sein Einsatz für eine gerechtere, gleichere Verteilung der Vermögen, und zwar insbesondere der Beteiligung der Arbeitnehmer am Produktivvermögen, belegen.

Das Theoriegebäude der generellen wie der partiellen Mikroökonomik hat Müller intensiv beschäftigt: die Konsumtheoreme über die typisch menschlichen Bedürfnisse in den Gossenschen Gesetzen über den abnehmenden Grenznutzen und seinen Ausgleich, die Theorie der arbeitsteiligen Produktion mit dem quasi schicksalhaften Gestaltungselement des Ertragsgesetzes

J. H. Müller, Artikel "Erwin von Beckerath", in: Staatslexikon, 6. Aufl., Ergänzungsband 1, Freiburg i. Br. 1969, Spalte 219.

Vgl. J. H. Müller, Zu Salins These von der Unentrinnbarkeit der Konzentration, in: Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, Bd. 118, 1962. Ferner ders., Konzentration und Wettbewerb, in: Die Konzentration in der Wirtschaft, Verhandlungen auf der Tagung des Vereins für Socialpolitik in Bad Kissingen 1960, Berlin 1961.

über den abnehmenden Grenzertrag und seinen Ausgleich³, d.h. die konvexen einzel- und volkswirtschaftlichen Produktionsfunktionen und die Folgerungen für die Stabilität des Gleichgewichts⁴, ebenso wie die "allgemeine
Theorie der Wahlakte", seine Habilitationsschrift⁵. Aus dieser Beschäftigung
rührte seine Vorliebe für die Indifferenzkurventechnik der Darstellung, die
offenlegen konnte, daß nutzentheoretisch wegen der Nichtzulässigkeit des
interpersonellen Vergleichs stets nur ein relatives Optimum individuellen und
gesellschaftlichen Wohlstandes abgeleitet werden kann. Systematisch erarbeitete er sich danach die Makroökonomik der aggregierten Kreislaufgrößen,
die Keynessche Vollbeschäftigungs- und die dynamische Wirtschaftstheorie
E. D. Domars und R. F. Harrods, die Verteilungstheorie N. Kaldors und
M. Kaleckis, die Konjunkturtheorie J. R. Hicks.

Er suchte ökonomische Gesetze als Grundlage ökonomisch-rationaler Theorie, keine bloß terminologischen oder entscheidungslogischen Konstrukte ohne empirischen Erklärungsgehalt, die prognostische Chancen nicht eröffnen und nur Begriffsakuratik, Erklärungsleere, Tautologie bieten.6 Ihm lag die Wirtschaftswissenschaft zwar als möglichst exakte Wissenschaft am Herzen, aber keine selbstverspielte Modellschreinerei ohne praktischen - und das hieß für ihn - quantifizierbaren statistischen Beleg. Er hat sich auch nicht in die Ökonometrie geflüchtet oder die taxonomische Mathematisierung der Theorie. Er wußte, daß es häufig simplifizierender, ja radikal die Komplexität reduzierender Annahmen bedarf, heuristischer Setzungen, um überhaupt zu Aussagen zu kommen. Ihre Versuchung liegt darin, wie er wohl wußte, elegante und einfache Aussagen der Theorie für eine relevante Wiedergabe der Realität zu halten oder als solche auszugeben. Das mochte zu didaktischen Zwecken vielleicht noch hingehen, grenzt aber bei der Beratung in politischen Entscheidungen an Verantwortungslosigkeit. Aus dem gleichen Geiste war auch sein Mißtrauen gegenüber perfekten Ordnungen geprägt, etwa der Lehre eines normativen Dezisionismus, die das Bekenntnis und den Voluntarismus der Grundsatzentscheidung fordert, aus der dann alles schon folgt, ohne ihre eigene brüchige Erkenntnisgrundlage in Rechnung zu stellen. Für ihn standen stets begriffliche Klarheit, Operationalisierung und präzise Fas-

Siehe J. H. Müller, Artikel "Produktionstheorie", "Konsum" und "Technologie", in: Staats-lexikon, 7. Aufl., Freiburg i. Br. 1985 ff.

5) Grundlagen einer allgemeinen Theorie der Wahlakte, in: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 164, 1952. Siehe auch J. H. Müller/R. Jochimsen, Artikel "Lausanner Schule", in: Handwörterbuch der Sozialwissenschaften, Bd. 6, Stuttgart usw. 1959.

6) Siehe zum Beispiel seinen Freiburger Dies-Vortrag, Zeit und Zeitlichkeit in der Wirtschaftswissenschaft, in: Freiburger Dies Universitatis, Bd. 6, 1960/61, Freiburg 1961.

³) Vgl. u.a. J. H. Müller, Zur ökonomischen Problematik des Ertragsgesetzes, in: Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, Bd. 111, 1955.

sung von Theoremen und ihre empirisch-statistische Untermauerung sowie die Nutzbarmachung für praktische Entscheidungen im Vordergrund.

Dabei hat ihm das methodologische Dilemma der Ökonomik, keine positiven interpersonellen Aussagen über individuelle oder gesellschaftliche Nutzenbewertungen treffen zu können, aber sich trotzdem unentrinnbar in Werturteilen zu verstricken, dem Werturteilsstreit also nicht entkommen zu können, zu schaffen gemacht. Zeitlebens ist er der generalisierenden Verwendung des Maßstabes Sozialprodukts und seiner Maximierung oder Optimierung mit dem Mißtrauen des Paretianers und des Statistikers begegnet, der kollektive Wohlfahrtsfunktionen als unproblematische Politikbasis ablehnt.⁷

III.

Müller wollte dazu beitragen, ein gesichertes Erkenntnis-Terrain als Domäne der Wirtschaftswissenschaft abzustecken – und wenn es noch so kompliziert formuliert werden mußte –, denn er wollte erreichen, daß niemand ihren Lehrsätzen und ihrem fachlichen Problemverständnis ohne Schaden ausweichen kann, sei es nun im praktischen oder im politischen Handeln. Ihm war bewußt, daß eine solche Grundlage für die wirksame Politikberatung unerläßlich ist, selbst wenn die Politik in ihrer Borniertheit und Voreingenommenheit darauf meist nicht zurückgreift, dies vor allem wegen der ihr eigenen, gelegentlich unverantwortlich zu nennenden Verkürzung des entscheidungsrelevanten Zeitrahmens auf die Legislaturperiode. Für ihn rangierte die methodologische Dignität des Beraters und Gutachters ganz oben. Er hatte zwar Respekt vor Entscheidungszwängen und Wertentscheidungen in der Politik, aber was er dabei erlebte, hat ihn eher sarkastisch, gelegentlich sogar zynisch kommentieren lassen.

Jemanden, der auch "am anderen Ufer" tätig war und ist, schmerzte seine Enttäuschung darüber, daß ökonomisch-rationale Politik in der politischen Praxis so geringe Chancen hat, auch wenn ein solcher "Kulturbruch" in gewisser Weise unvermeidbar erscheint und allenfalls in einem langfristigen gesellschaftlichen Lern- und Bildungsprozeß überwunden werden könnte, oft nur aufgrund harter Schläge und Rückschläge.

Niehe R. Jochimsen, Ansatzpunkte der Wohlstandsökonomik, Versuch einer Neuorientierung im Bereich der normativen Lehre vom wirtschaftlichen Wohlstand, Veröffentlichungen der List Gesellschaft, Band 21, Tübingen 1961, S. 28 ff.

In seinem auf der Homburger Tagung 1962 des Vereins für Socialpolitik Summe ziehenden Beitrag "Der Wirtschaftswissenschaftler als Berater wirtschaftspolitischer Instanzen" zitiert er P. Schouten: "Die Denker kommen nicht zur Beratung, und die Tatmenschen beraten auf Grund von Modellanalysen, die die Denker nicht verantworten können. "8 Müller entscheidet hier nicht, auf welche Seite er sich schlägt. Aber die folgenden Jahrzehnte belegen, daß er sich stets bemüht hat, beides, den "Denker" und den "Tatmenschen", miteinander zu verknüpfen, sich auch der Qual der spezifischen Abwägung zu stellen, ohne dafür die allgemeine Theorie in Myriaden von Taxonomien aufzuspalten, aber mit dem steten Frust, daß die Ratschläge nicht angenommen werden, dennoch in der steten Hoffnung, daß die Ergebnisse der Forschung und Lehre allmählich Eingang in die politische Praxis finden. Die Verantwortung des Wissenschaftlers für die Aufklärung gegenüber blinder Praxis und voluntaristischer, populistischer Politik waren sein Anliegen.

Dabei ist es eine Trias, die den verantwortlichen Sozialökonomen, den Wissenschaftler prägt, der nach Klarheit und Präzision der Aussage strebt, der es für notwendig hält, seine Erkenntnisse in die praktische Gestaltung von Wirtschaft und Gesellschaft einzubringen, und der weiß, daß seine Wertmaßstäbe nicht der Wissenschaft entspringen, sondern in Werten ruhen, die durch Glauben und Weltanschauung geformt sind. Dies prägte auch unsere engagierte Erörterung der Katholischen Soziallehre und der neuesten päpstlichen Enzykliken zum Wirtschaftsleben, wie überhaupt die profunde Diskussionsfreudigkeit beherrschendes Kennzeichen des Müllerschen Arbeitsstiles war, die viele Interessierte aus nah und fern anzog. Das waren Kennzeichen des erfolgreichen Universitätsprofessors, der auch sich und seinen Kenntnisstand in Zweifel ziehen kann, seine Autorität einbrachte und seinen Studenten angedeihen ließ, ob in der Jacobistraße 17, im Fachschaftshaus auf dem Schauinsland oder in den Nach-Übungs- und -Seminartreffen im "Greifen" und anderswo.

9) Diese Spannweite wird in der Festschrift zu seinem 70. Geburtstag evident. Vgl. J. Klaus/ P. Klemmer (Hrsg.), Wirtschaftliche Strukturprobleme und soziale Fragen. Analyse und Gestaltungsaufgaben, Berlin 1988.

⁸⁾ J. H. Müller, Der Wirtschaftswissenschaftler als Berater wirtschaftspolitischer Instanzen, in: E. von Beckerath/H. Giersch (Hrsg.), Probleme der normativen Ökonomik und der wirtschaftspolitischen Beratung, Berlin 1963, S. 513.

Offenheit der Entwicklung in die Zukunft, Vorläufigkeit von Erkenntnissen, zugleich aber Sicherung des Entscheidungs- und Gestaltungsraums für den Menschen waren für ihn die Meßlatten für jedes von ihm angepackte Arbeitsfeld. So bei der Reformkonzeption der dynamischen Rente Mitte der 50er Jahre, die er entscheidend mitprägte und absicherte. 10 So in seinem Engagement für eine sozial gerechte Vermögensverteilung und breite Eigentumsbildung. So in seinem frustrierenden Einsatz bei der Konzentrationsenquête der Bundesregierung. Und so auch bei seinen vielfältigen verkehrs- und regionalwissenschaftlichen Untersuchungen. Hier sind auch die Berechnung des deutschen Volkseinkommens seit 1851,11 die zahlreiche Ökonomen in Bonn, Münster und Freiburg in Atem hielt und die Debatte über den sog. "Jostockschen Skandal" der Einkommens- und Vermögensverteilung¹² zu nennen. Die regionalanalytischen und verkehrswissenschaftlichen Arbeiten profitierten von seinem Reichtum an theoretischen Kenntnissen und seinen immensen Erfahrungen mit der statistischen Bearbeitung komplexer Empirie. Seine Mitarbeiter hat immer neu verblüfft, oft auch schockiert, daß ihm ein kurzer Blick auf eine oft über mehrere Seite gehende Tabelle, manchem ein bloßer Zahlenfriedhof, genügte, die darin schlummernden Fehler aufzudecken. In Sekundenschnelle erschloß sich ihm das Entstehungsmuster der Zahlenstruktur, ihr Ordnungs- oder Bewegungsgesetz. Immer lag sein besonderer Beitrag in der nüchternen, exakten Begriffsbestimmung, der statistischen Verifikation des betrachteten Aspekts oder Ausschnitts aus der sozialökonomischen Ordnung, der Deskription ihrer Struktur, ihrer Veränderungen und Variationen.

Das besondere Interesse für die Regionalwissenschaft und ihre Integration in Wirtschaftstheorie und Wirtschaftspolitik, vor allem in der Form der regionalen Strukturpolitik, trat bei Müller Mitte der 60er Jahre hervor. Wir haben uns dann beide auf diesem Gebiet - damals noch in vielen Teilen durchaus eine

W. G. Hoffmann und J. H. Müller (unter Mitarbeit von H. König, K. Döring, J. Dohmen, R. Goldschmidt, F. Grumbach, A. Hölling, A. Hülden), Das deutsche Volkseinkommen 1851–1957, Tübingen 1959. Vgl. J. H. Müller, Nivellierung und Differenzierung der Arbeits-

einkommen in Deutschland seit 1925, Berlin 1954.

¹⁰⁾ Vgl. J. H. Müller, Die Auswirkungen einer Rentenindexautomatik auf das wirtschaftliche Wachstum und die Stabilität der Währung, in: Politische Studien, Heft 7, 7. Jg., 1956. Ferner ders., Ein Kompromißvorschlag für die Rentenreform, in: Zeitschrift für Sozialreform, 2. Jg., 1956. Und ders., Die Vorzüge einer Dynamisierung der Altersrente im Sinne des Schreiber-Planes und ihre konjunkturellen Gefahren, in: Der Arbeitgeber, 8. Jg., 1956.

¹²⁾ Siehe J. H. Müller, Wirtschaftliche Fragen der Bildung breit gestreuten Eigentums, in: ORDO, Bd. X, 1958.

terra incognita – über viele Jahre parallel, gemeinsam bewegt. Das empfinde ich als Frucht der gemeinsamen Zeit seines Lehrens und meines Lernens in Freiburg, in die auch meine Habilitation über "Theorie der Infrastruktur, Grundlagen marktwirtschaftlicher Entwicklung" fiel. ¹³

Konsequenterweise hatte Müller das Institut, das ihm mit seiner Berufung nach Freiburg eingerichtet wurde, "Institut für Allgemeine Wirtschaftsforschung" genannt. Jetzt tauschte er es 1966 mit dem "Institut für Regionalpolitik und Verkehrswissenschaft" der Universität, wobei er die Tradition von Alfons Schmitt und Rainer J. Willeke fortführte, aber in der Verknüpfung zur Regionalwissenschaft und der Voranstellung der Regionalpolitik seinen persönlichen Akzent setzte. Seine offene Bereitschaft, über die Forschung und Lehre an der Universität hinaus wissenschaftliche Verantwortung zu tragen, drückte sich auch in seinem langjährigen Engagement in der Akademie für Raumforschung und Landesplanung, Hannover, aus. Zu ihrem ordentlichen Mitglied wurde er im Jahre 1971 berufen. In ihren Gremien hat er vor allem als Vorsitzender der Landesarbeitsgemeinschaft Baden-Württemberg von 1973 bis 1979 und als Mitglied des Wissenschaftlichen Kuratoriums von 1979 bis 1982 die Akademiearbeit geprägt. In zahlreichen Veröffentlichungen innerhalb und außerhalb der Akademie hat er die Diskussion nachhaltig angeregt und besonders auf dem Feld der Raumordnung und der regionalen Strukturpolitik vorangebracht. 14. Müller hat so viel dazu beitragen können, die Zahl der "weißen Flecken" auf diesem Terrain zu verringern. Viele seiner Schüler sind ihm dabei nachgefolgt, die auf ihre Weise seit langen Jahren die Akademiearbeit prägten und prägen.

In der theoretischen Diskussion über die regionale Wirtschaftsförderung brachte seine Ableitung der Kriterien für wirtschaftliche Notstandsgebiete und gewissermaßen als ökonomischer Gegenpol für Regionen mit einer besonders ausgeprägten wirtschaftlichen Entwicklungsfähigkeit, ihre methodisch umfassende Erörterung und Bewertung, wichtige Fortschritte. ¹⁵ Die Integration beider, die Stärkung der Entwicklungsfähigkeit aller Regionen, hat sich als Zielsetzung der regionalen Strukturpolitik und beherrschender theoretisch-methodischer Ansatz durchgesetzt. Bei der Abgrenzung von Fördergebieten, auch auf europäischer Ebene, wirkt die Müller-Schule, in

¹³) R. Jochimsen, Theorie der Infrastruktur, Grundlagen der marktwirtschaftlichen Entwicklung, Tübingen 1966.

15) J. H. Müller und S. Geisenberger, G. Strassert, Zur Bestimmung des wirtschaftlichen Notstands und wirtschaftlicher Entwicklungsfähigkeit von Regionen, Hannover 1970.

Hier ist besonders zu erwähnen die Schrift von J. H. Müller, Methoden zur regionalen Analyse und Prognose, Taschenbücher zur Raumplanung, Bd. l, Hannover1973, die mehrere Auflagen erfuhr und auch ins Japanische übersetzt wurde.

den Hinterzartener Regionalpolitischen Seminaren präsentiert und verfei-

Dem Gedenken an diesen Ausschnitt aus J. Heinz Müllers breitem Schaffen sind meine weiteren Ausführungen gewidmet. Ich möchte dabei das spezifische Verhältnis dieser Politikbereiche zu Raumordnung und Wirtschaftspolitik, ihre Entwicklungslinien und die noch immer nicht vereinigten Perspektiven im zwar schon vereinten, aber erst zögerlich zusammenwachsenden Deutschland beleuchten.

V.

Als J. Heinz Müller 1973 für die von der Bundesregierung eingesetzte "Kommission für wirtschaftlichen und sozialen Wandel" eine kritische Expertise zur regionalen Strukturpolitik in der Bundesrepublik anfertigte, charakterisierte er deren merkwürdige Beziehungen zur Raumordnungspolitik mit folgender Bemerkung:

"Die Raumordnungspolitik erstellt vielfältige Pläne, die manchmal kaum Rücksicht auf wirtschaftliche Realisierungsmöglichkeiten nehmen. Was Pläne sollen, die innerhalb einer dem Planungszeitraum entsprechenden Frist aus wirtschaftlichen Gründen (z.B. weil mit Sicherheit die dafür insgesamt erforderlichen Mittel nicht zur Verfügung stehen) oder aus Bevölkerungsgründen (z.B. weil sich klar absehen läßt, daß die für die Ausfüllung dieser Pläne erforderliche Bevölkerung nicht vorhanden sein wird) nicht realisiert werden können, ist unerfindlich. Aber dieser Einwand wird als Folge der ressortmäßigen Trennung von den planenden Stellen oft nicht berücksichtigt. "16

Er legte nicht allein in dieser Abhandlung den Finger auf das eigentümliche Spannungsverhältnis, das zwischen räumlichen Ordnungs- und Ausgleichszielen und den Wachstums- und Entwicklungszielen für die Bundesrepublik charakteristisch ist. Denn die Aufgaben der Raumordnung und Landesplanung auf der einen Seite und der regionalen Wirtschaftspolitik und Strukturverbesserung auf der anderen liegen in gewisser Weise "quer" zueinander:17 Der regionalen Strukturpolitik sind mit dem Zielkatalog der Förderung von Beschäftigung und Wachstum, vor allem durch die Ausstattung mit Infra-

16) J. H. Müller, Regionale Strukturpolitik in der Bundesrepublik, Schriftenreihe der Kommission

für wirtschaftlichen und sozialen Wandel, Bd. 3, Göttingen 1973, S. 6.

Vgl. R. Jochimsen, Regionalpolitik und Raumordnung – über die Verwirklichung als politische Aufgabe, in: Akademie für Raumforschung und Landesplanung (Hrsg.), Räumliche Planung in der Bewährung, 19. Wissenschaftliche Plenartagung 1980 in Osnabrück, Hannover 1982.

strukturen, durch Innovation, Qualifikationspotential, Verkehrsversorgung und Energiesicherung Aufgaben gestellt, bei deren Verwirklichung die Raumordnung und Landesplanung die Rolle einer notwendigen Voraussetzung hat. Und zusätzlich müssen dabei auch die Erfordernisse der ökologischen Nachhaltigkeit und des Umweltschutzes – und noch weitere Dinge, wie die Humanität der Arbeitswelt und eine Ethik der Wirtschaftsunternehmung in ihrem sozialen Umfeld, in den Kranz der sozialexistenz- und wohlstandssichernden Nebenbedingungen eingeschlossen werden. Andererseits läuft eine die Realisierung ihrer Ziele in einem festen Zeitmaß nicht verbindlich vorgebende Raumordnung in die Sackgasse utopischer Vision bzw. unverbindlicher Zielsetzung.

Der Konflikt wird durch die Art und Weise, wie sich Raumordnung und regionale Strukturpolitik in das System der permanenten Staatsaufgaben einfügen, noch verstärkt. Das eine, die regionale Strukturpolitik, wird typischerweise ressortbezogen betrieben, ausgestattet mit spezifischen Kompetenzen und Ressourcen und ausgerichtet auf die möglichst effiziente Entfaltung der endogenen Potentiale. Das andere setzt als Ordnungsaufgabe eine fachübergreifende Querschnittsplanung voraus, die vorsorgend die Dynamik des sozialen und wirtschaftlichen Geschehens im Auge hat. Ordnung sagt hier eher, was geht und was nicht geht, wirkt stärker im Verbot, weniger im Gebot und in der Zielbestimmung des Neuen, das eigentlich Platz greifen soll, und doch direkt nicht durchgesetzt werden kann, auch weil dies die Ressourcenzuweisung vieler Entscheidungsträger voraussetzte, die faktisch nicht eingebunden werden. Raumordnung darf insbesondere nicht als Versprechen erfüllende quantifizierbare staatliche Aufgabenplanung mißverstanden werden, zumal die offene, weltweite Dynamik der Marktwirtschaften und der demokratischen Gesellschaften keine solche quantitativen, nationalen Leistungsziele (mehr) zulassen.

VI.

Das Scheitern des ungezügelten Staatsinterventionismus in den Zwischenkriegsjahren, die bittere Erfahrung mit der Zwangsläufigkeit ihrer ständig bedrohlicheren Kumulation, führte in der Nationalökonomie zur Hinwendung zum Ordnungsmodell der sozialen Marktwirtschaft mit ihrer scharfen Trennung zwischen den marktkonformen und den marktinkonformen Mitteln der Wirtschafts- und Sozialpolitik. Dies warf serienmäßig praktische Fragen auf, die gelöst werden mußten. Da dem Staat die direkte Bestimmung und Steuerung der Wirtschaftstätigkeit verwehrt werden mußte, und auch eine sektorale Strukturpolitik nur sehr bedingt im Wettbewerb zwischen Volkswirtschaften geeignet ist, rückte die regionale Strukturpolitik mit ihren Möglichkeiten und Grenzen nach vorne. Es ging dabei auch um die Grundelemente einer Theorie des volkswirtschaftlichen Datenkranzes, seine Gestaltbarkeit und deren Zulässigkeit. Für Müller gab es klare "Grenzen der Raumpolitik im Rahmen einer Marktwirtschaft"18, aber er war davon überzeugt, daß sich der Raumordnung und regionalen Strukturpolitik dennoch genuine Aufgaben gerade auch im Ordnungsmodell der sozialen Marktwirtschaft stellen. Sie theoretisch zu erarbeiten und instrumentell zu bestimmen, setzte er sich zum Ziel. Der Verkehrswissenschaft, der er sich genauso folgerichtig zuwendete, fiel dabei eine besondere Stellung zu. "Wenn man den Wirtschaftswissenschaften oftmals - und durchaus mit Recht - vorwirft, räumliche Bezüge zu vernachlässigen oder jedenfalls über lange Zeit hinweg vernachlässigt zu haben, dann braucht sich die Verkehrswissenschaft nicht angesprochen zu fühlen: Für sie ist die Existenz des Raumes gleichsam raison d'être. Verkehr ist das Mittel der Raumüberwindung, und ohne Verkehr wäre jenes Maß an Differenzierung des Raumes - genauer gesagt der Kulturlandschaft - undenkbar, das ihre Ordnung überhaupt erst zum Gegenstand wissenschaftlicher Erörterungen und politischen Gestaltungswillens gemacht hat..."19

VII.

Das Spannungsverhältnis zwischen Ausgleichs- und Wachstumszielen und der damit einhergehende Abstimmungs- und Koordinierungsbedarf lassen sich an wenigen Eckpunkten in der westdeutschen Nachkriegsentwicklung festmachen. Den Anlaß zu einer gezielten regionalen Wirtschaftspolitik in der Bundesrepublik Deutschland lieferten in den fünfziger Jahren die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse in den besonders stark vom Krieg zerstörten Gebieten an der Westgrenze, von denen anzunehmen war, daß sie aus eigener Kraft ihre Notstandssituation nicht würden bewältigen können, sowie den Regionen, vor allem im ländlichen Norden der jungen Bundesre-

18) Vgl. J. H. Müller (unter Mitarbeit von B. Dietrichs und J. Klaus), Grenzen der Raumpolitik

im Rahmen einer Marktwirtschaft, in: ORDO, Bd. XII, 1960/61, S. 147–185.

J. H. Müller, Einführungsreferat zum Thema: Macht die Maßstabsvergrößerung der Arbeitsteilung im europäischen Integrationsraum eine Neubewertung der Tarifpolitik erforderlich? in: Akademie für Raumforschung und Landesplanung (Hrsg.), Wirkungen der europäischen Verflechtung auf die Raumstruktur in der Bundesrepublik Deutschland, 20. Wissenschaftliche Plenartagung 1981 in Freiburg i. Br., Hannover 1983, S. 63.

publik und in Bayern, die von den starken Flüchtlingsströmen und hoher Arbeitslosigkeit besonders stark betroffen waren. Der Rheinländer Müller, Bürger Nordrhein-Westfalens, beschäftigte sich schon früh, Anfang der 50er Jahre, mit Hilfsmaßnahmen für Ostwestfalen-Lippe, dem östlichsten Landesteil (wo Minden die Bizonenwirtschaftsverwaltung verloren hatte, zugleich den Sitz des Regierungspräsidiums an Detmold abgeben mußte), aber eines Landesteiles, der gleichwohl wohlhabender war als die Nachbarregionen des ärmeren Niedersachsens, z.B. Schaumburg-Lippe.

Weitere Fördergebiete kamen rasch hinzu: Vor allem das Zonenrandgebiet, bei dem sich die Erkenntnis immer weiter verhärtete, daß es eher auf Dauer von seinen früheren Wirtschaftsräumen abgeschnitten war, durch die ständig wirksamere Teilung Deutschlands in Nord-Süd-Richtung in eine Randlage geraten war, sich neu ausrichten mußte und dennoch in seiner Potentialität auch für einen fernen Zeitpunkt der anzustrebenden Wiedervereinigung Deutschlands erhalten bleiben sollte. Europa und Deutschland erfuhren damals ja eine durchgreifende Verkehrung ihrer geopolitischen Lage und das Zerschneiden der großmaßstäblichen raumwirtschaftlichen West-Ost-Verbindungen und -Beziehungen durch eine auf immer größere Dauer und Zementierung angelegte Spaltung, Blockade und Isolation, die andererseits konsequenter Weise einen kräftigen Ausbau der Nord-Süd-Verbindungen und -Beziehungen in Westdeutschland auslöste.

Seit ihren Anfängen in den fünfziger bzw. sechziger Jahren hat sich die regionale Strukturpolitik institutionell und organisatorisch zu einem fest in der Wirklichkeit des Grundgesetzes und der deutschen Marktwirtschaft etablierten Politikbereich entwickelt, und Müller hat die wesentlichen Wegmarkierungen - den legendären IMNOS (Interministerieller Ausschuß für Notstandsgebiete), die Schaffung von sog. "Bundesausbauorten" und die neuen Gemeinschaftsaufgaben - von wissenschaftlicher Seite stets eher kritisch begleitet. Ein besonderer Meilenstein war sicherlich die weitreichende Finanzverfassungsreform von 1969, vor allem die Schaffung der Gemeinschaftsaufgaben nach Artikel 91 a Grundgesetz, der die eigentlichen Landesaufgaben der regionalen Wirtschaftsförderung, bei der Agrarstruktur und beim Küstenschutz sowie im Hochschulbau zur gemeinsamen Bund-Länder-Daueraufgabe mit eigenständigem Verfassungsrang erhoben und mit den Planungsausschüssen eine eigene planungs- und entscheidungsorientierte Institutionalisierung geschaffen hat. Die Überführung von drei so heterogenen Aufgaben in den Rang von unbefristeten Gemeinschaftsaufgaben - und zwar ohne Revisionsmöglichkeit - war die große Überraschung der Finanzverfassungsreform, nachdem das sog. Troeger-Gutachten acht sehr viel engere Felder vorgesehen und dies Instrument durchaus flexibel, d.h. auch befristet, zu nutzen vorgeschlagen hatte.²⁰

Die Gemeinschaftsaufgabe "Verbesserung der regionalen Wirtschaftsstruktur" ist dabei im wesentlichen auf dem Hintergrund der Herausforderungen und Probleme der fünfziger und sechziger Jahre entwickelt worden, nämlich zur sog. Industrialisierung der ländlichen Räume, die durch Bevölkerungsentleerung, "passive Sanierung" und Schwund an Tragfähigkeit der regionalen Infrastruktur gefährdet waren, aber wegen der rapiden agrarischen Veränderungs- und Schrumpfungsprozesse noch ein Arbeitskräftepotential anboten, das absorbiert werden mußte und auch konnte, nachdem Vollbeschäftigung in etwa mit dem Ende des Wiederaufbaus ab Mitte der 50er Jahre erreicht worden war.

Nach dem Bau der Berliner Mauer 1961 wurden die nun dem westdeutschen Arbeitsmarkt fehlenden Zuwanderer und Flüchtlinge, die sich meist über das ganze Land verteilt hatten, durch einen immer stärker anschwellenden Gastarbeiterstrom aus dem Süden ausgeglichen, der klar die Industriezentren und Agglomerationsräume bevorzugte. Das Anliegen der 60er Jahre, die Industrialisierung ländlicher, agrarischer Räume zu bewirken, wurde in der Folge immer weniger aussichtsreich, verschlang immer mehr Mittel ohne rechten Erfolg, denn die Industrie konnte nun ja im wesentlichen in den Ballungsräumen bleiben, die Neuansiedlungen gingen stark zurück.

Anfang der 70er Jahre kamen die neuen Herausforderungen einer reiferen Volkswirtschaft mit weltoffener Energieversorgung und weltwirtschaftlichen, vor allem sektoralen, Krisenzusammenhängen hinzu die als neuen Typus jetzt industrielle Problemregionen hervortreten ließen. Die Politikantworten darauf führten zwar zu verfeinerten Abgrenzungskriterien für die Zielgebiete und erweiterten vor allem die Fördertatbestände, aber der Planungsausschuß mit seinen Mehrheiten hielt die Gebietskulisse fest im ländlichen Raum und Zonenrandgebiet. Nach dramatischen Auseinandersetzungen wurde die Bund-Länder-Regionalförderung dann ab Mitte der 80er Jahre auch für alte Industrieregionen in der Umstellungskrise mit hoher Arbeitslosigkeit eröffnet. Da fast nichts gestrichen wurde, erstreckte sich die Regionalförderung jetzt auf beinahe vier Zehntel der Bundesbevölkerung. Die siebziger und achtziger Jahre sind charakterisiert durch ein Übermaß an Förderkulisse und Mitteleinsatz mit nicht recht angepaßten Instrumenten und verpaß-

Vgl. R. Jochimsen, Regionale Wirtschaftspolitik als Gemeinschaftsaufgabe für Bund und Länder, in: Regionale Wirtschaftspolitik als Gemeinschaftsaufgabe, Schriftenreihe der Agrarsozialen Gesellschaft (Göttingen), Heft 54, Hannover 1967.

ten Prioritätsentscheidungen. Diese Intensivierung der innerstaatlichen Förderkonkurrenz rief folgerichtig die EG-Kommission auf den Plan. Jahrelange harte Auseinandersetzungen folgten. Es zeigte sich, daß mit der Gemeinschaftsaufgabe eine befristete, notwendige gemeinschaftliche Solidaritätsaktion, die auf sich überholenden Analysen aufbaute, in den Verfasungsrang kaum mehr veränderbarer, politisch letztlich nur aufstockbarer Besitzstände geraten war. Selbst das Jahrhundertereignis der deutschen Einheit hat uns daraus noch nicht befreit.

VIII.

Jünger als die regionale Strukturpolitik als Krisenhilfe für Notstandgebiete sind die Ansätze einer bewußten, politisch explizit verantworteten, koordinierten Gestaltung der räumlichen Ordnung und Entwicklung in der Bundesrepublik nach übergeordneten Leitbildern, Plänen und Entwicklungsprogrammen. Die Verabschiedung des Bundesraumordnungsgesetzes im Jahre 1965 markiert dafür insofern den Anfang des Weges, als damit die raumordnerische Kompetenz des Bundes erstmals explizit ausgefüllt wurde. 21 Erst zehn Jahre nach Erlaß des Gesetzes konnten die großräumigen Entwicklungsvorstellungen in das Bundesraumordnungsprogramm als ein umfassendes und fundiertes Gesamtkonzept gegossen werden. In jüngster Zeit gibt es - angestoßen durch die Umwälzungen der deutschen Einigung - den neuen Versuch einer umfassenderen Neubestimmung der konzeptionellen Leitbilder für die gesamtstaatliche Raumordnung. Diese bedarf heute weit dringender als zuvor auch der Abstimmung mit unseren Nachbarn in einem Gesamtrahmen europäischer Raumordnung, der zumindest neben der EG, der Schweiz und Österreich ebenfalls die Reformstaaten im Osten, insbesondere die Anrainer Polen und die Tschechische Republik, einbezieht. Angesichts der fehlenden Gemeinschaftskompetenz der Europäischen Union und bei einem höchst unterschiedlichen Planungsverständnis in den Mitgliedstaaten steht die europäische Raumordnung aber erst am Anfang. Auch hier hat die Akademie für Raumforschung und Landesplanung gemeinsam mit ihren französischen und niederländischen Partnern erste bahnbrechende Entwürfe vorgelegt, wozu die hiesigen Untersuchungen über die Grenzräume wichtige Vorarbeiten geleistet haben.

²¹) Eine dem Bund zustehende Vollkompetenz für die Bundesplanung war bereits 1954 in einem Rechtsgutachten des Bundesverfassungsgerichts (BVerfGE 3 428) zuerkannt, jedoch weder formal noch inhaltlich bestimmt und ausgeschöpft worden.

Raumordnungspolitik hat in der Bundesrepublik – trotz der Hoffnungen, die nach der anfänglichen "Planungsphobie" zeitweise sogar in eine Art "Planungseuphorie" mündeten, – niemals eine wirksame eigenständige, auch finanzielle Verankerung gefunden. Immer blieb sie zur Umsetzung ihrer Pläne primär auf die Fachressorts angewiesen, die letztlich die Mittel verwalteten und vor allem ihre fachlichen Förderprogramme im Blickfeld hatten. Trotz des fehlenden ressortmäßigen Überbaus hat die Raumordnung andererseits als Querschnittspolitik durchaus einen bemerkenswert hohen Grad der Durchdringung in praktisch alle raumwirksamen Politikbereiche erzielt, zumal wenn sie in der Staatskanzlei angesiedelt war und der Regierungschef selber Interesse investierte.

Der Verfassungsauftrag zur Herstellung einheitlicher Lebensverhältnisse über die Grenzen eines einzelnen Landes hinweg im gesamten Bundesgebiet wurde durch die raumordnerische Querschnittsplanung bemerkenswert vorangetrieben. So konnte 1989 das Gebot für Westdeutschland als in hohem Maße verwirklicht angesehen werden. Die Ausstattung mit wirtschaftsnaher und sozialer Infrastruktur, wie auch die Bildungschancen und Einkommensverhältnisse der Menschen sind in den westdeutschen Ländern weithin vergleichbar gut. Dies ist ganz eindeutig ein Verdienst des kooperativen Föderalismus, seiner Raumordnungspolitik und der regionalen Strukturpolitik, aber auch des Sozialstaates mit den solidarischen Sicherungssystemen. Allerdings hat die durchgreifende Wirksamkeit dieses Politikbündels zu einer immer stärkeren gesamtstaatlichen "Politikverflechtung" und einem umfassenden "Ausgleichsföderalismus" geführt. Die Bundesrepublik als ein unitarischer Bundesstaat legt die Gleichheit der Lebensbedingungen in allen Teilräumen in der Tat sehr extensiv aus - dieses Leitbild droht sogar zur uniformen Zielvorstellung zu werden just in dem Moment, in dem es sich in der sehr strengen Auslegung zweifellos überlebt hat.

Der Ausgleichsföderalismus schwächt den Antrieb für eine optimale Ausschöpfung des jeweils eigenen Entwicklungspotentials, zumal durch die Finanzverfassungsreform und die Finanzausgleichsgesetze Effizienz- und Anreizgesichtspunkte weitgehend beiseite gedrückt wurden. Das alles hatte und hat ohne Zweifel eine Schwächung der Konkurrenz zwischen den Regionen zur Folge ebenso wie eine Vernachlässigung der regionalen Anstrengungen zur eigenen Potentialstärkung. Diese Ausformung der regionalen Strukturpolitik spiegelt den klassischen Konflikt zwischen Wachstumsdynamik und Verteilungsgerechtigkeit in einer sozialverpflichteten Marktwirtschaft in

einer entwicklungsdämpfenden Weise wider, worauf J. Heinz Müller immer wieder hingewiesen hat. Diese Politik muß heute im europäischen und gesamtdeutschen Kontext erneut diskutiert und entschieden werden.

X.

Mit der deutschen Einigung und den anderen tiefen Zäsuren der Jahre 1989/91 stellen sich die Aufgaben einer entwicklungsorientierten regionalen Strukturpolitik sowie der koordinierenden Raumordnungspolitik fundamental neu, zugleich aber dringender denn je. 22 Der Kollaps der Mauer und der kommunistischen Kommandowirtschaft haben mit dem Beitritt der neuen Länder zu unserem Bundesstaat (und zur Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft) die regionalen Disparitäten innerhalb des erweiterten Bundesgebiets und im Verhältnis zum westlichen Teil des Kontinents schlagartig und drastisch vergrößert. Das auf 40% der Fläche der größeren Bundesrepublik von ursprünglich 30% der gesamten Erwerbspersonen erzeugte Sozialprodukt für 20% der Wohnbevölkerung erreicht auch drei Jahre nach der deutschen Einigung kaum mehr als 8 % der gesamtdeutschen Produktionsleistung. 23 In der EG-Rangfolge des Pro-Kopf-Sozialprodukts ist das vereinte Deutschland entsprechend vom zweiten auf den siebten Platz (von zwölf) gerutscht.

Die gesamte inländische Verwendung für privaten und öffentlichen Konsum und für Investitionen liegt seit der Vereinigung in den neuen Ländern doppelt so hoch wie das heimische Bruttoinlandsprodukt. Das Sozialprodukt wächst seit 1992 wieder, aber noch kaum schneller als die politisch geschaffene bzw. eingeräumte Binnennachfrage. Das heißt: Das hohe Niveau der Inlandsnachfrage muß durch gewaltige Transferleistungen – und zwar auf viele Jahre mit zwischen 150 und 180 Mrd DM – gestützt werden. Im Gebiet der ehemaligen DDR ist die regionale, originäre Wertschöpfung weitgehend neu aufzubauen. Zugleich muß bei den Einkommen der Bevölkerung dem Gebot der Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse wenigstens ansatzweise entsprochen werden, und es muß eine neue Wanderungswelle, die zur Entleerung der Lebensräume führte, vermieden werden. Das reale Pro-Kopf-Einkommen in den

²³) Siehe auch ders., Thesen zu den r\u00e4umlichen Erfordernissen einer Infrastrukturpolitik f\u00fcr das Jahr 2000, in: Akademie f\u00fcr Raumforschung und Landesplanung (Hrsg.), Infrastrukturelle Voraussetzungen des Strukturwandels, Wissenschaftliche Plenartagung 1992 in Weimar, Hannover 1993.

Vgl. R. Jochimsen, Raumentwicklung in Deutschland – Deutsche Einheit und Europäischer Einigungsprozeß als neue Herausforderung für Politik, Wirtschaft und Umwelt, in: Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumordnung (Hrsg.), Raumentwicklung. Politik für den Standort Deutschland, Materialien zur Raumentwicklung, Heft 57, Bonn 1993.

neuen Ländern erreicht zwar bereits zwei Drittel des Westniveaus. Doch wird zur weiteren Angleichung vor allem Zeit für eine erneuerte Struktur, für den Strukturaufbau und die Neuschaffung einer Wertschöpfungsbasis benötigt²⁴.

Auch die Unterschiede in den Erwerbsmöglichkeiten sind noch gewaltig. Von den fast 10 Millionen Erwerbstätigen von Mitte des Jahres 1989 sind nur noch etwa 6 Millionen in Lohn und Brot geblieben. Auf der anderen Seite stehen 2 1/2 Millionen Menschen, die sich in Arbeitslosigkeit, Frühverrentung oder in Maßnahmen der Ausbildung und Umschulung bzw. der Arbeitsbeschaffung befinden. Viele Frauen und Ältere haben sich aus der Erwerbstätigkeit zurückgezogen bzw. zurückziehen müssen. Es zeigt sich eine zunehmende regionale Konzentration der Arbeitsplatzverluste. Vor allem die durch forcierte Industrialisierung und Bevölkerungsagglomeration charakterisierten DDR-Großstädte (zumeist die Hauptstädte der 15 Bezirke) und die agrarisch genutzten, dünn besiedelten Gebiete sind von hoher Erwerbslosigkeit betroffen. In den neuen Ländern muß jetzt der Gesamtbereich der Infrastruktur saniert und modernisiert werden. Die großen Verkehrssysteme -Eisenbahn, Wasserwege, Fernstraßen - sind durch den Bund, das Post- und Fernmeldewesen durch seine Sondervermögen, die gesamte staatliche Verwaltung, die Bildungs-, Wissenschafts- und Gesundheitsinfrastruktur in primärer Landesverantwortung zu erneuern, vom Neubau der Kommunen ganz zu schweigen.

XI.

Die massive Aufwertung der Ostmark als bloßer Binnenwährung in die konvertible, harte D-Mark hat die persönlichen Einkommen hochkatapultiert, zugleich aber die Produktion besonders bei den interregional und international handelbaren Gütern und Dienstleistungen weithin zusammenbrechen lassen, denn die bei der Umstellung 1: 1 bei Preisen und Löhnen sich ergebenden Kosten der zuvor massiv abgeschotteten und hochsubventionierten Exportwirtschaft warfen diese aus jedem Markt, auch dem heimischen, wo jetzt die Westimporte wirksame Konkurrenz machten. In Industrie und Gewerbe sind deshalb enorme zusätzliche Anstrengungen, mehr Investitionen, funktionsfähige Verwaltungen, Finanzämter, Gerichte, mehr neue Ideen und Innovationen bei Produkten, Produktionsverfahren und Markterschließungen nötig, als bei dem gedankenlosen "Traum vom marktwirtschaftlichen

²⁴) Siehe R. Jochimsen, Strukturpolitik in den neuen Bundesländern. Herausforderungen und Handlungsmöglichkeiten, Friedrich-Ebert-Stiftung, Schwerin 1992.

Urknall" in der glücklichen Stunde der politischen Einheit 1990 vermutet worden war.

Vor allem der Zeitfaktor war damals hoffnungslos aus dem Blick geraten, als blühende Landschaft in wenigen Jahren ohne zusätzliche Lasten in Aussicht gestellt wurden. Dies schien allen finanzierbar aus den Steuermehreinnahmen einigungsinduzierten Wachstums. Die Lehre unserer westlichen Aufbauleistung, daß es vor allem auf verläßliche Infrastrukturen ankommt, deren Gesundung, Wiederherrichtung und Neuaufbau Zeit erfordert, schien vergessen. In der Zwischenzeit hat sich die Deindustrialisierung und Deagrarisierung bis hin zur Industrie- und Altlastenöde sowie Sozialbrache auf breiter Front vollzogen. Die Gebiete mit Braunkohlen- oder Uranbergbau, mit Grundstoff- und Produktionsgüterindustrie sowie mit den einstigen Paradestücken heimischer "high-tech"-Elektronik ragen dabei nur als vollends unübersehbar heraus.

Die Gefahr eines Mezzogiorno-Effektes, wie ihn Italiens Süden seit über 120 Jahren staatlicher Einheit erfahren hat, ist nicht zu übersehen. Bei allen schon sichtbaren und erreichten Fortschritten in der konsumnahen Versorgungswirtschaft, im Bauwesen, im Kreditsektor und bei den freien Berufen zeigt sich, daß ein Konzept zur Sicherung einer ausreichenden, eigenständigen Wertschöpfungsbasis der neuen Länder fehlt. Sie erst stellt aber eine dauerhaft tragfähige Existenzgrundlage für die Regionen dar: Landwirtschaft, Tourismus und überörtliche Zentralfunktionen zusammen können bestenfalls kaum mehr als 20% der Beschäftigung erreichen. Eine politisch gesetzte Stärkung der neuen Länder durch eine umfangreiche Verlagerung von Bundesbehörden, Bundesgerichten etc. kommt offensichtlich nicht zustande; das Besitzstandsdenken dominiert ja beileibe nicht nur bei Arbeitern, sondern auch bei Beamten und Richtern. Mindestens 20% müssen deshalb in Industrie und Gewerbe hinzukommen, um die neuen Länder vom Dauertropf einer einseitigen, dominanten Transferabhängigkeit loszubekommen und damit eine den westlichen Ländern vergleichbare dauerhafte Handlungs- und Legitimationsbasis zu verschaffen.

XII.

Um den Neuaufbau und die Wirtschaftsentwicklung voranzubringen, wurden in der Folgezeit zahlreiche Vorschläge in die Diskussion gebracht. Viele davon sind im europäischen Integrationsraum praktisch undurchführbar, so die Anregung, ein Niedrigsteuergebiet zu errichten (keine Mauern bzw.

Grenzen und Kontrollen im gemeinsamen Binnenmarkt). Den ostdeutschen Waren eine generelle Mehrwertsteuerpräferenz einzuräumen, wie die Industrie vorschlägt, weist andere Probleme auf. Die bereits bis 1996 verlängerte Investitionszulagenregelung schreibt praktisch den bisherigen Ansatz der Förderung von Sachinvestitionen und der hohen Kapitalintensität von Arbeitsplatzmaßnahmen, wie er für westdeutsche Fördergebiete entwickelt worden war, fort. Damit wird eher ein flächendeckender, sehr kapital-, aber wenig arbeitsplatzintensiver Ansatz nach dem Gießkannenprinzip verfolgt. Weder die Raumordnung, noch die Landesplanung können bisher ihre ordnende Funktion ausüben. Auch die regionale Strukturpolitik kennzeichnet keine durchgreifende Mittelkonzentration, die sich u.a. in Schwerpunktbildungen für Wachstumsregionen niederschlägt.

Unter dem zeitlichen Druck, daß in Deutschland quasi "über Nacht" ein enormes, großräumiges Wohlstandsgefälle mit der Gefahr einer anhaltenden Massenabwanderung der Menschen aus den neuen in die alten Länder entstanden war, ist zwar verständlich, daß die Politik zunächst flächendeckend mit einer Übertragung und Anwendung bewährter regionalpolitischer Konzepte auf die neuen Länder reagierte. Meines Erachtens ist aber jetzt eine ausgeprägte Differenzierung nach Regionen und Wirtschaftszweigen dringend geboten. Bisher hat weithin hier eher Einfallslosigkeit obsiegt, es hat ein bloßer Transfer des im Westen erreichten - dort hart erkämpften - Entwicklungsund Entscheidungsstandes bei den Konzepten und Instrumenten stattgefunden, der ja nicht auf die Situation des Strukturabbruchs- und -umbruchs und der Strukturaufbaunotwendigkeit in der ehemaligen DDR zugeschnitten war und ist. Das hat letztlich die großen, ziemlich unkontrollierten Transfervolumina in historisch einmalige Dimensionen potenziert - insgesamt ja ein Programm mit wahrlich revolutionärem keynesianischen Volumen - und das in einer nach eigenem Bekenntnis auf Angebotspolitik hin angelegten Ordnungs- und Wachstumskonzeption der Regierungspolitik! Heute ist schon deutlich, daß z.B. die massenhafte Ausweisung und Herrichtung von Industrie- und Gewerbeflächen allüberall in den neuen Ländern Fehlallokationen provoziert hat, bei denen erhebliche Verluste ins Haus stehen.

Ohne Zweifel muß bei der fälligen regional- und infrastrukturspezifischen Ausdifferenzierung des Entwicklungsprogrammes die Stärkung von Wachstumspolen mit ihrer Ausstrahlung in das Umland und Regionen mit besonderer wirtschaftlicher Entwicklungsfähigkeit in den Vordergrund kommen. Auch im Rahmen der Aufgabe der Treuhandanstalt, den noch nicht privatisierten, aber sanierungsfähigen Unternehmen "Zeit zu kaufen", und zwar für Produktentwicklung und Markterschließung verbunden mit einem entspre-

chenden Umbau des Unternehmens, müssen solche Ansätze klar befristet, degressiv und beschäftigungsorientiert angelegt werden. Der bloße Erhalt der "industriellen Kerne" geht längst an den Möglichkeiten und Realitäten vorbei.

XIII.

Außergewöhnliche Herausforderungen an die Raumordnungs- und regionale Strukturpolitik in Deutschland ergeben sich aber nicht allein durch die deutsche Einigung, verschärfend wirkt der "doppelte Öffnungsvorgang" auf dem Kontinent, einmal im Rahmen des europäischen Binnenmarktes und zum anderen durch die Überwindung der osteuropäischen Abschottung. Für den gesamten größeren und sozial zu vereinheitlichenden "Wirtschaftsstandort Deutschland" haben sich dadurch die Determinanten der Raumentwicklung grundlegend verschoben.²⁵

Zum einen wurden vermeintliche Gewißheiten über die zentralen Raumachsen und die regionale Dynamik der Raumentwicklung relativiert. Statt dessen muß in Europa systematisch wieder der Blick auf eine offenere Wachstumsgeographie und eine weitere Maßstabsvergrößerung bei der industriellen Arbeitsteilung gelenkt werden. Vierzig Jahre Wiederaufbau, Wachstum und Integration Westeuropas hatten nicht nur einen beispiellosen Aufstieg des kriegszerstörten und von Arbeitslosigkeit geplagten Halbkontinents bewirkt, sondern die räumliche Agglomeration von Industrie und Dienstleistungen und gleichzeitiger Entleerung der agrarischländlichen Räume immer stärker auf die sog. "Blaue Banane" London-Benelux-Rheinschiene bis Mailand und Turin konzentriert, während die dazu peripheren Gebiete vor allem im Norden, Westen und Süden des westlichen Europas trotz enorm gesteigerter und weiter steigender Aufwendungen der EG-Strukturfonds relativ immer weiter abfielen.²⁶

Zum anderen stellen sich mit der Rückkehr des Kontinents in seine alte geopolitische und raumwirtschaftliche Normallage nun viele Raumordnungsaufgaben grundlegend neu, bzw. alte Elemente sind zu reaktivieren. Es formieren sich neue Kristallisationsfelder mit überdurchschnittlichen Entwicklungspotentialen. Von diesen dürften auch Regionen im Norden und Osten

Vgl. R. Jochimsen, Finanz- und wirtschaftspolitische Rahmenbedingungen der europäischen Integration, in: Akademie für Raumforschung und Landesplanung (Hrsg.), Perspektiven der Raum-

entwicklung in Europa, Wissenschaftliche Plenartagung 1991, Hannover 1992.

Siehe ders., The European Geography of Economic Development: The Reform Process in Eastern Europe, in: The International Spectator, Vol. 26, Special Issue, Rome 1991.

Deutschlands und Westeuropas profitieren, die im ausschließlichen Kontext eines nur westeuropäischen Binnenmarktes eher zu den relativen Verlierern zu zählen gewesen wären; die ohnehin schon peripheren Wirtschaftsräume im Südwesten Europas dürften hingegen noch stärker in der Gefahr sein, abgehängt zu werden.

Auch in unseren neuen Ländern kann das schon jetzt fühlbare Wiedererstarken der alten Ost-West-Handelsachsen wichtige Wachstumsimpulse geben. Das gilt einerseits entlang einer Linie London-Benelux-Berlin-Warschau-Minsk-Moskau. Aber auch wichtige Zentren wie Leipzig und Dresden können als mögliche Wachstumspole zu wichtigen Pfeilern der neu zu gestaltenden wirtschaftlichen Verflechtungen zwischen Ost und West werden, so durch die Verstärkung der das mittlere Deutschland durchquerenden Nord-Süd-Achse über Schweden-Rügen-Berlin-Dresden nach Prag, Wien und Budapest. Insofern bietet das engere Zusammenwachsen in Europa im Zuge des Binnenmarktes und der Überwindung der Ost-West-Spaltung dem Wirtschaftsstandort Deutschland mit seiner exponierten Lage erhebliche zusätzliche Entwicklungspotentiale. Ihre Nutzung setzt allerdings voraus, daß auch die arbeitsteilige Industriestruktur umgeschichtet wird und dem osteuropäischen Produktionsstandort neue Chancen einräumt. Die Erweiterung des europäischen Integrationsraumes um Skandinavien und die Alpenländer sowie um die mitteleuropäischen Reformstaaten, die baltischen Staaten, die Slowakei, Slowenien bis nach Südosteuropa – das was wir den Balkan nennen - dürfen wir dabei nicht aus den Augen verlieren.

Auch für Deutschland insgesamt, die neuen Länder und Grenzregionen stellt das eine klar erkennbare, nicht zu unterschätzende Belastung dar. Auf eine erneuerte Drehscheibenfunktion ist die räumliche Infrastrukturausstattung noch nicht eingerichtet, ganz zu schweigen von der Fortführung der infrastrukturellen Lebensadern über die Grenzen Westeuropas hinaus, zu den industriellen Wachstumszentren der östlichen Nachbarstaaten. Die durch die Blockbildung "gekappten" Lebensadern zwischen Ost und West, die Handelsströme, Verkehrswege, Kommunikationsnetze sowie Netzschlüsse bei der Elektrizitätsversorgung müssen erst hergestellt werden. Über Jahrzehnte künstlich zerschnittene Lebensräume müssen neu zusammenwachsen. Dem entschlossenen Angehen dieser Aufgaben gebührt nicht nur im zusammenwachsenden Deutschland, sondern auch im gesamteuropäischen Rahmen hohe Priorität. Zu überlegen ist, ob nicht die EG-Unterstützung der Reformstaaten bei Ausbau und Modernisierung der transnationalen Infrastruktur zwischen Ost und West schon vor deren formellen Beitritt in einem eigenständigen Finanzinstrument gebündelt werden sollte.

In Deutschland muß der Neuaufbau der Ost-West-Achsen von einer koordinierenden Raumordnungspolitik kritisch begleitet werden, die Fehlentwicklungen frühzeitig erkennt und vermeiden hilft. Das gilt zum Beispiel für die völlig veränderte Lage im Verkehr. Hier sind einerseits alte Verbindungen durch Straße, Schiene und Binnenschiffahrt (auch das Mittellandkanalsystem von der Elbe bis zur Oder) wieder herzustellen und Rohrleitungen auszubauen. Die konventionellen Verkehrsträger können jedoch nicht mehr jeweils isoliert eine optimale Anbindung und Verkehrsversorgung sicherstellen, sondern nur in der Kombination, die jeweils spezifisch nach Verkehrsarten intelligent zu organisieren ist. Drohende Stauprobleme und kumulierende Umweltbelastungen erzwingen, daß Eisenbahnen, Binnenschiffahrt und Rohrleitungen viel systematischer genutzt werden und daß der öffentliche Personenverkehr im Verbund der Träger im Nah- und im Fernverkehr entscheidend gestärkt wird. Zu den hier möglichen Fehlentwicklungen tritt das Risiko, daß absehbare negative raum- und siedlungsstrukturelle Entwicklungen in den westlichen Bundesländern im Gefolge des Europäischen Binnenmarktes hinzunehmen sind, weil die zweifellos wichtigeren Aufgaben in den neuen Ländern höhere finanzielle Priorität erfahren müssen.

XIV.

Die Determinanten der Raumordnungspolitik im geeinten Deutschland sind aber über die notwendige Festlegung der Prioritäten und Posterioritäten der Infrastrukturpolitik hinaus einem weiteren, in seinen qualitativen Konsequenzen noch einschneidenderen Wandel unterworfen. Denn jede isolierte nationale Politik wird unausweichlich auf den Prüfstand einer zunehmend globalen, jedenfalls europaweiten Standortkonkurrenz gestellt, in der die Bestimmungsfaktoren immer ungehemmter und immer durchschlagender auf den offenen Weltmarkt hinwirken, in dem nationalstaatlicher Behauptungswille eher an effektiver Wirtschaftsleistung als an politischem Dezisionismus gemessen wird, auch wenn er sich in Protektionismus und "managed trade" zu flüchten versucht. Verantwortlich dafür ist ein säkularer Trend, der sich bereits durch das gesamte Jahrhundert entfaltet hat und die Standorttheorien, die Logik der räumlichen Ordnung – auch die der zentralen Orten – und der Strukturpolitik immer stärker relativiert und verändert.²⁷

Vgl. R. Jochimsen, Strukturwandlungen und großräumige Entwicklungen – Wirtschaftspolitik im Lande Nordrhein-Westfalen, in: J. Klaus/P. Klemmer (Hrsg.), Festschrift für J.H. Müller, a.a.O. Siehe auch ders., The Regionalisation of Structural Policy: North Rhine-Westphalia in the Europe of the Regions, in German Politics, Vol. 1, Special Issue on Federalism, Unification and European Integration, London 1992.

Die spezifische Bedeutung der herkömmlichen sog. harten Standortfaktoren, wie die Nähe zu Rohstoffen und Energie, hat sich relativiert. Alfred Webers Gewichtsverlustmaterialien haben trotz gewaltig steigender Volumina im Wertschöpfungsmix stark an Gewicht verloren. Für viele weitere Standortfaktoren, insbesondere in Verkehr und Kommunikation, gilt heute, daß sie als ubiquitär vorhanden oder zu beschaffen vorausgesetzt werden, was die Standortmindestausstattung teuer macht. Zugleich ist die räumliche Ungebundenheit in weiten Teilen der Industrie und der Dienstleistungen mit den enormen Fortschritten bei Kostensenkung und Qualitätssteigerung mittels der Verkehrs- und Nachrichtentechnik sprunghaft gewachsen. Die Bedeutung der sog. weichen Standortfaktoren, die fast an jedem Ort herstellbar sind, die nicht mehr durch Geografie, Geologie und Demografie bestimmt oder festgelegt werden, wächst hingegen. Wertschöpfungspotentiale werden heute eher durch die Qualifikation, Kreativität und Innovationskraft der Menschen bestimmt, als durch homogenes Kapital und homogene (manuelle) Arbeitskräfte. Dispositive, geistige Leistungen, die auf Forschung und Entwicklung, kommunikative Organisationsgefüge und Netzwerke, Qualifizierung und modernen, produktionsorientierten Dienstleistungen aufbauen, werden immer entscheidender.

Diese Dynamik zu einer räumlichen "Entgrenzung" der "Standortfaktoren" und damit zu einem immer höheren Freiheitsgrad bei industriellen und anderen Standortentscheidungen wird potenziert durch die seit Kriegsende angestrebte politisch gewollte "Entgrenzung" der nationalen Volkswirtschaften im Zuge der europäischen Integration. Die Vollendung des europäischen Binnenmarktes und die Globalisierung der Waren- und Faktormärkte vermittelt einen zusätzlichen Schub. Das heißt, die Konkurrenz wird immer weniger zwischen Nationalstaaten, immer stärker zwischen Regionen ausgetragen. Insofern nimmt die Intensität des Wettbewerbs zwischen den Regionen Europas zu. Sie erscheint heute gelegentlich schon härter als die zwischen unmittelbar am globalen Markt konkurrierenden Unternehmen, weil sie neben reinen Kostenfaktoren Qualitäts- und Imagefaktoren einschließt, die regionalpolitisch gestaltet werden. Daß diese verschiedenen Bestimmungsfaktoren der arbeitsteiligen Wirtschaftsstruktur durchaus in ihrer Wirkung auf die Transportvolumina und Transportkosten und damit auf den Anteil des Verkehrssektors am Bruttoinlandsprodukt, der steigen, aber auch fallen könnte, ambivalent sind, hat J. Heinz Müller immer wieder betont.

Eine solche europäische Großraumwirtschaft bedarf zu ihrer politischen und wirtschaftlichen Stabilität auch Regelungen der sozialen und der ökologischen Dimension. Zu ihrer Funktionsfähigkeit gehört unabdingbar, daß außen- und sicherheitspolitisch jeder Rückfall in eine gefährliche und gefährdende Gleichgewichtspolitik zwischen den europäischen Nationalstaaten, so als wären sie wie vor dem Ersten Weltkrieg die Herren der Welt, die sich alles leisten können, auszuschließen ist. Uns wird angesichts der akuten innereuropäischen Krisen-, Spannungs- und Bürgerkriegsherde nachdrücklich vor Augen geführt, daß bei einem Fehlen dieser Voraussetzungen nicht nur die friedliche wirtschaftliche Entwicklung im gesamten Gebiet des Kontinents über induzierte Bevölkerungsbewegungen gefährdet, sondern sogar zerstört werden könnte.

XV.

Will die deutsche Politik die Zukunft des Wirtschaftsstandortes im zusammenwachsenden, sich nach Osten öffnenden Europa nachhaltig sichern, so ist für das Verhältnis von wachstumsinduzierender regionaler Strukturpolitik, ausgleichender Raumordnungspolitik und unitarisierender Finanzverfassung des Bundesstaates eine Neubestimmung unausweichlich. Und dazu genügt nicht mehr der nationalstaatliche Rahmen. Inzwischen sind viele Voraussetzungen entfallen, aufgrund derer die Probleme der regionalen Strukturunterschiede und ihrer Überwindung ausschließlich in der Bundesrepublik diskutiert und gelöst werden konnten.

Vor allem müssen die Anreize für eine effiziente, regionale Entwicklungspolitik in den einzelnen europäischen Regionen gestärkt werden. Die Länder und Regionen werden sich – jede(s) für sich – nolens volens der Aktivierung ihrer endogenen Entwicklungspotentiale zuwenden müssen, sich ihre Kooperationspartner suchen, sie werden dabei ermutigt, gefördert, unterstützt, angeleitet und geführt werden müssen. Sie sind auch in einen den Integrationsraum umspannenden Ordnungsrahmen einzugliedern, wozu es einer europäischen Raumordnungspolitik bedarf, deren Finanzverfassung je nach Grad und Tempo der Vertiefung und Erweiterung der Gemeinschaft die Vitalität Europas mitbestimmen wird.

In Deutschland müssen wir von der Vorstellung des bisherigen umfassenden "Ausgleichsföderalismus" zugunsten einer Stärkung dessen abrücken, was man gut als "Konkurrenzföderalismus" bezeichnen könnte. Zu einer solchen Neuausrichtung gehören auch teils weitreichende Veränderungen im institutionellen und organisatorischen Rahmen der Raumentwicklung.

Die Reformen müssen vor allem eine stärker am Subsidiaritätsprinzip orientierte Regionalpolitik ermöglichen. Der Prozeß der ökonomischen und politischen Entgrenzung bei Standortfaktoren und Märkten erfordert ein flexibleres Eingehen auf die jeweiligen regionalspezifischen Problemlagen und Entwicklungschancen. Eine Regionalisierung der Strukturpolitik kann dazu beitragen, die endogenen Entwicklungspotentiale in den Regionen zu erkennen, zu bestimmen und zu fördern. Ausdruck eines solchen Such- und Entdekkungsverfahrens können regionale Strukturkonzepte sein, in denen die relevanten politischen Kräfte vor Ort und im Konsens regionalpolitische Ziele, Maßnahmen und Prioritäten festlegen. Dem Staat weist dieser Ansatz eher die Rolle eines Moderators, Impulsgebers und Unterstützenden zu als die eines Generalorganisators, Allzuständigen und Gesamtfinanciers, der auch die verfügbaren Instrumente vorgibt.

Welche Kräfte für den zukunftsorientierten Umbau der Regionen mit einer Strategie der "Regionalisierung der Strukturpolitik" freigesetzt werden können, aber auch welche Probleme dabei auftreten, läßt sich an den Erfahrungen in Nordrhein-Westfalen studieren, das solche strukturpolitischen Initiativen seit den achtziger Jahren praktiziert, vor allem durch die erfolgreiche "Zukunftsinitiative Montanregionen", die nicht mehr das Ruhrgebiet als geschlossenen Wirtschaftsraum von Kohle und Stahl behandelt, sondern eigenständige, wenn auch hochverflochtene Regionen mit je eigenem Standortprofil fordert und fördert.²⁷

XVII.

Die Europäische Gemeinschaft, ja selbst der Nationalstaat, der große zumal, erscheinen heute für viele Aufgabenfelder zu groß, um die geforderte Moderatorenrolle einer regionalisierten Strukturpolitik effizient und durchgehend

Vgl. R. Jochimsen, Strukturwandlungen und großräumige Entwicklungen – Wirtschaftspolitik im Lande Nordrhein-Westfalen, in: J. Klaus/P. Klemmer (Hrsg.), Festschrift für J. H. Müller, a.a.O. siehe auch ders., The Regionalisation of structural Policy: North Rhine-Westphalia in the Europe of the Regions, in: German Politics, Vol. I, Special Issue on Federalism, Unification and European Integration, London 1992.

besetzen zu können. ²⁸ Für andere Herausforderungen ist derselbe Nationalstaat und selbst die EG hingegen zu kleinräumig. Eine wirkungsvolle Unterfütterung der regionalen Strukturpolitik verlangt deshalb nicht zuerst eine weitere Zentralisierung in Brüssel, sondern eine Stärkung der Kompetenzen auf der subnationalen Ebene. Eine wichtige Voraussetzung für eine solche, am Subsidiaritätsprinzip orientierte Regionalpolitik stellen leistungsfähige, und das heißt mit einer Mindestgröße und ausreichenden Finanzkraft ausgestattete, Gebietskörperschaften dar²⁹, die eine lebens- und leistungsfähige territoriale Organisation aufweisen können. Das reicht von einer räumlichen Verwaltungsneugliederung innerhalb der neuen Länder, wie sie überall im Gange ist, über ein Zusammengehen der Länder Berlin und Brandenburg bis hin zur Frage einer umfassenden Länderneugliederung im Bundesgebiet und einer anreizorientierten Ausgestaltung der Finanzverfassung, die "Konkurrenz" und "Ausgleich" als Elemente einer Positionsverstärkung des Wirtschaftsstandorts in lebens- und leistungsfähigen Ländern zusammenführt.

Die ersten Beschlüsse zur Reform des horizontalen Länderfinanzausgleiches vom Frühjahr 1993 weisen hier schon den richtigen Weg. Um die Anreize zu eigenständiger Leistungsentfaltung zu stärken, muß darüber hinaus in der Finanzverfassung aber das Trennsystem bei den Aufgaben und Ausgaben gestärkt werden. Die heute sehr weitreichende Kompetenz des Bundes, die Ausgabevolumina und -strukturen der Länder und Gemeinden zu bestimmen und zur Mitfinanzierung heranzuziehen, muß eingeschränkt werden. Dafür ist vorrangig ein Abbau der allgemeinen Mischfinanzierungen bei den öffentlichen Investitionen nach Art. 104 a Abs. 4 GG und den Gemeinschaftsaufgaben nach Art. 91 a GG sowie den sozialen Geldleistungsgesetzen nach Art. 104 a Abs. 3 GG vorzusehen. (Die Gemeinschaftsaufgaben nach Art. 91 b der Bund-Länder-Bildungsplanung und vor allem der allgemeinen Forschungsförderung haben sich hingegen als gesamtstaatliche Daueraufgaben mit ständiger Überprüfung nach dem "peer system" bewährt und sollten fortgeführt werden.)

29) Siehe ders., Europäische Perspektiven und Implikationen für den Finanzausgleich in der Bundesrepublik Deutschland. Neun Thesen, in: Staatswissenschaften und Staatspraxis, 4. Jahr-

gang, 1993.

Siehe R. Jochimsen, Subsidiarität und europäische Integration. Zwölf Thesen zum Subsidiaritätsprinzip als Gestaltungselement international verfaßter europäischer Wirtschaftsregion, in: Politische Ökologie, Sonderheft 4: Ökologisch nachhaltige Entwicklung von Regionen, München 1992. Ferner ders., Subsidiarität im Felde der Europäischen Wirtschafts- und Währungsunion, Vortrag im Jacques Delors colloquium des Europäischen Instituts für öffentliche Verwaltung in Maastricht, abgedruckt in: Deutsche Bundesbank, Auszüge aus Presseartikeln Nr. 40/1991, vom 31. Mai 1991.

Bei der Umgestaltung der Investitionshilfen wäre es m.E. aus bundesstaatlicher Sicht schon heute möglich und zur Stärkung eines konkurrierenden Föderalismus auch notwendig, in Westdeutschland auf eine Fortführung der Gemeinschaftsaufgaben "Verbesserung der regionalen Wirtschaftsstruktur" und "Hochschulbauförderung" zu verzichten. Allerdings müßte der Bund die dafür bisher eingesetzten Mittel dauerhaft an die Länder abgeben, so wie dies jetzt im Zuge der Bahnreform beim Regionalverkehr und den dafür nötigen Mitteln geschehen soll. Der Bund würde dafür wieder von der Landesaufgabe der regionalen Strukturpolitik, ihrer Planung und Finanzierung im Detail, freigestellt; nur im Falle von Sondersituationen mag es im Rahmen der bundesstaatlichen Subsidiarität und Solidarität, d.h. des Einstehens des Bundes für alle seine Glieder, befristete Abweichungen geben. Die Geldleistungsgesetze hingegen sollten ganz vom Bund finanziert werden, der ja auch die volle Gesetzgebungskompetenz wahrnimmt. Bei der Sozialhilfe hingegen muß sich der Bund auf eine gewisse Rahmensetzung beschränken. Allerdings muß der Bund, so auch bei der Arbeitsverwaltung und ihren Leistungen, seine Verantwortlichkeit in einer Weise wahrnehmen, die ein schlichtes Abwälzen von Aufgaben und Ausgaben auf die Länder und Gemeinden ausschließt. Dies alles wird nicht ohne eigene Steuerquellen für die Länder gehen, die sie je nach Politikprofil und Problemlage auch in Konkurrenz miteinander nutzen. Das könnte auch den Landtagen, den wirklichen Leidtragenden sowohl von kooperativem Föderalismus und Politikverflechtung als auch der europäischen Integration einschließlich des Maastrichter Vertrages, wieder wesentliche politische Aufgaben verschaffen.30

XVIII.

In den neuen Ländern sind die Aufgaben dagegen so groß, daß mit den überkommenen Instrumenten die föderale Balance zwischen Bundes- und Länderebene ins Wanken zu geraten droht. Deshalb habe ich bei anderer Gelegenheit bereits vorgeschlagen, die Entwicklungsaufgaben der regionalen Strukturpolitik in den neuen Ländern sowie der Modernisierung ihrer Infrastruktur für eine längere Übergangsphase von mehreren Jahrzehnten befristet in einer grundgesetzlich verankerten speziellen Gemeinschaftsaufgabe "Aufbau

Vgl. Landtag Nordrhein-Westfalen, Kommission "Erhaltung und Fortentwicklung der bundesstaatlichen Ordnung innerhalb der Bundesrepublik Deutschland – auch in einem vereinten Europa" (sog. van Nes-Ziegler Kommission), Teilberichte I und II, Düsseldorf 1990, die der Gemeinsamen Verfassungskommission des Deutschen Bundestages und des Bundesrates eine Grundlage für ihre Arbeiten geben sollte.

Ost" planerisch und finanziell zu organisieren.³¹ In ihr würde einerseits die gesamtstaatliche Verantwortung für den Infrastrukturausbau und die Strukturpolitik fest- und der Finanzierungsbedarf offengelegt, damit kalkulierbarer und präziser zu verantworten. Andererseits würde dem bestehenden Koordinierungsbedarf durch eine gemeinsame Planung und Programmierung besser als bislang Rechnung getragen, weil der Planungsausschuß anders zusammengesetzt wäre als bisher. Die Interessenlagen der 16 Länder in West und Ost sind noch auf absehbare Zeit allzu unterschiedlich. Die neuen Länder müßten mit dem Bund das Planungs- und Entscheidungsverfahren zu den einzelnen Projekten allein durchführen können.³² Eine mitwirkende und abschließende Beratung der Grundsätze und Ziele durch alle Länder erscheint allerdings gleichwohl sinnvoll. Volle Transparenz ist auch für die Nutzung des bevorstehenden Milliardensegens aus den Töpfen der EG-Strukturfondsmittel angezeigt.³³

XIX.

Ein konzeptioneller Umbau der Raumentwicklungspolitik in Deutschland muß aber noch ein drittes Zielfeld – noch jung in diesem Kontext – in den Blick nehmen, das betrifft die Gewährleistung bzw. Erreichung der ökologischen Nachhaltigkeit der künftigen wirtschaftlichen Entwicklung, insbesondere in der Energieversorgung, in der Industrieproduktion und im Verkehrsund Siedlungswesen. Damit eröffnet sich zweifellos eine zusätzliche "Dimension" auch im Spannungsfeld der Raumwirtschaft. Sie durchbricht das Raumordnungsgesetz in seinen verschiedenen Novellierungen. Anstelle eher defensiven Ressourcen- und Umweltschutzes geht es jetzt um Kernfragen einer grundlegenden Umgestaltung der Wirtschaftsweise zur umwelt-

31) Siehe R. Jochimsen, Europäische Perspektiven und Implikationen für den Finanzausgleich in der Bundesrepublik Deutschland, a.a.O.

gen jeder Beschluß durchsetzen.

Neben die bisherigen in bestimmten deutschen Fördergebieten ausgewiesenen sog. "Ziel 2"und "Ziel 5 b"-Gebiete, für welche die Mittelzuweisung moderat und die Förderinstrumente
durch die bisherige Gemeinschaftsaufgabenpraxis festgelegt sind, kommt neu hinzu, daß das
gesamte Gebiet der neuen Länder einschließlich Ost-Berlins zum "Ziel 1"-Gebiet erklärt worden ist, was nicht nur stark erhöhte Mittelzuweisungen, sondern vor allem enorme Gestal-

tungsspielräume bei ihrer Nutzung bedeutet.

Die sechs östlichen Länder (nämlich einschließlich Berlins) können ja nach der derzeitigen Regelung nie (jedes der 16 Länder hat eine Stimme, Bundesregierung ebenso viele Stimmen, also auch nicht zusammen mit den 16 Stimmen des Bundes die für die Beschlußfassung notwendige Dreiviertelmehrheit von 24 der 32 Stimmen zustandebringen, immer müssen dafür mindestens zwei westliche Länder (6 + 16 + 2) hinzugewonnen werden. Für die zehn westlichen Länder, wenn sie sich untereinander und mit der Bundesregierung einigen, läßt sich hingegen jeder Beschluß durchsetzen.

und stoffintegrierten Produktion und durchgehend rationellen Energieverwendung. Das wirft die Fragen auf, wie regionalpolitische Wachstums- und Ausgleichsziele erreicht und Restriktionen im Sinne der Umweltsicherheit eingehalten werden können, ohne daß die ökologischen Herausforderungen zu einem Neo-Protektionismus führen. Kein Zweifel, die Wiederbesinnung auf das Gebot der stoffwirtschaftlichen Minimierung wird dazu beitragen müssen, die gegenwärtig noch ständig steigende Transportbeanspruchung der hocharbeitsteiligen Produktionsweise mit ihren wachsenden Stauproblemen zu begrenzen und ein Öko-Dumping zu vermeiden. Nachhaltiges und dauerfähiges Wirtschaften erfordert zugleich durchgreifenden Bewußtseinswandel. Erziehung und Bildung, Gesetzgebung und Wirtschaftsethik fallen hier neue grundlegende Pflichten zu.

Auch hier stellt sich die Ausgangslage im geeinten Deutschland unterschiedlich dar. In den neuen Ländern sind häufig zum Zweck der unmittelbaren Gefahrenabwehr sofortige ökologische Sanierungskonzepte umzusetzen. Hinzu kommt der gewaltige Berg der Altlasten, der bei realistischer Einschätzung der Finanzierungsmöglichkeiten wohl nur über einen längeren Zeitraum abzubauen ist, andererseits aber ein wesentliches Entwicklungshemmnis in den sog. alt-industrialisierten Gebieten bildet.

Während im Osten also primär Sanierungsaufgaben mit einem hohen Anteil des technischen Umweltschutzes im Vordergrund stehen, wird im Westen Deutschlands zunehmend die regionale, vorsorgeorientierte Umweltpolitik dominieren müssen. Unsere anspruchsvolle Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft kann hier als Vorreiter und Pionier Innovationen demonstrieren und damit Marktpotential erschließen. In der Umweltvorsorge mit Invention und Innovation an der Spitze zu stehen und hier ebenfalls auf Kreativität und Perspektive zu setzen, trägt zur Schaffung weltweit neuer Märkte für neue Produkte und Verfahren bei und gibt uns frühen Zugang.

Um nicht in "end-of-the pipe"-Technologie zu verharren, sondern verfahrensintegrierte, erheblichen Stoffeinsatz vermeidende, energiesparende und umweltschonende Produktionsweisen zu gewährleisten, bedarf es einer geeigneten staatlichen Steuer-, Finanz- und Strukturpolitik, die dafür sorgt, daß Präventivwirkungen in Wirtschaftsstruktur, Produktionsverfahren und betrieblicher Entsorgung entstehen sowie technische und planerische Maßnahmen das natürliche Entsorgungspotential wieder erhöhen. Vorbildliche Lösungen hier schaffen zugleich Absatzpotentiale andernorts, neue Produkte und Verfahren, die Beschäftigung bringen oder sichern.

Das die Anforderungen der Regionalpolitik überlagernde Spannungsverhältnis zwischen Ökologie und Ökonomie ist nicht mit einfachen Mitteln aufzulösen. Die zu berücksichtigenden naturwissenschaftlichen, technischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Zusammenhänge sind einfach zu komplex. Bedauerlicherweise werden die dort angelegten Probleme mit all ihren Interdependenzen und Wechselwirkungen vorwiegend fachspezifisch erforscht, in Wirtschaft und Gesellschaft partikulär interessengebunden verfolgt und in der Politik zu sehr ressortspezifisch, in Teillösungen, abgedrängt. Hier muß das gesamte Innovationspotential unserer Wissenschaft und Hochschulen, der Industrie, Technik und Qualifikation genutzt werden.

Gegen partikuläre, von Teilinteressen geleitete Problemlösungsperspektiven hat J. Heinz Müller stets gestanden. Er hat sich immer um den Brückenschlag über den fachspezifischen Horizont hinaus bemüht und für eine tiefere Verwurzelung der Ökonomie in ihrer sozialen Verantwortung bei den Menschen, in Staat und Gesellschaft engagiert. Das analytische Vermögen und das scharfe Gewissen des Wissenschaftlers und die Moral des gläubigen Christen ziehen sich wie ein roter Faden durch sein Lebenswerk. Alle, ob Politiker, Wissenschaftler oder Bürger, sollten das Beispielgebende erkennen und achten. Auch die Wirtschaftswissenschaftler und ihre Erkenntnisse leisten eher Beiträge zu einer sozioökonomischen Kunstlehre als zu einer exakten Naturwissenschaft. Sie sind vom Kairos der Situation, von der Intuition des Entscheiders und der nüchternen Analyse des Forschers über die Zusammenhänge und Gesetzmäßigkeiten geprägt. Das vielfältige, reiche Lebenswerk von J. Heinz Müller möge in diesem Sinne fortwirken.

The design of the state of the transport of the state of

the property of the first of th

Hans Maier

In memoriam Max Müller*

Max Müller entbiete ich den letzten Gruß namens der Görres-Gesellschaft und ihres Präsidenten Paul Mikat und zugleich im Namen vieler Schüler und Freunde; denn dieser wache, einfallsreiche, charakterfeste Mann war bis zuletzt mit dem Leben der Wissenschaft und mit vielen Lernenden und Lehrenden in ständiger Präsenz verbunden.

Wir nehmen Abschied von ihm. Es schmerzt uns, daß er nicht mehr leibhaft unter uns ist, daß wir nicht mehr seine Stimme hören – diese eindringliche, gleichmäßige, unablenkbar ihren Gegenstand umkreisende Stimme, die uns in geduldiger Strenge die ersten Begriffe der Philosophie nahebrachte, morgens um acht Uhr in einem Freiburger Hörsaal oder später in München, bei unzähligen Gelegenheiten. Ordnendes Denken wurde fühlbar und hörbar, doch der Redner ging nicht abstrahierend vor, er bewegte sich in der Fülle der Erscheinungen. Ein umfassendes Gedächtnis zog Stoffmassen zusammen, schuf Durchblicke, ließ weg, gliederte – so daß am Ende die historisch wie die systematisch Interessierten auf ihre Kosten kamen. Eben dieses Ineinander, diese Verbindung von Wissen und Denken faszinierte – und daraus erklärt sich die große Wirkung dieses Philosophen auf wenigstens drei Studentengenerationen.

Erfahrung und Geschichte – dieser Orgelpunkt zieht sich durch das Denken Max Müllers hindurch. Nicht ein zeitlos gültiges System auf die Gegenwart "anzuwenden" oder gar durch sie "hindurchzuretten" war sein Bemühen, sondern im Gegenteil die Spannung von Metaphysik und Geschichte auszutragen, beide zu einer Begegnung zu führen. Das Alte Wahre sollte nicht einfach repetiert, es sollte wieder-geholt, fruchtbar gemacht, in die Gegenwart hineingestellt werden. Der Philosoph, indem er die Tradition des Denkens für einen neuen Anfang offenhielt, sollte zugleich tätig sein in seiner Gegenwart. Daraus ergab sich eine eigentümliche Verbindung des Theoretischen

^{*)} Worte zum Gedenken an Max Müller, vorgetragen beim Trauergottesdienst in der Universitätskirche Freiburg am 24.10.1994

und des Praktischen; sie hat Max Müllers Werk vom ersten bis zum letzten Augenblick geprägt.

Vieles erklärt sich aus diesem Ansatz: Müllers frühes Interesse am geselligen, sozialen, auch am bündischen Leben, seine Fähigkeit, Freunde an sich zu ziehen, Menschen zu führen, sozialen Einfluß zu gewinnen, seine durch und durch politische Natur. Er stand den Geschwistern Scholl nahe, er hat nach dem Krieg die CDU in Baden mit aufgebaut, er war Stadtrat in Freiburg, er hat die baden-württembergische Union kulturpolitisch beraten, und die Zahl älterer und jüngerer Politiker in der Bundesrepublik, die ihm verpflichtet sind, ist groß. Doch hat er nie eine politische Karriere angestrebt. Er hat immer gewußt, daß er für das Maß an Selbstverleugnung, das die heutige Öffentlichkeit Amtsträgern abverlangt, eine zu direkte Art, eine zu stürmische Ehrlichkeit mitgebracht hätte. Der Kragen wäre ihm einfach zu oft geplatzt. So ist er nicht Politiker geworden. Immer aber hat er auf das Geflecht, in dem sich politische Ideen, Praktiken und sogar Laufbahnen bilden, großen Einfluß ausgeübt.

Eine solche Existenz hat ihre Wurzeln, sie gedeiht nicht im leeren Raum. Das Elternhaus ist hier zu nennen im mittelbadischen Offenburg, die Schul- und Studienfreunde, Quickborn und Neudeutschland, die Städte Berlin, Freiburg, Löwen, Paris und München, und endlich die Lehrer: Meinecke, Gilson, Maritain, Honecker, Heidegger, Guardini. Nicht zu reden von den vielen Weggenossen, mit denen Max Müller damals aufbrach zu einem Denkweg, der durch die Begegnung mit Heidegger und gleichzeitig durch ein neues Eindringen in Thomas bestimmt war. Aber auch Dinge wie die Pfalztage des ND sind hier zu erwähnen, das Willi-Graf-Studentenheim in München, der Professorenkreis der Sabbatina – alles überwölbt vom gastfreundlichen Haus, der Familie, der treuen und hilfreichen Gattin, der er so viel verdankte und die er in den letzten Jahren so sehr vermißte.

Der Philosoph – auch der christliche und gerade er – zehrt nicht einfach vom immerwährenden Vorrat unveränderlicher Traditionen. Er muß diese Traditionen lebendig machen: Das Alte Wahre, faß es an. Er darf, biblisch gesprochen, den Schatz nicht im Acker vergraben. Er muß mit dem anvertrauten Pfund wuchern. Und dazu braucht er beides: Treue und Phantasie, Beständigkeit und "produktive Imagination".

Max Müller hat diese Fähigkeiten in einem langen Leben immer wieder bezeugt und bewährt. So war er nicht nur gegenwärtig im Denken, im philosophischen Diskurs der Gegenwart, er hat auch in die Breite des sozialen und politischen Lebens hineingewirkt. Er hat viele Menschen zu einem denkenden Umgang mit der Praxis, zu einem geistgeleiteten Handeln bestimmt – weit über das philosophische Seminar hinaus; er hat sie befähigt, nicht nur philosophisch zu denken, sondern philosophisch zu leben. Solche Fähigkeit ist selten. Wir, die wir hier versammelt sind, haben sie als Lebensmacht erfahren. Dafür danken wir ihm.

and the firm of the property of the bill at a property of the property of the

The Principles of the hole of the control of the later of the control of the later of the later

Many 2.16 Let Petrodiero I chielescen in meen lungon Leben lungar within bespronned Leveller. So wir te nicht ner von make im Drahen, im pinkle mehr him Drahen, im Gepann na. er be auch en nic Branco de Constantin und

Zweiter Teil

Generalversammlung in Bamberg

24.-28. September 1994

Zum vierten Mal nach 1893, 1962 und 1978 hatte sich die Görres-Gesellschaft das fränkische Bamberg zum Versammlungsort erwählt. Die alte Bischofsund junge Universitätsstadt verfehlte auch diesmal nicht ihre Anziehungskraft auf eine große Zahl von Mitgliedern und Gästen und bot bei strahlendem Spätsommerwetter der Tagung einen stilvollen und anregenden Rahmen.

Bereits am Vorabend der Eröffnung hielt Professor Dr. Johann Michael Fritz (Heidelberg), der neue Leiter der Sektion für Kunstgeschichte, einen ersten öffentlichen Vortrag, der unter dem Titel "Anfang vom Ende? Der schleichende Untergang der ererbten Ornamenta Ecclesiae" mit kritischen und warnenden Worten auf den anhaltenden Verfall historischer Werke christlicher Kunst hinwies. Am Sonntagmorgen zelebrierte sodann, bei Vakanz des erzbischöflichen Stuhls in Bamberg, Pater Professor Dr. Quintin Aldea Vaquero SJ (Madrid), der Träger des Ehrenrings 1994 der Gesellschaft, das Festhochamt im Hohen Dom. In seiner Predigt legte Professor Dr. Ludger Honnefelder (Bonn), der stellvertretende Generalsekretär der Gesellschaft, die Tageslesung aus dem Buch Numeri als Mahnung zur Unterscheidung der Geister aus und betonte die Unverfügbarkeit des Geistes Gottes. Den anschließenden Festakt im Hegelsaal der neuen Bamberger Konzert- und Kongreßhalle eröffnete der Präsident der Gesellschaft, Professor Dr. Dr.h.c.mult. Paul Mikat, mit einer Begrüßung der zahlreich erschienenen Ehrengäste und gab dabei einen Überblick der Aktivitäten der Gesellschaft. Nach Grußworten des Oberbürgermeisters der Stadt, Herbert Lauer, und des Rektors der gastgebenden Otto-Friedrich-Universität, Professor Dr. Alfred Hierold, wurde der Ehrenring der Gesellschaft dem spanischen Kirchenhistoriker Pater Professor Dr. Quintin Aldea Vaquero SJ verliehen, dessen wissenschaftliches Lebenswerk und Verdienste um die deutsch-spanischen Kulturbeziehungen Professor Dr. Odilo Engels (Köln) in seiner Laudatio würdigte. Danach hielt Professor Dr. Walter Schmitt Glaeser (Bayreuth), der Präsident des Bayerischen Senats, den Festvortrag zu dem aktuellen Thema

"Über Ursachen politisch motivierter Privatgewalt und ihre Bekämpfung". Darin appellierte er am Schluß an jeden einzelnen, für die Unbedingtheit der Gewaltablehnung und den Respekt vor den legitimen Institutionen einzutreten. Musikalisch umrahmt wurde der Festakt vom Kammerorchester der Universität Bamberg.

In einem öffentlichen Vortrag am Sonntagnachmittag präsentierte Professor Dr. Ludwig Feinendegen (Jülich) "Molekulare Schicksale in Bildern aus dem menschlichen Körper – eine neue diagnostische Dimension" und vermittelte einen anschaulichen Einblick in die Fortschritte der Nuklearmedizin. Der Tag fand traditionsgemäß seinen Ausklang mit dem Treffen der Sektionen in verschiedenen Bamberger Gaststätten.

Am Montag, der mit einem Requiem für die verstorbenen Mitglieder der Gesellschaft in der Englischen Institutskirche am Heumarkt begann, sowie am Dienstagvormittag wurden in 15 Sektionen rund 70 Referate vorgetragen und diskutiert, über die gesondert berichtet wird. In weiteren öffentlichen Vorträgen sprach montags Professor Dr. Franz H. Link (Freiburg) zum Thema "Der Essay als Denkversuch von Montaigne bis zur Postmoderne", zugleich als Hommage an den Philosophen Max Müller, während dienstags Dr. Franz Schüppen (Herne) "Westfälische Poesie als europäische Geschichte" zum Motto einer Erinnerung an Friedrich Wilhelm Weber (1813–1894), den Dichter des Versepos "Dreizehnlinden", nahm. Am Montagabend gab der Oberbürgermeister von Bamberg im Foyer der Konzertund Kongreßhalle einen Empfang für die Tagungsteilnehmer.

In der Beiratssitzung und der Mitgliederversammlung wurde über den Fortgang der wissenschaftlichen Arbeiten, insbesondere den Stand der Vorbereitungen für das Lexikon der Bioethik, berichtet. In den Beirat wurden 17 neue Mitglieder gewählt.

Die nächste Generalversammlung ist für die Zeit vom 23. bis 27. September 1995 in Dresden geplant.

Rudolf Schieffer

Ludger Honnefelder

"Wenn nur der Herr seinen Geist auf sie alle legte"

Ansprache bei der Eucharistiefeier anläßlich der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft 1994 im Bamberger Dom

Verehrte Gemeinde!

"Wenn nur der Herr seinen Geist auf sie alle legte" – so haben wir am Ende der Lesung aus dem Buch Numeri gehört. Als der Geist Gottes sich nicht nur auf die 70 Erwählten legte, sondern zum Befremden aller auf andere, die nicht zu den Erwählten zählten, lautete die prophetische Antwort: "... wenn nur der Herr seinen Geist auf sie alle legte!" Was hier Mose als Antwort auf Gottes Tat in den Mund gelegt wird, erscheint in Joel 3, 1 als Verheißung und wird in der sogenannten Pfingstpredigt des Petrus (Apg 2, 16 f) als das Ereignis proklamiert, das "jetzt" begonnen hat: "Ich werde meinen Geist ausgießen über alles Fleisch."

"... wenn nur der Herr seinen Geist auf sie alle legte!" – Was heißt es, vor so vielen Frauen und Männern des Geistes über den Geist zu sprechen, wenn ausgerechnet der Geist nur den prophetisch Beschenkten zukommt? Wir sind es so sehr gewöhnt, daß Predigen zu einem Gottesdienst gehört, daß wir vergessen haben, daß Predigen zu Gottes Wort eigentlich nur den prophetisch Beschenkten zusteht. Lassen Sie uns dennoch hier und jetzt die Frage stellen: Welcher Geist ist gemeint, von dem hier gesprochen wird. Welcher ist denn der Geist des Herrn?

Die Frage scheint so schwierig und rätselvoll wie die Frage nach der Bedeutung des Reiters, vor dem die Besucher des Bamberger Doms seit Jahrhunderten ebenso bewundernd wie ratlos stehen. Wen stellt er eigentlich dar: einen biblischen oder einen der historischen Könige, etwa einen, der von diesem Berg aus einmal das Reich regiert hat? Meint er den zweiten Friedrich oder den später stets angenommenen König Stephan von Ungarn oder einen der sogenannten Könige aus dem Morgenland? Für welche Idee oder für was steht er: für die weltliche oder die geistliche Herrschaft, für den Westen oder den Osten, für Jerusalem, Rom oder Byzanz? Und was kann er uns sagen?

Uns, die die ursprüngliche Konzeption nicht mehr kennen, uns – den vom vorerst letzten der totalitären Träume gerade Befreiten, für die die großen historischen Ausgriffe und Ansprüche alt und zweideutig geworden sind? Fragen, nichts als Fragen, wie die, welcher Geist gemeint ist.

I.

Gibt es denn überhaupt noch einen Geist, dem zu trauen ist und auf den wir warten und hoffen dürfen? Nichts muß doch als so diskreditiert betrachtet werden wie der Geist, auf den sich der Mensch beruft, und zwar umso mehr – so scheint es – je mehr der Mensch dabei die heilige Herkunft dieses Geistes, den Ursprung von oben und die Totalität seines Anspruchs beschwört. Sind es nicht gerade die Heilsbotschaften gewesen, die den Menschen immer wieder ins Unheil geführt haben? Was ist nicht alles innerhalb und außerhalb der Religionen im Namen eines heiligen Geistes geschehen: Intoleranz jeder Form, Ketzerverfolgungen und Hexenprozesse, heilige Kriege und ganze Genozide. Gibt es ein Unrecht oder eine Greueltat, die nicht in seinem Namen begangen worden wäre? Und geschieht nicht im Augenblick weltweit wieder das größte Unrecht im Namen des wahren Gottes, der richtigen Religion oder eines heiligen, von oben gegebenen Geistes?

Wenn es einen Geist gegeben hat, der vor dem Ungeist heiligen Geistes bewahrt hat, so werden die Wissenschaftler entgegnen, dann der Geist der Vernunft, der Wissenschaft und der mit ihr verbundenen Aufklärung. Erst die Vernunft hat doch dem schwärmerischen Ausgriff Grenzen auferlegt. Denn wo Vernunft am Werk ist, werden die Grenzen der menschlichen Erkenntnis sichtbar, können die falschen Prämissen aufgedeckt, die Geschichtslegenden entlarvt und die ideologischen Behauptungen destruiert werden. Sind es nicht die Wissenschaften in ihren verschiedenen Formen gewesen, die den Menschen in die Lage versetzt haben, sich selbst in die Karten zu gucken, die geheimen Motive und Mechanismen seiner Machtansprüche aufzudecken und so den totalitären Charakter seiner schwärmerischen Ausgriffe zu entlarven? Ist der Mythos nicht eigentlich erst durch den Logos human geworden? Der einzige Geist, der den Menschen freisetzt, so scheint es, ist der, der Einsicht bringt, indem er Grenzen zieht, der Schritt für Schritt tun läßt, weil er den Menschen auf seine Endlichkeit verweist, und der Zusammenleben lehrt, weil er totalitäre Ansprüche abwehrt. Und dieser Geist ist von nichts anderem zu erwarten als von Vernunft und Wissenschaft.

Spätestens hier aber wird das Plädoyer für den Geist des Menschen und die Humanität seiner Vernunft enden müssen. Denn gibt es nicht die 'Dialektik der Vernunft'? Wissen wir nicht längst, wie beliebig verfügbar und instrumentalisierbar wissenschaftliche Vernunft ist? Wir kennen doch die Versuchungen der planenden Vernunft und den Schrecken ihrer Zukunftsvisionen vom Sonnenstaat bis zur Brave new world und zum Ciba-Symposium der 60er Jahre? Haben sich nicht die Totalisierungen der großen abstrakten Ideen in ihren Folgen als noch unmenschlicher erwiesen als die des schwärmerischen Geistes? Wer bewahrt denn den Menschen vor der Inhumanität der Folgen wissenschaftlich forschender und planender Vernunft?

Was die großen Ausgriffe des religiösen wie des wissenschaftlichen Geistes inhuman hat werden lassen, so belehrt uns die jüngste Stimme, ist ihr Anspruch auf Universalität und Wahrheit. Möglich und human ist allein die Vielheit, die sich füreinander öffnet und miteinander Mischungen eingeht, weil sie endlich die Frage nach dem universalen Sinn aufgibt und auf den Anspruch auf Wahrheit verzichtet.

Doch diese Antwort fasziniert im gleichen Maß, wie sie im Stich läßt. Von der Frage, ob sie mehr ist als ästhetischer Schein ganz abgesehen, stellen sich weitere Fragen: Kann eine Menschheit, die mehr denn je zur Einheit gezwungen ist, überleben mit einem Konzept beliebiger Vielheit? Wird der einzelne Mensch seine Identität gewinnen können diesseits des Bezugs auf Sinn und Wahrheit?

III.

Die Frage nach dem Geist führt offensichtlich in ein Kaleidoskop der Ratlosigkeiten. Aber war das je anders? Befinden wir uns in einer anderen Lage als die Israeliten, wie sie das Buch Numeri beschreibt – zwischen einem Ägypten, das die Israeliten erdrückt, der Wüste, die sie verhungern läßt, und der Weisung eines Mose, die sie nicht verstehen? "... wenn nur der Herr seinen Geist auf sie alle legte!" Was ist das nicht Diskreditierte an diesem Wort, was gibt ihm denn seine eigentliche Bedeutung?

Folgt man dem Wortlaut, so fällt als erstes auf, daß in dem Text für den vom Herrn erwarteten Geist dasselbe hebräische Wort "ruach" gebraucht wird wie im Buch Genesis, wenn es von Gottes lebenspendendem Geist sagt, er sei vor aller Schöpfung "über den Wassern" (Gn 1, 2) gewesen. Die gleiche schöpferische Macht, aus der alles kommt, wird alles wieder zusammenführen. Und dieser lebens- und geschichtsmächtige Geist lenkt nicht wie eine mechanische Macht von außen, sondern wie ein "Lebensatem" (Gn 7, 22) von innen. Es ist Gottes Atem, der den Menschen zu einem "neuen Geschöpf" (2 Kor 5, 17) macht, sein steinernes Herz in ein "neues Herz" verwandelt, ein Herz, das ihn aus einem "neuen Geist" (Ez 11, 19 ff; 36, 26 ff.) leben läßt: Verheißung und Zusage zugleich.

So wenig, wie sich der Mensch das Leben geben kann, so wenig kann sich der Mensch selbst diesen Geist geben, der ihn zu neuem Leben erweckt. Es ist – so macht der Text als zweites deutlich – der Geist "des Herrn", und dieser Herr ist hier nicht die Erfindung des Menschen. Der Weg, auf dem das Volk Israel ihn als seinen Herrn entdeckt hatte, ist im wahrsten Sinn ein Weg der Enttäuschung gewesen. Alle Bilder, die es sich von seinem Gott gemacht hatte, wurden ihm genommen, alle Wünsche und Machtträume, die es mit ihm verbunden hatte, zerschlagen. Was übrig blieb, war ein Gott, der sich nicht vom Menschen in Besitz nehmen ließ, sondern der den Menschen in Besitz nahm und ihn über sich hinausführte. Ein Gott, der sich für Abgrenzungen nicht eignete, weil er sich als der Gott des Ganzen erwies, einer, mit dem sich nicht Macht und Anspruch begründen ließen, weil er die Menschen in seinen alle und alles umfassenden Anspruch nahm.

Deshalb mußte Mose lernen, so gibt der Text als drittes zu erkennen, daß der Geist nicht nur für wenige Auserwählte oder für die herrschende Klasse oder eine Elite von Experten vorgesehen war, sondern für alle erbeten werden mußte. Weil dieser Gott alle meint, muß sein Geist am Ende seines Werkes alle erfassen. Weil nichts aus seinem Blick entlassen ist, kann das Ende nicht Ausgrenzung, sondern nur Versöhnung sein, nicht Fortsetzung des Alten, sondern Beginn eines Neuen, das von der schöpferischen Macht seines Geistes erwartet werden muß.

Was die prophetische Bitte und Vision des Mose vor dem Mißbrauch bewahrt und der Diskreditierung entzieht, ist die wechselseitige Interpretation dieser drei Momente. Nur wenn wir den Geist von einem Gott erwarten, der größer zu denken ist als alle unsere Bilder und Begriffe, werden wir nicht unseren Projektionen erliegen und unseren Geist für den seinen halten. Nur wenn wir nicht vergessen, daß sein Geist alle meint, werden wir davor bewahrt bleiben, unsere Gedanken von seinem kommenden Reich an die Stelle der seinen zu setzen. Und nur wenn wir begreifen, daß sein Geist Leben ist, wird unser Werk in seinem Geist die Kräfte des Menschen freisetzen und nicht lähmen.

Wie der Weg der Israeliten zeigt, kann die Erwartung seines Geistes auf zwei Weisen zusammenbrechen: in der Form der Empörung oder in der der Resignation. Der eine Weg führt ihn in die falsche, die todbringende Richtung, der andere läßt schon jetzt, mitten in der Wüste, verhungern. Beide Formen haben ihre geheime Wurzel in der Verzweiflung – in der Verzweiflung, die nichts mehr erwarten läßt, oder der Verzweiflung, die alles nur mehr von sich selbst erwartet. Der Verrat des Geistes beginnt mit der offenen oder versteckten Preisgabe der Erwartung seines Geistes.

IV.

Nimmt es eigentlich Wunder, daß wir uns mit der Deutung des geheimnisvollen Reiters am Eingang des Bamberger Domes schwertun? Was die rätselvolle Gestalt darstellt, ist nämlich – so verraten es die Quellen – der Endzeitkaiser, der der Vollendung der Geschichte vorhergeht. Nicht der Messias und nicht der Antichrist, steht er mitten im Jetzt, aber den Blick nach vorn gewandt. Und wenn wir näher zusehen, dann ist es dieser Blick nach schräg vorn, der ihn aufrecht hält, ihm die versammelte Kraft verleiht und ihn seinem Ziel entgegenreiten läßt. Was in diesem waffenlosen Reiter dargestellt wird, ist nicht der blinde Funktionär einer fremden Idee und kein die eigene Idee repräsentierender Diktator, nicht einer, der sich selbst zur Schau stellt, sondern der unterwegs ist im Dienst an einem anderen. Und es ist offensichtlich das Ziel, das ihn fest im Sattel sitzen und unbeirrt seinen Weg nehmen läßt, einer, der ganz und gar präsent zu sein vermag, weil er der Verheißung traut und sein Blick über das Hier und Jetzt hinausgeht: Ausdruck für den Geist der Versöhnung und des Friedens.

Was bewahrt den Geist vor der Diskreditierung – so hatten wir am Anfang gefragt. Es ist die Erwartung seines Geistes – so erfahren wir am Schluß. Wenn doch der Herr seinen Geist auf uns alle legte – unverfügbar für uns, immer Leben gewährend, Hoffnung verheißend, wann und wo immer er weht!

Eröffnungsansprache des Präsidenten der Görres-Gesellschaft Professor Dr.Dr.h.c.mult. Paul Mikat auf der Generalversammlung in Bamberg am 25. September 1994

Zum vierten Male in ihrer schon 118jährigen Geschichte hält die Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft eine Generalversammlung in Bamberg ab.

1893, 1962, 1978 und jetzt also 1994 in der altehrwürdigen Bischofsstadt und jungen Universitätsstadt. Die früheren Bamberger Generalversammlungen wurden am Vorabend eingeleitet durch einen Vortrag, der in Bamberg und seine reiche Geschichte einführte, so 1978 durch Wolfgang Braunfels und 1962 durch Otto Mayer. Thematisieren wir zum Auftakt in diesem Jahre nicht eigens Geschichte oder Kunst der uns aufnehmenden Stadt, so mag man das in Bamberg als Zeichen besonders feinsinnig und dezent zum Ausdruck gebrachter Wertschätzung deuten: es bedarf für die Mitglieder der Görres-Gesellschaft, die nach Bamberg kamen, keiner "Einführung", und – von Ausnahmen einmal abgesehen – die Begegnung mit Bamberg ist ein Wiedersehen, eine Wiederbegegnung.

Das schließt die Feststellung lebendiger Entwicklung nicht aus, für uns vor allem im Bereich der wachsenden Universität, und den Lehrenden und Lernenden der Bamberger Alma Mater gilt mein erster Gruß, voran Magnifizenz Prof. Hierold und den Herren Professoren Faber, Guth und Reinecker, denen wir dafür danken, daß sie als Ortsausschuß unserer Generalversammlung die Last der Vorbereitungen trugen.

1893 hatte der Erzbischof die Görres-Gesellschaft eingeladen, der erste Präsident, Freiherr von Hertling, hielt damals seine aufsehenerregende Rede über die Aufgaben der katholischen Wissenschaft und die Stellung der katholischen Gelehrten in der Gegenwart, eine Rede von großer Wirkung, die wir in unserem Kreis im vergangenen Jahr in Mannheim nach 100 Jahren eigens würdigen konnten. Die Einladungen zu den Bamberger Generalversammlungen 1962 und 1978 verdanken wir dem damaligen Oberbürgermeister Herrn Dr. Theodor Mathieu, den ich heute als Altoberbürgermeister mit großer Herzlichkeit begrüßen darf, und nicht minder herzlich begrüße ich den Freund aus Bonner Tagen Herrn Altoberbürgermeister Dr. Paul Röhner und

das amtierende Oberhaupt der Stadt Bamberg Herrn Oberbürgermeister Herbert Lauer und mit ihm die Damen und Herren des Stadtrates und der Stadtverwaltung, der Schulen, Behörden und Banken, der Justiz und der Industrie, ein weiter Kreis, der in seiner Vielfalt die öffentlichen und gesellschaftlichen Kräfte einer Stadt spiegelt, der als Weltkulturstadt Tradition und Fortschritt gleichermaßen als Aufgabe zugewiesen sind. Bamberg – fränkische Stadt in Bayern: zwei Namen mögen heute dafür stehen: der Regierungspräsident von Oberfranken, Herr Dr. Haniel und der Präsident des Bayerischen Senats, Herr Professor Dr. Schmitt Glaeser. Beiden gilt unser Dank für ihr Kommen, ein Dank, der doppelt ausgebracht sei Herrn Schmitt Glaeser, der uns heute die Festrede "Über Ursachen politisch motivierter Privatgewalt und ihre Bekämpfung" schenkt.

Regelmäßig tagte Jahr für Jahr die Görres-Gesellschaft am ersten Sonntag im Oktober, so zuletzt noch in Mannheim 1993 am 3. Oktober, dem Tag der Deutschen Einheit. Um Kollisionen mit diesem wichtigen Dank- und Gedenktag zu vermeiden, wurde dann der Rhythmus leicht geändert, vorverlegt, und so gehen wir davon aus, daß wir in den nächsten hundert Jahren die Generalversammlungen regelmäßig mit dem letzten Wochenende im September beginnen. Ganz ohne Kollisionen wird es dabei auch nicht gehen, so in diesem Jahr heute die mit der Landtagswahl im Freistaat Bayern. Daß Herr Philipp Vollkommer, Mitglied des Landtages, und Herr Landrat Otto Neukum, Mitglied des Bayerischen Senates, nach sicherlich schweren wahlkampfreichen Wochen zu uns gefunden haben, dafür danken wir, und was die Wahl angeht: alles Gute und Gottes Segen dem Land Bayern.

Zur Standortbestimmung der Görres-Gesellschaft, zu ihrem Gesicht und ihrer Unverwechselbarkeit, gehört, daß sie ihre Generalversammlungen nicht nur mit einem Festakt, sondern mit einer vorangehenden Eucharistiefeier eröffnet, daß sie auch und gerade als wissenschaftliche Gesellschaft sich verpflichtet weiß Gottes bleibendem Wort. Die Eucharistiefeier zelebrierte heute früh Pater Quintin Aldea Vaquero aus Madrid, den ich herzlich in unserer Mitte grüße. 1978 erhielt der große Bonner Kirchenhistoriker Hubert Jedin in Bamberg die höchste Auszeichnung der Görres-Gesellschaft, den Ehrenring, heute ist es wiederum ein bedeutender Historiker, Quintin Aldea, der diese Auszeichnung in Bamberg erhält. Der Laudatio von Herrn Professor Engels sei nicht vorgegriffen, nur soviel sei mir gestattet vorauseilend hinzuzufügen: ich freue mich ganz besonders, den Ehrenring einem spanischen Gelehrten anstecken zu dürfen, der für die Beziehungen unserer Völker und Länder unermüdlich gearbeitet hat und noch arbeitet, einem Manne, der mir zum Freunde wurde, dem ich viel zu danken habe.

Mit Pater Aldea begrüße ich seine Schwester und begrüße ich alle Gäste von ausländischen und deutschen Universitäten. Früher war es üblich und lag es nahe, die Gäste aus dem "Ostblock", die zu uns kommen konnten, besonders zu begrüßen. Natürlich sind sie uns jetzt, da die Mauern und Drahtverhaue gefallen, nicht minder herzlich willkommen in unserem Kreise, sie sind nun, auch was die Begrüßung angeht, eingebunden in die "Normalität" und so denn noch einmal: Gruß und Dank allen, die zu uns kamen.

1978 wurden die festlichen Veranstaltungen am Sonntag eingeleitet durch ein Pontifikalamt im Kaiserdom, das Erzbischof Dr. Kredel in Konzelebration mit Mitgliedern unserer Sozietät feierte. Ihm gelten in dieser Stunde unsere guten Wünsche und unser Dank für das Wohlwollen, das er unserer Gesellschaft stets erwies. Das Erzbistum Bamberg vertritt unter uns Herr Generalvikar Prälat Albracht, der herzliche Gruß an ihn sei mit vielen guten Wünschen für die Diözese verbunden, und in gleicher Herzlichkeit begrüße ich unter uns die Vertreter der evangelischen Kirche.

Vergleicht man die bisherigen Bamberger Generalversammlungen, so fällt auf, daß auf keiner Bamberger Generalversammlung grundlegende oder weitreichende Beschlüsse gefaßt wurden, und auch für 1994 gilt nichts anderes. Daß das kein Zeichen des Stillstandes ist, zeigt ein Blick in die Jahres- und Tagungsberichte. Die Zahl der Sektionen wuchs an, nichts anderes gilt für die Publikationen, und die großen wissenschaftlichen Unternehmungen der Gesellschaft, so jetzt nach dem Staatslexikon das Lexikon für Bioethik, nehmen den geplanten, also einen guten Verlauf. Die Görres-Gesellschaft hat sich nie durch Hektik, wohl aber auch Stetigkeit ausgezeichnet, sie hat sich stets davor gehütet, sich "zu übernehmen", sie hat ihre Kräfte weder überschätzt noch unterschätzt, das verlieh ihrer Arbeit seit den Tagen der Gründung letztlich auch den Erfolg. Der Jahres- und Tagungsbericht, seine Geschichte könnte unter dem Titel stehen "Vom schmalen Bändchen zum stattlichen Band", zeigt Schwerpunkt und Breite unserer Arbeit, zeigt auch, daß es längst nicht mehr möglich ist, in einem Eröffnungswort gerecht würdigend darauf einzugehen. So darf ich auf die Lektüre empfehlend hinweisen, auch die Vertreter der Presse, die zu uns gekommen sind, und denen ich danke für ihre Begleitung.

Unsere Arbeit wäre nicht möglich ohne den ehrenamtlichen Einsatz vieler in der Gesellschaft, aber auch nicht ohne öffentliche und private Förderer. Es mindert den Dank an alle nicht, wenn ich stellvertretend nur nennen kann den Präsidenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Herrn Professor, Dr. Wolfgang Frühwald und mit ihm von der DFG Frau Dr. Dagmar Dahs-

Odenthal und von der Deutschen Bischofskonferenz Herrn Dr. Rainer Ilgner. Nenne ich aber den Namen Wolfgang Frühwald, so geht mir schon die nächste Generalversammlung 1995 durch den Kopf, er wird dann in Dresden die Festansprache zur Eröffnung halten, und eingeladen an die Elbe sind Sie alle.

Nun gilt es, den aus Gruß und Dank geflochtenen Kranz zu schließen, zu schließen mit dem Dank an das Kammerorchester der Otto-Friedrich-Universität Bamberg unter der Leitung von Herrn Michael Goldbach, der mit seinen Musikern uns die Stunde verschönt, und zu schließen mit dem Gruß an die Ehrenringträger der Jahre 1992 und 1993, Hermann Krings und Peter Eppenich. Die Namen Krings und Eppenich stehen nicht nur für selbstlosen Dienst an und in unserer Gesellschaft. Der Philosoph und der Verwalter, beide verkörpern auf ihre Weise Anspruch und Legitimation, beiden verdanken wir eine Geltung, die als stets gestellte Aufgabe verpflichtend gestellt bleibt.

Odilo Engels

Laudatio anläßlich der Verleihung des Ehrenringes der Görres-Gesellschaft an Quintín Aldea

Quintín Aldea Vaquero wurde 1920 in Gema unweit von Zamora geboren. 1937 trat er der Gesellschaft Jesu bei, und zwar in Belgien, weil die Jesuiten wegen ihres speziellen Gehorsams dem Papst gegenüber in der spanischen Republik kein Bleiberecht besaßen, aber auch, weil sich ohnehin ein Priester im republikanischen Teil Spaniens nur unter höchster Lebensgefahr aufhalten konnte.

Die letzte Phase des Bürgerkrieges erlebte Aldea als Soldat, schloß daran ein vierjähriges humanistisches Studium in Salamanca an, dem drei Jahre philosophisches und theologisches Studium an der Ordenshochschule in Oña und in Dublin folgten. Ein weiteres Jahr verbrachte er an der Sorbonne und in München, wo sein Lehrer vor allem Franz Schnabel war. An der Gregoriana in Rom schloß er seine Ausbildung ab; er erwarb den Titel eines Licentiaten und wurde zum Doktor der Theologie, speziell im Fach Kirchengeschichte, promoviert. Um den staatlichen Anforderungen für eine Berufsausübung in Spanien zu entsprechen, wiederholte er 1961 beide Examina an der Universidad Complutense in Madrid.

Umfassend und an Stätten von europäischem Rang war Quintín Aldea auf sein Forschungsfeld vorbereitet worden, das sich wie ein roter Faden durch sein weiteres Leben zieht. Es ist die Zeit der spanischen Habsburger des 17. Jahrhunderts, eine Epoche des politischen und wirtschaftlichen Niedergangs, aber auch der kulturellen, vor allem literarischen Blüte. Es kennzeichnet das aufmerksame Auge Pater Aldeas, schon in den fünfziger Jahren den Informationswert der Instruktionen an die spanischen Botschafter der Jahre 1631–1643 in Rom und umgekehrt der Instruktionen an den Apostolischen Nuntius in Madrid von 1624–1632 erkannt zu haben. Umfangreiche und publizierte Studien darüber führten 1961 zur Monographie "Iglesia y Estado en la España del Siglo XVII". Damit war ein Fundament und Ausgangspunkt für das weitere Lebenswerk gelegt. Pater Aldea hatte in seinem Buch über das Verhältnis von Staat und Kirche in Spanien auch die breit angelegte Kritik des Juan Saavedra an den Mißbräuchen der Römischen Kurie und der

Nuntiatur in Madrid ediert. Dieser Kleriker aus Murcia, der über die niederen Weihen nicht hinausgekommen ist, aber als Beauftragter des spanischen Königs in Rom, in Neapel, in Sizilien, am Hof des bayerischen Herzogs, in Regensburg und auf dem Westfälischen Friedenskongreß in Münster über 35 Jahre tätig war, weckte das besondere Interesse Aldeas. Es ist nicht die literarische Bedeutung Saavedras Fajardo, die schon von den Romanisten Ludwig Pfandl und Karl Vossler herausgestellt wurde, sondern seine Tätigkeit als Sekretär, über dessen Schreibtisch die gesamte Korrespondenz von und zum spanischen Hof lief. Sie ist es, die dem Historiker tiefe Einblicke in die tatsächliche Funktionsfähigkeit von Behörden und in das wirkliche Denken maßgebender Politiker gewährt. Wer sich je der Mühe des Edierens von Quellen unterzogen hat, kann die entsagungsvolle Arbeit ermessen, die - es ist Aldeas Hauptwerk – eine zehnbändige Publikation der Briefe mit kritischem Kommentar, mit historischer Einleitung usw. erfordert. Für die Forschung über eine europäische Macht, deren Hegemonie dem Ende entgegenging, aber auch für die Kenntnis der Verhandlungspartner auf der anderen Seite ist eine so aufbereitete Quellensammlung von höchstem Wert. Pater Aldea ist es auf diese Weise gelungen, nicht das äußerliche Bild eines Verfalls wiederholt, sondern die positiven Seiten eines Eigenwertes auch dieser Epoche herausgearbeitet zu haben.

Quintín Aldea hatte eine Professur für Kirchengeschichte an der von der Gesellschaft Jesu getragenen Universität Comillas in der Provinz Santander, an der Gregoriana in Rom und an der Complutense in Madrid inne. Für seinen Alltag wichtiger indessen war 1962 sein Eintritt in den "Consejo superior de investigaciones científicas" (in etwa vergleichbar mit der deutschen Max-Planck-Gesellschaft), wo er Vizedirektor und bald Direktor des "Instituto de Enrique Flórez" wurde. Dieses Amt brachte Aufgaben mit sich, die zur Last werden können. Bis in die Mitte der achtziger Jahre leitete er die Zeitschriften Miscelania de Comillas und Hispania Sacra mit zahlreichen eigenen Beiträgen, die keineswegs immer sein engeres Fachgebiet betrafen, aber auch so entscheidende Überlegungen aus seiner Feder enthalten, wie die gerade für die spanische Historie problematische Grenze zwischen Mittelalter und Neuzeit, die Neutralität Papst Urbans VIII. während der wichtigen Jahre 1628–1632 oder über die Religionsfreiheit in den spanischen Verfassungen.

Die unbestritten größte Leistung in diesem Amt stellt das "Diccionario de Historia eclesiástica de España" dar, das vierbändig in den Jahren 1972–1975 erschien und von Aldea als dem Hauptherausgeber maßgeblich geprägt wurde. Für die spanische Kirchengeschichte ist dieses Werk ein Novum; in der formalen Anlage hat das "Dictionnaire d'histoire et de géographie ecclésiastique" zwar Pate gestanden, aber wer weiß, wie lange ein einziger Band dieses französischen Werkes bis zum Ausdruck braucht, muß die Energie und Organisationsfähigkeit der spanischen Leitung bewundern. Dabei ging das Tempo der Fertigstellung nicht auf Kosten der Genauigkeit, sogar dort, wo Aldea, etwa im Bereich der alten und mittelalterlichen Kirchengeschichte, offensichtlich wegen eines fehlenden Autors einspringen mußte. Gerade hier zeigt sich die Strenge seiner Kritik; was Niederschlag einer nur späteren Verehrung war, findet sich als solche auch klar gekennzeichnet, und diese Nachgeschichte liegt nunmehr in einer größeren Vollständigkeit vor, als die üblichen Vorlagen herzugeben vermögen. Es zeigt sich aber auch die breite und solide Kenntnis über das weite Feld der gesamten Kirchengeschichte. Weit über die Grenzen Spaniens hinaus hat die Fachwelt den Wert dieses Nachschlagewerkes erkannt; zwei Supplement-Bände erwiesen sich als wünschenswert, einer davon ist inzwischen erschienen.

Will man wissen, wo Quintín Aldea innerhalb der spanischen Historiker steht, wird man zu seiner Würdigung Claudios Sánchez Albornoz greifen müssen. Er bezeichnet ihn als "Patriarchen" der spanischen Geschichtsschreibung. Wie diesen Minister und Botschafter der zweiten Republik, der nach Buenos Aires ins Exil ging, zeichnet auch Aldea eine bemerkenswerte Quellennähe und Quellentreue aus. Im Zuge der bis über die Mitte unseres Jahrhunderts hinaus andauernden Diskussion zu der Frage, wie es zur spanischen Katastrophe von 1898 kommen konnte, und die alle bis zur Westgotenzeit zurückreichenden Epochen in einen einzigen, ideologisch vorbestimmten Entwurf hineinzuzwängen versuchte, gehört dazu, ebenso wie bei Sanchez Albornoz eine gehörige Portion Skepsis, die zu gründlicher Überlegung nötigt, bevor ein Urteil gefällt wird. Und wenn man sieht, daß in der nahezu alle spanischen Historiker erfassenden Diskussion der aus der Reconquista erwachsene und in der Gegenreformation verfestigte königliche Patronat über die spanische Kirche als die Ursache für die unheilvolle Isolierung Spaniens in der europäischen Geistesgeschichte ausgemacht wurde, dann gehörte Mut dazu, ein solches Thema zu einem bevorzugten Forschungsfeld auszuwählen. Und wie unabhängig Aldea in seinem Urteil ist, sieht man an seinem Beitrag über die Stellung der Religion in den spanischen Verfassungen, wo er zu Schlußfolgerungen kommt, die gewöhnlich nicht erwartet werden.

In einer Charakterisierung sollte nicht der weite Horizont seines Blickfeldes vergessen werden. Er hat ein waches Auge für das, was in der englisch-sprachigen, französisch-sprachigen, italienisch-sprachigen und deutsch-sprachigen historischen Forschung an Tendenzen und Ergebnissen aufscheint bzw.

vorgelegt wird. Das hat ihn stets vor einer Selbstisolierung und vor einer Überschätzung der eigenen Probleme bewahrt, befähigte ihn aber auch zu einer engeren Zusammenarbeit mit auswärtigen, besonders mit deutschen Fachvertretern gleicher Forschungsinteressen, darunter vor allem mit Historikern unserer Gesellschaft. Als Mitdirektor der Forschungsstelle an der Biblioteca Goerres in Madrid ist er seit 1976 darin besonders unserer Gesellschaft verbunden.

Die Görres-Gesellschaft möchte in Pater Quintín Aldea Vaquero einen führenden und erfolgreichen Vertreter der spanischen Geschichtswissenschaft und einen hochverdienten Repräsentanten der spanischen Mitglieder unserer Gesellschaft am heutigen Tage ehren.

Grußtelegramm an den Hl. Vater

SUA SANTITÀ CITTÀ DEL VATICANO

SOCIETAS GOERRESIANA STUDIIS LITTERARUM PROVEHENDIS BAMBERGAE IN SEDE EPISCOPALI AB IMPERATORE HENRICO II. KUNDIGUNDAQUE CONIUGE EIUS SANCTISSIMA CONDITA AD SOLLEMNEM CONVENTUM CELEBRANDUM RITE CONGREGATA BEATISSIMUM PATREM PIA AC FIDELI MENTE CONSALUTAT ROGATQUE UT FILIIS FILIABUSQUE SUIS STUDIISQUE EORUM BENEDICERE DIGNETUR.

PAULUS MIKAT, PRAESES

Antworttelegramm aus Rom

BEATISSIMUS PATER PRAESIDI SODALIBUSQUE GOERRESIA-NAE SOCIETATIS DE OBSERVANTIAE SENSIBUS SIBI SIGNIFICA-TIS GRATES PERSOLVIT ATQUE DIVINUM PRECATUR LARGITO-REM UT EORUM INCEPTA IN BONUM VERTAT DUM APOSTOLI-CAM BENEDICTIONEM LIBENTER TRANSMITTIT

ANGELUS CARDINALIS SODANO SECRETARIUS STATUS

Sektionsberichte

1. Sektion für Philosophie

Auch in diesem Jahr waren wieder Kollegen eingeladen, die aus dem Umkreis ihrer Forschungsarbeiten berichten und den eigenen philosophischen Ansatz zur Diskussion stellen sollten. Es sprachen:

Prof. Dr. Gerold Prauss, Freiburg i. Br.: "Was heißt es, etwas zu behaupten?"

Mit dieser Frage ist ein nicht nur ungelöstes, sondern eigentlich noch gar nicht recht gestelltes Grundproblem bezeichnet. Tritt doch jeder Fall einer Erkenntnis, eines Wissens, einer Wissenschaft grundsätzlich in der Form einer Behauptung auf. Zwar war es Gottlob Frege als der Vater heutiger Formaler Logik wie auch Sprechakttheorie, der erstmals zwischen dem Behaupten und dem Inhalt des Behauptens unterschied, indem er die Behauptung mit der Wort- und Satzfrage verglich. Doch weder die Formale Logik noch die Sprechakttheorie sind seinen Ansätzen bisher gefolgt. So blieben auch die Konsequenzen, die aus Freges Ansätzen zu ziehen und auch philosophisch von Bedeutung sind, bisher verborgen. Ihnen geht der Vortrag nach. Er versucht zu zeigen, daß der Fregesche Vergleich von Frage und Behauptung fehlschlägt. Frege nimmt ihn vor, um seine Unterscheidung zwischen Form und Inhalt der Behauptung zu rechtfertigen. Bereits in der Begriffsschrift, 1879, hatte er dazwischen unterschieden. Nur das Behaupten selbst könne danach als Form einer Behauptung gelten; alles andere dagegen, das Behauptete, müsse zu ihrem Inhalt zählen: also auch all das, was etwa mittels von Junktoren und Quantoren ausgedrückt wird. Dies führt dazu, daß es keine Arten von Behaupten geben könne, die sich denn auch nicht spezifizieren lassen: auch nicht das, was umgangssprachlich als "Bejahen" und "Verneinen" auftritt. Auch die Negation zählt danach nämlich nur zum Inhalt, nicht zur Form einer Behauptung. Und verglichen mit der Frage wird dies unabweisbar. Denn ersichtlich läßt sich ein und derselbe Inhalt ebensogut fragen wie behaupten, was die Satzfrage belegt, wie Frege meint. Dieser Vergleich jedoch ist unstimmig, was sich allein schon daran zeigt, daß Frege nicht auch noch die Wortfrage zu ihm heranziehen kann. Und diese Unstimmigkeit zu berichtigen, kann philosophisch fruchtbar werden: unter anderem für die Einsicht in das Wesen der Behauptung und anhand von ihr in das Verhältnis zwischen Wirklichkeit und Wahrheit, das bis heute noch nicht recht durchschaut ist. Freges ursprüngliche Konzeption führt danach, aber ohne daß er dies bemerkte, zur Erneuerung und weiteren Begründung der Transzendentalphilosophie von Kant.

Priv.-Doz. Dr. Franz Josef Wetz, Erfurt/Gießen: "Letztbesinnung ohne Letztbegründung. Von der Texthermeneutik zur Naturhermeneutik"

- 1. Metaphysik und Metaphysikkritik: Metaphysik im traditionell-historischen Sinne galt allem Bestehenden, dessen allgemeinste Bestimmungen und dessen letzten bewegenden Grund sie zu erkunden gebot. Diese Form von Metaphysik ist im Laufe der Neuzeit Gegenstand vielfältiger Fragen und Kritik geworden: Es wird betont, daß metaphysische Systeme die Grenzen menschlichen Erkennens übersteigen, dann, diesen Standpunkt verschärfend, daß sie sogar außerhalb alles mit absoluter Bestimmtheit sinnvoll Denk- und Sagbaren liegen; es wird betont, daß sie sich mit der Wirklichkeitsauffassung der modernen Naturwissenschaften nicht vereinbaren lassen, mehr noch, daß sie Ausdruck von illusionärem Wunschdenken oder sozialen Problemen sind oder ganz einfach geschöpflich-menschlicher Angst.
- 2. Fragende Nachdenklichkeit: Trotz aller Metaphysikkritik unserer Tage werden es sich aber vermutlich auch weiterhin Menschen durch den Kopf gehen lassen, was es mit dem Ganzen der Wirklichkeit im letzten auf sich hat, woran sie mit sich selbst dabei sind. Viele Fragen neben den nicht gelösten alten werden entstehen oder bleiben.
- 3. Weltanschauungsphilosophie als Verlegenheitslösung: Muß Metaphysik auch als Metaphysik unmöglich sein, so ist sie vielleicht als Vernunftwissenschaft möglich; mißlingt sie aber auch als Vernunftwissenschaft, so kann sie, wie man im ausgehenden 19. Jahrhundert annahm, vielleicht noch

als Weltanschauungsphilosophie gerettet werden. Allerdings wurde auch diese Hoffnung bitter enttäuscht. Die traditionelle Metaphysik und die vernunftwissenschaftliche Metaphysik scheitern vor allem an ihrem Versprechen auf sichere Begründungen, die Weltanschauungsphilosophie dagegen an ihrem Verzicht auf sichere Begründungen.

- 4. Naturhermeneutik als Ausweg: Nachdem nun die Metaphysik als Metaphysik und ebenso als Vernunftwissenschaft und Weltanschauungsphilosophie fragwürdig geworden ist, bietet sich als vierter Weg eine hermeneutische Letztbesinnung über die Natur an. Solche Aufgabe versteht sich für die Hermeneutik aber nicht von selbst, da deren bisheriges Gegenstandsgebiet und Arbeitsfeld hauptsächlich literarische Texte sowie die geschichtliche Menschenwelt waren, nicht aber Natur und Naturwissenschaft. Ganz im Gegenteil galt ihr Bemühen lange dem Aufbau der Geisteswissenschaften sowie deren Abgrenzung von den Naturwissenschaften und, damit einhergehend, der Trennung von Kultur und Natur. Dabei wurde die Möglichkeit einer Naturhermeneutik im Sinne einer Letztbesinnung über das Ganze der Wirklichkeit zunächst übersehen. Sie wird in dem Augenblick dringlich, an dem die überlieferte Metaphysik erlischt, aber die höchsten Fragen dennoch um so nachdrücklicher weiter auf Anwort drängen. Eine solche Hermeneutik müßte als Auslegung der wissenschaftlich erkannten Natur durchgeführt werden, weil keine philosophische Besinnung auf das Ganze im letzten an den fortschreitenden Ergebnissen der positiven Wissenschaften vorbeigehen kann, ohne in Wirklichkeit doch hinter ihnen zu bleiben. Wohlgemerkt, diese Naturhermeneutik ist nicht selbst wissenschaftliche Naturerklärung, jedoch tritt sie auch nicht nur neben die wissenschaftliche Naturerkenntnis. Sie ist schlicht Interpretation der wissenschaftlich erklärten Natur.
- 5. Abschlußdeutung der verwissenschaftlichten Natur: Die Hermeneutik der Natur überschreitet die Problemhorizonte der herkömmlichen Hermeneutik, die vor allem eine Hermeneutik von Texten und Sinnwelten war, nicht aber eine Hermeneutik des modernen Weltbildes gerade naturwissenschaftlicher Prägung ist. Ziel dieser Hermeneutik ist eine Abschlußdeutung der verwissenschaftlichten Natur, in der, wenn man so will, das wissenschaftliche Weltbild in Hinblick auf einen Begriff vom Ganzen im letzten so befragt wird, wie Heidegger einst das menschliche Dasein in Hinblick auf seine existenzialen Strukturen, Bultmann das Neue Testament in Hinblick auf sein Verständnis menschlicher Existenz auslegte. Ergebnis solcher stets akuten hermeneutischen Letztbesinnung können immer nur einleuchtende Interpretationen, Hypothesen von mehr oder weniger großer Wahrscheinlichkeit sein, denn die zur Stützung einer Abschlußdeutung herangezogenen Argumente sind niemals zwingend oder beweiskräftig, sondern allenfalls annehmbar, plausibel. Sie können daher keine zwingende Gewißheit geben, sondern bestenfalls Glaubwürdigkeit erlangen. Hier wird der Anspruch auf absolute Sicherheiten und letzte Wahrheiten auf das Maß zustimmungswürdiger Einsichten und verständlicher Wahrscheinlichkeiten herabgestimmt, jedoch keine irritationsfeste Unbeirrbarkeit vorgespielt, sondern argumentationsgestützte Plausibilitätsgenügsamkeit angeboten.

Dr. Hans-Dieter Mutschler, Frankfurt: "Über die Möglichkeit einer Metaphysik der Natur"

Nachdem der Wiener Kreis die Differenz zwischen Naturwissenschaft und Metaphysik an die empirische Überprüfbarkeit ersterer geknüpft hatte, geriet die Frage nach der Metaphysik in die wenig konturierte Sphäre einer negativen Abgrenzung. Das führte in der Folgezeit zu einer beträchtlichen Verwirrung, weil sich zeigte, daß die empirische Überprüfbarkeit der Naturwissenschaft nur teilweise gewährleistet ist, so daß es scheinen konnte, als verlaufe die Grenze zwischen Physik und Metaphysik durch die Physik selber.

Daher behaupten Wissenschaftsphilosophen wie Quine und Suppes, daß zwischen diesen Bereichen keine klare Grenze gezogen werden könne. In Suppes' "Probabilistischer Metaphysik" werden z.B. die "allgemeinsten" Ergebnisse der Naturwissenschaft als "Metaphysik" bezeichnet, obwohl sich bei näherem Zusehen einige dieser "Ergebnisse" als methodologische Voraussetzungen im Sinne von Kants "Bedingungen der Möglichkeit" von Wissenschaft und nicht etwa als deren Resultate entpuppen.

Der Rückgang auf Kantische Bestimmungen scheint sich schon hier nahezulegen, wie überhaupt die Kantische Exposition des Metaphysikproblems durch die Überholtheit der Newtonschen Physik keineswegs ihre Dignität eingebüßt hat, wie in der Wissenschaftsphilosophie allgemein unterstellt wird.

Kant hat allerdings den Möglichkeitsbedingungen von strenger Wissenschaft den ontologischen Charakter bestritten. Dem entspricht, daß die "Realismusdebatte" in der Wissenschaftstheorie keineswegs zur Ruhe gekommen ist. Es legt sich nahe, anstelle der Quineschen Maximalontologie auf dem modellhaften, vorläufigen Charakter naturwissenschaftlicher Ergebnisse zu bestehen und deren Möglichkeitsbedingungen im Kantischen Sinne als Voraussetzungen der Naturwissenschaft und nicht etwa der Natur selber zu begreifen. Dies hieße, daß auch die Reflexion auf die Bedingungen der Möglichkeit von Naturwissenschaft keine "Metaphysik der Natur" im starken ontologischen Sinne liefern kann.

Eine solche Metaphysik hat Schelling im Hinausgehen über Kants dritte Kritik dadurch konzipiert, daß er die Bereiche von Natur und Freiheit identitätsphilosophisch zusammenzwang. Etwas bescheidener ließe sich diese Vermittlung aber auch so denken, daß man auf ihrer ontologischen Relevanz besteht, ohne deshalb gleich die Vermittlung von Natur und Freiheit als gegeben zu betrachten.

Natur unter Freiheitsgesichtspunkten zu sehen ist ein Desiderat sowohl in der ökologischen Ethik als auch in diversen naturwissenschaftlichen Bereichen wie der Evolutionsbiologie, der Bionik, der physikalischen Selbstorganisationstheorie, der Kybernetik.

In all diesen Bereichen kann gezeigt werden, daß das Kantische "Als-ob" des bloß heuristischen Vorgriffs zu schwach ist, um die real existierende Metaphysik der Natur, die sich dort mit wissenschaftlichen Ergebnissen amalgamiert vorfindet, zu begreifen. Im selben Sinn greift auch der wissenschaftstheoretische Reduktionismus zu kurz, der diese Einschlüsse eliminiert, wenn er ihrer ansichtig wird. Diese Einschlüsse sind in Wahrheit konstitutiv für die entsprechenden Wissenschaften. Ihre Bedeutung erschließt sich einer Analyse, die im Sinne Friedrich Kaulbachs behutsam über Kant hinausgeht und gegen die Phalanx der Wissenschaftstheoretiker auf der Unreduzierbarkeit von Freiheitskategorien besteht. Metaphysik der Natur ist Natur unter Freiheitskategorien.

Prof. Dr. Wilhelm Schmidt-Biggemann, Berlin: "Schellings Philosophiegeschichte"

"Die ganze Geschichte der Philosophie zeigt einen Kampf zwischen negativer und positiver Philosophie." (Phil. der Offenbarung, SW XIII, S. 145) Schellings Spätphilosophie ist von diesem innerphilosophischen Antagonismus geprägt, einer Dichotomie, die ihren Ursprung in der Vernunftskepsis und Glaubensphilosophie von Friedrich Heinrich Jacobi hat. Negative Philosophie ist für Schelling vom Subjekt-Objekt-Gegensatz der Vernunftphilosophie und vom statischen Seinsbegriff der parmenideischen Tradition geprägt. Diese Philosophie ist für Schelling unfähig, die Positivität der Realität zu erreichen. Entsprechend ist die neuzeitliche Philosophie von Descartes über Spinoza, Leibniz, Wolf, Kant – und für Schelling sogar Fichtes und Hegels Idealismus – als negative Philosophie definiert.

Dagegen konstatiert er die Ursprünglichkeit (S. 153) der positiven Philosophie, die er zunächst in der Tradition der Mythologie und der Theosophie sieht. Mythologie und Theosophie bilden den gemeinsamen Beginn der Philosophie der Offenbarung. Schelling betrachtet Böhme als Vollender der Theosophie. Böhme überwinde die negative Philosophie durch sein Konzept der Theogonie, er setze aber das Sein der Gottheit wie das Sein der Welt und er komme wegen des Mangels einer Potenzenlehre über die Beschreibung des Werdens der Gottheit nicht hinaus (S. 125). Schellings Kritik an Böhme: "... der Gott einer wahrhaft geschichtlichen und positiven Philosophie bewegt sich nicht, er handelt." (ebd.). Die handelnde, sich aus einer überseienden Potentialität ins Sein setzende Gottheit stiftet die Geschichte des freien Werdens von der Möglichkeit zur Wirklichkeit. Gott setzt die Potentialität des Überseins in das Sein, "ohne irgendwie dazu genötigt zu sein" (ebd.). Die von Gott frei aus der Indifferenz gesetzten göttlichen Prädikate beschreibt Schelling anhand des biblischen Konzepts einer hypostatischen göttlichen Weisheit und sieht in ihnen die Bedingung der geschaffenen Welt: Die Geschichte der Welt ist die Folge der Weltalter aus der göttlichen primordialen Begründung (transzendentale Vergangenheit) in die Entäußerung (Christologie) und Rückkehr (Pneumatologie).

Die Geschichte der Philosophie zeigt die Geschichte der freien Selbstoffenbarung Gottes in der äußeren Weltgeschichte. In der Indifferenz der göttlichen Freiheit, zwischen Potentialität und Werden, im Insistieren auf der göttlichen Selbstbestimmung vor jeder Prädikation, in der offenbaren Ursprünglichkeit der göttlichen Prädikate und im Insistieren auf dem freien Schöpfertum Gottes benutzt Schelling das begriffliche Instrumentarium der neuplatonisch inspirierten christlichen Theologie.

Die Philosophie ist selbst die Geschichte der göttlichen Offenbarung ins Wissen: Die Geschichte der Philosophie vollzieht das göttlichen Werden und die Kosmogonie nach als die Geschichte des trinitarischen Monotheismus, die sich in den Mythen der Menschheit und der Bibel findet. Das ist die idealistische Fassung des humanistischen Konzepts einer Philosophia perennis, die von einem ursprünglichen Monotheismus ausgeht und in deren geschichtsphilosophischem Rahmen schon Herder Mythen und Dichtung mitbedacht hatte.

So wird spekulative Religionsgeschichte bei Schelling zur Geschichte der positiven Philosophie. Philosophiegeschichte ist so wissenschaftliche Teilhabe an der Selbstoffenbarung Gottes in Theogonie, Schöpfung und Weltgeschichte.

Die sehr gut besuchten Vorträge wurden in den jeweils sich anschließenden Diskussionen eingehend, teils kritisch, teils zustimmend, erörtert. Dabei standen drei Themen im Mittelpunkt: 1. Die fundamentalphilosophische Frage nach einer "Logik des Behauptens", speziell mit Bezug auf Frege und Kant. 2. Probleme der Begründung einer Naturphilosophie, sei es als Naturhermeneutik, sei es als Metaphysik der Natur; letztere namentlich unter Bezugnahme auf Schelling. 3. Das philosophiegeschichtliche Konzept der Spätphilosophie Schellings. Die Veranstaltung hatte nicht nur argumentatives Niveau, sie war auch geprägt von einer freundschaftlichen Atmosphäre des Miteinander-Philosophierens.

Hans Michael Baumgartner

2. Sektion für Pädagogik

Die Arbeit der Sektion Pädagogik während der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft in Bamberg stand unter dem Rahmenthema: "Krise der Wissenschaft – Krise der Bildung".

Zu Beginn der Sektionsarbeit gedachten die Mitglieder des verstorbenen Johannes Schurr. Er hatte die Diskussionen der Sektion stets durch bemerkenswerte, wenn auch manchmal radikale und unbequeme Diskussionsbeiträge bereichert. Helmut Konrad, einer der engsten Freunde, erinnerte an den Denker und Freund und schloß sein kurzes Gedenken mit einem Gedicht Rilkes.

Anschließend gab der Vorsitzende der Sektion eine kurze Einführung in die Thematik. Kant hatte zu Ende seiner Schrift: "Kritik der praktischen Vernunft" formuliert: "Wissenschaft (kritisch gesucht und methodisch eingeleitet) ist die enge Pforte, die zur Weisheitslehre führt, wenn unter dieser nicht bloß verstanden wird, was man tun, sondern was Lehrern zur Richtschnur dienen soll, um den Weg zur Weisheit, den jedermann gehen soll, gut und kenntlich zu bahnen, und andere vor Irrwegen zu sichern." (A292)

Diese Möglichkeit der Wissenschaft wird heute nicht nur bestritten, sondern ihr Einfluß geradezu als schädlich und verderblich bezeichnet. Wissenschaft ist unter den Anspruch der Brauchbarkeit und des bloßen Nutzens geraten; ihre Einheit ist längst verloren gegangen, der Gedanke der Einheit der Wissenschaften längst verabschiedet.

Pädagogik gerät in ein fatales Dilemma: Lehren und Lernen verliert seine Beziehung auf Bildung, der Zusammenhang von Unterricht und Erziehung, von Wissen und Haltung scheint nicht nur zerbrochen, sondern autinomischen Charakter anzunehmen.

Prof. Dr. Norbert Hilgenheger (Köln) führte in einer eindringlichen historisch-systematischen Analyse in die Problematik ein; sein Thema: "Das Ende des Baconschen Zeitalters und die Not der Bildung."

Die Rede von einer Krise der Wissenschaft ist mehrdeutig. In einem ersten Abschnitt wurde erläutert, in welchem Sinne die zahlreichen Krisen der Forschung der Krise der gegenwärtigen Wissenschaft (Naturwissenschaft, aber auch Geistes- und Sozialwissenschaft) entgegenzusetzen ist. Die Krise der Wissenschaft ist eine Krise des Sinnes von Wissenschaft, die sich zu einer Krise unseres über die Technik wissenschaftsabhängig gewordenen Lebens ausgeweitet hat. Sie ist ein Bote des bevorstehenden Endes des Baconschen Zeitalters, das sich insbesondere durch seine unerschütterliche Wissenschaftsgläubigkeit hervorgetan hat. Das Programm einer neuen Wissenschaft, das F. Bacon zu Anfang des 17. Jahrhunderts formuliert hat, ist bestimmt gewesen von der Idee einer Koinzidenz von Wissen und Können.

In einem zweiten Abschnitt skizzierte Hilgenheger dieses Programm mit dem Ziel, seine bildungstheoretischen Implikationen erkennbar zu machen: Die neue Wissenschaft verlangt nach einer neuen Bildung, die allerdings aus der Sicht vieler Kritiker Bacons den Namen, Bildung' gar nicht mehr verdient.

In einem dritten Abschnitt wurde die These Th. Litts aufgegriffen, daß die durch die neue Wissenschaft bedingte Krise der alten Bildung in einer Antinomie der Menschenbildung wurzelt. Schließlich wies der Referent in einem vierten und letzten Abschnitt auf die Not der Bildung hin, zu der sich die Bildungskrisen des Baconschen Zeitalters nach dessen Ende potenzieren werden. Vom Beginn des Baconschen Zeitalters an ist die Möglichkeit einer Bildung durch Wissenschaft umstritten gewesen. Die Endkrise des Baconschen Zeitalters hat mit dem Sinn von Wissenschaft auch den Sinn einer Bildung zur Wissenschaft fragwürdig werden lassen. Die Abhängigkeit des Menschen von Wissenschaft wird mit dem Ende des Baconschen Zeitalters jedoch nicht kleiner.

Eine ausdrücklich schulpädadagogische Dimension des Problembestandes leistet Akad. Oberrat Reinhard Schilmöller, Münster, mit seinem Beitrag: "Wissenschaftsorientierter Unterricht – ein Weg zur Bildung?" Die Thematik wurde in folgender Gliederung entfaltet:

- Zur Diskussion um die "Wissenschaftsorientierung" des Unterrichts
 Die neuere Diskussion zum Prinzip der "Wissenschaftsorientierung" wird seit der Bildungsreformphase der 60er Jahr kontrovers geführt. Kennzeichnend für die Diskussion ist ein weitgehend ungeklärter Begriff, der im Verlaufe der Diskussion dann unterschiedliche Auslegungen
 erfährt.
- Unterschiedliche Auslegungen des Prinzips der "Wissenschaftsorientierung"
 Entsprechend dem jeweils explizit oder implizit unterlegten Wissenschaftsverständnis lassen sich vier jeweils unterschiedlich akzentuierte, miteinander konkurrierende Auslegungen des Prinzips unterscheiden, nämlich
- 2.1. Wissenschaftsorientierung als Vermittlung einer kritisch-pr
 üfenden, rationalen Haltung und Einstellung zur Welt, die die Sch
 üler als formale Kompetenz erwerben sollen.
- 2.2. Wissenschaftsorientierung als lehrplantheoretisches Prinzip zur Ermittlung von Bildungsinhalten, die ein wissenschaftliches Weltverständnis ermöglichen.
- 2.3. Wissenschaftsorientierung als Inanspruchnahme der Wissenschaft als "Wahrheitskriterium" für die Richtigkeit des fachlich Vermittelten und als Qualitätsstandard unterrichtlicher Lehre.
- 2.4. Wissenschaftsorientierung als Etablierung des Prinzips kritischer Rationalität ("rationales Gewissen"), das als Rechtfertigungs- und Appellationsinstanz vernünftiges Handeln zu leiten vermag.
- 3. Bedeutung und Stellenwert der "Wissenschaftsorientierung" für bildendes Lernen Legt man als Beurteilungskriterium das Konzept eines "erziehenden Unterrichts" zugrunde und unterscheidet als Teilaufgaben bildenden Lernens die erzieherische und die unterrichtliche Aufgabe, dann ergibt sich,
- 3.1. daß Wissenschaftsorientierung kein Prinzip der Erziehungsaufgabe, sondern nur der Unterrichtsaufgabe sein kann,

3.2. daß Wissenschaftsorientierung in materialen Verständnis kein zureichendes Legitimations-

prinzip für Inhaltsentscheidungen sein kann,
3.3. daß Wissenschaftsorientierung im formalen Verständnis als die für Lehrer und Schüler gleichermaßen geltende Ausrichtung an der Wahrheit und an in ihrem Dienste stehende Verfahren ein notwendiges Prinzip der Unterrichtsaufgabe darstellt, im Blick auf die Gesamtaufgabe des Unterrichts aber nicht hinreichend ist.

"Wissenschaftsorientierung" als ergänzungsbedürftiges Prinzip bildenden Lernens Orientierungs- und Richtpunkt für die Erziehungsaufgabe, für das Werten und Bewerten des im Unterricht Gelernten ist das formale Leitbild des guten und gelingenden Lebens, das in seiner inhaltlichen Bestimmung abhängig ist von der Sinninterpretation, die das Subjekt seinem Leben in der Welt (bewußt oder unbewußt) unterlegt.

Das Nachmittagsreferat zeigte eine weitere Variante der angesprochenen Problematik. Prof. Dr. Werner Faber, Bamberg, referierte zu dem Thema: "Erwachsenensein - Krise und Verantwortung". Seine Ausführungen können wie folgt zusammengefaßt werden:

Erwachsenensein hat im "Relativierungskessel" (P. Berger) der Spätmoderne frühere Eindeutigkeit und Handlungssicherheit verloren. Dies ist für eine Wissenschaft von besonderem Belang, die sich, als Andragogik, mit den Bildungs-/Weiterbildungsprozessen des Erwachsenen befaßt. Zusätzliche Relevanz hat dieser Befund, weil Kategorie und Begriff des Erwachsenenseins von der Fachwissenschaft wenig Berücksichtigung und Klärung erfahren haben.

Ausgehend von der Buddenbrook-These, als Erwachsener müsse man wissen, "was man im Leben zu tun hat", wird der Begriff des Erwachsenenseins als "einheimischer Begriff" für die andragonische Reflexion angemeldet. Angesicht der Bedeutungskrise der Menschenwissenschaft in der Gegenwart mit ihrem elaborierten Diktat bloßen Bewußtseins wird die Hinwendung zum Phänomen des Erwachsenenseins als notwendige anthropologische Konkretisierung thematisiert und andragogisch interpretiert. Der Vortrag diskutierte zunächst die Frage, was denn "Erwachsensein" heißen kann - etymologisch, alltagstheoretisch und soziologisch. Erwachsenheit, die biopsychisches Erwachsenwerden zur Voraussetzung hat und nach Auskunft aus alltäglichem Wissensvorrat die erworbene Kompetenz eines Selbstkönnens zur Führung des eigenen Lebens aufweist, zeigt sich besetzt durch Merkmale wie "Prozeßnatur", "Beziehungsschicksal" und "Wir-Ich-Balance" (N. Elias).

Es folgten zeitdiagnostische Analysen zur "Krise des Erwachsenseins". An die Stelle von Erwachsensein als "Schicksal" ist der moderne Erwachsenenhabitus im Horizont des "Wählenkönnens" getreten. Über- und Dauerreflexion, Spannung zwischen Pluralitäts- und Individualisierungsdruck, die Reduktion der Erfahrung in einem Bereich des Sekundären, nicht zuletzt die Dichotomie von präsentem Sinnvakuum und Verlangen nach transzendenter Wirklichkeit, erschweren das Erwachsensein als "Leben in eigener Regie". (H. Roth)

In bildungstheoretischer Perspektive wurde für die Erwachsenenbildung das "Prinzip Verantwortung" als hermeneutische Grundfigur des erwachsenen Lebens gesehen, zugleich als Legitimationsfigur für die logisch-sinnhafte Interpretation von Praxis. Verantwortliches Erwachsenensein erscheint im Rang eines andragogisch noch fehlenden integrativen Paradigmas.

Die Argumentation wird gestützt durch anthropologische, bildungstheoretische und ethische Bei-

Für den anstehenden Prozeß der andragogischen Theoriebildung deuten sich Konsequenzen aus dem Verantwortungstheorem an:

Erwachsenenbildung wird zur "Bildung Erwachsener", der "Adressat" wird zum "Subjekt" und "organisiertes Lernen" zur "Selbstbildung". Die Motivstruktur erklärt sich neu im Zeichen des Verantwortungsimperativs, und Erwachsenensein wird zur "unendlichen Aufgabe" als Erwachsenenwerden in einem Lebensprozeß.

An die Vorträge schlossen sich jeweils lebhafte Diskussionen mit z.T. kontroversen Beiträgen an. So wurde an den Thesen Hilgenhegers, deren radikal-skeptische Tendenz kritisiert; Schilmöller wurde auf differenzierte Möglichkeiten in der Schule befragt und in der Diskussion des Vortrages von Herrn Faber stand vor allem das Problem der Verantwortung im Mittelpunkt.

Im Anschluß an die Diskussion des nachmittags trat der Arbeitskreis Fernstudien zusammen. Das Thema der Diskussion war die Weiterentwicklung des Fernstudiums auf den universitären Bereich, vor allem mit der Absicht, auch Berufstätigen die Möglichkeiten universitärer Fort- und Weiterbildung zu ermöglichen. Besondere Bedeutung könnte dabei privaten Trägern zukommen, weil damit einerseits neue Finanzierungsmöglichkeiten erschlossen werden und andererseits private Einrichtungen flexibler auf die jeweiligen Herausforderungen eingehen können. Als Beispiel dafür wurden die Aktivitäten der AKAD an Hand eines Papieres, das Prof. Schönherr als deren leitender Direktor vorgelegt hatte, genannt.

Für die Diskussion des Arbeitskreises im nächsten Jahr wurden folgende Themen angesprochen:

- Das didaktische Modell universitären Fernstudiums.

 Die Frage nach der Qualitätssicherung bei Fernstudien, insbesondere in bezug auf mitwirkende Personen.

- Notwendigkeit und Möglichkeit von Privatisierung.

Marian Heitger

3. Sektion für Psychologie, Psychopathologie und Psychotherapie

Die Sektionssitzung hatte zum Leitthema: "Seelische Krisen - Ursachen, Formen, Therapie."

Zu Beginn der Sektionstagung wurde der verstorbenen Professoren Dieter Wyss und Hubert Tellenbach gedacht, deren wissenschaftliche und persönliche Verdienste Prof. Dr. Kurt Heinrich würdigte.

Prof. Dr. Kurt Heinrich, Düsseldorf, stellte Begriffe der Krise unter medizinischen Gesichtspunkten zur Diskussion. Krisen seien z.B. Wendepunkte im Krankheitsgeschehen oder entscheidende Abschnitte eines durch innere oder äußere ausnahmehafte Belastungen gekennzeichneten psychologischen Entwicklungsprozesses. Auch Lebenssituationen, die für die weitere Entwicklung der Persönlichkeit entscheidend sind, sind unter dem Krisenbegriff zu subsumieren. Die Definitionen der Krisen erfüllen in exemplarischer Weise unter entwicklungspsychologischen Gesichtspunkten Trotzphasen, Pubertät, Klimakterium, berufliche oder familiäre Belastungssituationen. Auch Selbsttötungsversuche, Ehekrisen oder plötzliche Angstzustände sind krisenhafte Zuspitzungen des Erlebens. Die Krise kann psychologisch wie ein reinigendes Gewitter wirken. Sie hat dann eine therapeutische Funktion. In der Psychiatrie werden künstliche Krisen, etwa in der neuroelektrischen Therapie (elektrische Krampfbehandlung) in Ausnahmefällen bei therapieresistenten endogenen Depressionen oder häufiger bei perniziösen Katatonien künstlich herbeigeführt. Die Malaria-Behandlung der progressiven Paralyse, die 1917 von Wagner-Jauregg eingeführt wurde und die ihm den

Nobel-Preis einbrachte, ist ein weiteres Beispiel für Therapie mittels absichtlich hervorgerufener Krisen.

Psychische Krisen können ohne jede Dauerwirkung gleichsam verpuffen, die seelische Homöostase hat sich dann als resistent erwiesen. Thomas Manns Romanfigur aus dem "Zauberberg" Hans Castorp ist ein Beispiel für das frustrane Erleben existentieller Krisen. In anderen Fällen führen diese zu Läuterung und Umkehr. Die Möglichkeit der Vernichtung durch die selbst herbeigeführten Krisenfolgen wird von Thomas Mann am Beispiel des Adrian Leverkühn im "Doktor Faustus" beschrieben. Es hängt von einer komplizierten Faktorenkonstellation ab, ob die Krise heilt oder vernichtet. Jeder Mensch erlebt seine Krise unter den Umständen, die seine Lebenssituation in je einmaliger Weise bestimmen.

Die Referate der Sektionstagung sind Beiträge zu einer Typologie von Krisen. Es kann sich nicht darum handeln, eine Krankheitslehre der Krisen zu formulieren. Summarische Begriffe wie Existenzkrise, Pubertätskrise oder Ehekrise stellen ein grobes Raster dar, für die genauere Erfassung ist die präzise Beschreibung der die Krise konstituierenden Faktoren notwendig. Für dieses Vorgehen werden im Folgenden psychobiographische, hirnbiologische, forensisch-psychologische, jugendpsychiatrische und psychoanalytisch-psychotherapeutische Beispiele gegeben.

Prof. Dr. Hubertus Schulte Herbrüggen, Neuss, referierte über das Krisenerleben Hamlets unter dem Titel: ",I am but mad north-north-west' – Hamlets gespielter Wahn":

Ausgangspunkt ist die Klärung des fundamentalen Wesensunterschieds zwischen Wissenschaft und (schöner) Literatur: Gegenstand der Wissenschaft ist die vorgegebene, unabhängig von ihr existierende, reale und kausal bedingte Wirklichkeit, wohingegen die Literatur sich ihre fiktive Welt mit den Mitteln der Sprache erst selbst erschafft, sie ist ein Artefakt nach eigenen, künstlerischen Gesetzen. So ist Hamlet keine Person sondern eine Figur, die allein das tut, sagt, denkt und empfindet, was der Dichter ihr Wort für Wort vorschreibt. Das rein fiktive, essentielle Anderssein der Literatur wird immer wieder verkannt.

Dieser "blinde Fleck" hat eine lange geistesgeschichtliche Tradition und geht, in unserem Falle, auf das "Hamlet-Erlebnis" der Deutschen im 18. Jahrhundert zurück, auf das "Hamlet-Fieber" und die empfundene "Seelenverwandtschaft" mit Hamlet im 19. Jahrhundert. Eine teleologische und auf den "Charakter" zentrierte, Hamlets Monologe isolierende und psychologisierend deutende Literarkritik ließ von Hamlets Rollendasein und Fiktionalität absehen und ermöglichte (Beispiel Freud) ein Verwischen der Grenzen zwischen Person und Figur bis zur Unkenntlichkeit und eine Reduktion des Rollenspiels in Richtung "Fallstudie" und "Krankengeschichte".

Wer von Hamlet spricht, muß von Shakespeares Text ausgehen, dem Gegenstand unserer Untersuchung. Da ein Drama in Dialogform umgesetzte Handlung ist, ist der vom Dichter verwendete (mittelbar aber auch der nicht verwendete) Wortschatz ein besonders aufschlußreiches Untersuchungsobjekt. Zur Bezeichnung von Hamlets "Wahn" verwendet Shakespeare eine ganze Palette an Wörtern, am häufigsten (44 mal) mad/madness. Besonders wichtig ist das fünffache Selbstzeugnis Hamlets für sein Anlegen des Wahns als Rollenspiel nach der Geisterscheinung: im I. Akt seinen Freunden gegenüber als künftige Möglichkeit; im II. Akt gegenüber Rosenkranz und Güldenstern als gewolltes Verhalten in Teilbereichen und im III. Akt einmal in seiner Absichtserklärung und in seiner Antwort an den König, zum andern gegenüber der Königin mit seiner erneuten Differenzierung. Also: Wahn als dramatisches Rollenspiel, nicht als "Charaktereigenschaft" Hamlets. Die Summe der weiteren Belege von mad/madness im Stück belegen diesen Befund. Schon in Shakespeares Quelle (Belleforests Bearbeitung einer Fabel aus Saxo Grammaticus) verwendet das Motiv des gespielten Wahns.

Hamlet spielt diese Wahn-Rolle, um sich am Hofe seines mörderischen Stiefvaters Handlungsspielraum zu verschaffen: zunächst, um durch das "Spiel im Spiel" den Wahrheitsgehalt der Geister-

scheinung mit seiner Racheforderung sowie die Schuld des Königs zu prüfen, alsdann, nachdem er sich darüber klar ist, um seine Rache vorzubereiten und auszuführen. Handelnd, wird er an Laertes schuldig und erkauft sich schließlich seinen "Erfolg" (Shakespeare wählt die dramatische Gattung der Tragödie!) um den Preis des eigenen Untergangs.

Prof. Dr. med. Kurt Heinrich, Düsseldorf und Frau Dr. med. Christiane Walter, Langenfeld, diskutierten unter den Aspekten des Leitthemas "Schnee" und "Walpurgisnacht": Hans Castorps exemplarische Reifungskrisen im "Zauberberg":

Der hinsichtlich seiner Primärpersönlichkeit asthenische und wenig profilierte Protagonist des "Zauberberg", Hans Castorp, gerät anläßlich eines zunächst belanglosen Besuchs im Davoser Sanatorium "Berghof" allmählich in den Sog der dort herrschenden Zeit- und Verantwortungslosigkeit, unterbrochen lediglich durch zwei krisenhaft sich zuspitzende Episoden: durch die Verliebtheit in Madame Chauchat als erotische und durch den visionären Tagtraum im Schneesturm über die Möglichkeiten und Verpflichtungen des Menschen als erkenntnismäßige, geistige Krise.

Beide Krisen werden durch eine pathoide Reizwirkung ausgelöst getreu Th. Manns Maxime, daß Krankheit, Verfall und Tod als Grenzerfahrungen Voraussetzungen für Erkenntnis und Umkehr sein können. Beide Krisen bleiben folgenlos – der "Zauberberg" wird zur Negation des Bildungsund Entwicklungsromans im engeren Sinne. Die Ergebnislosigkeit und Unentschiedenheit von Hans Castorps Existenz gipfeln im hinsichtlich seines Überlebens auf dem Schlachtfeld offenen Ende des Romans und steht in krassen Gegensatz zu Adrian Leverkühns entschlossener Selbstinfektion mit Lues mit dem Ziel der künstlerischen Vervollkommnung und des kreativen Durchbruchs im Doktor Faustus.

Hans Castorps Regression und Selbstauflösung in der dekadent-morbiden Atmosphäre des Sanatoriums münden – als letzte und existentielle Krise in seinen Sturm in die Schlachten des Ersten Weltkriegs; hier verschmelzen schließlich das individuelle und das nationale Schicksal, Hans Castorp wird zum Paradigma des deutschen Vorkriegsbürgertums und seiner krisenhaften Entwicklung.

Priv.-Doz. Dr. Klaus Bergdolt, Venedig, beschrieb "Petrarcas Lebenskrise":

Francesco Petrarca ist heute vor allem als bedeutender Dichter bekannt, als Schöpfer des Canzoniere, einer der berühmtesten Poesiesammlungen der Literaturgeschichte. Doch verfaßte dieser wohl einflußreichste Intellektuelle des 14. Jahrhunderts auch wichtige moralphilosophische Werke, die sich bis in 18. Jahrhundert großer Beliebtheit erfreuten. Vor allem in seinen Briefen entwickelte er einen neuen Subjektivismus bzw. Individualismus, der in dieser Form in der mittelalterlichen Literatur unbekannt war. Er war davon überzeugt, in einer Krisenepoche zu leben, einer Umbruchszeit, die in der Pest von 1348/49 ihren tragischen Höhepunkt fand und die überkommenen Wertmaßstäbe relativierte, doch war das Trecento auch durch geistige Richtungskämpfe geprägt, vor allem durch die Auseinandersetzung zwischen spätmittelalterlicher Scholastik (die vor allem die Universitäten beherrschte) und den studia humanitatis, wie Coluccio Salutati den "neuen" humanistischen Fächerkanon von Dichtkunst, Geschichte, Moralphilosophie und Rhetorik nannte. Petrarca propagierte die neuen Bildungsideale mit am vehementesten und verurteilte die mittelalterliche Kultur hart und unerbittlich. Doch beschränkte sich dieser Konflikt keinesfalls auf die intellektuelle Ebene. Petrarca geriet in eine tiefe Verunsicherung, eine Seelenkrise, die vor allem in seiner Schrift De secreto conflictu curarum mearum thematisiert wird, einem fiktiven Dialog, ja therapeutischen Gespräch zwischen dem Kirchenvater Augustinus und "Franciscus", hinter dem niemand anders als (Francesco) Petrarca selbst steht. Der Dichter leidet, wie er während des Dialogs zugibt, unter vielfältigsten Ängsten (die z.T. auch äußere Ursachen haben konnten, etwa den hautnah erlebten Pesttod vieler Freunde), wird von Verzweiflung und Glaubenszweifeln (die zu heftigen Anklagen Gottes führen) überwältigt und gesteht verzehrenden Ehrgeiz, Ruhmsucht, Egozentrik und acidia ein, jene alte Seelenkrankheit der Geistesarbeiter, die nicht selten durchaus lustvoll erfahren wurde. Augustinus weist ihn, einem modernen Therapeuten gleich, mehrfach streng zurecht, um ihn in kritischen Momenten des Gesprächs (das auch Beichtcharakter hat) eher behutsam zu führen oder, nimmt die Zerknirschung des Patienten zu sehr zu, zu trösten. Viele Passagen des Buchs zeigen verblüffende Parallelen zu modernen Gesprächstherapie. Die beschriebene adversitas, in der sich nicht nur Petrarcas Seele befand (sein Konflikt ist vielmehr exemplarisch für viele nachfolgende Humanisten) verrät eine neue Sensibilität und Individualität, die die anbrechende Renaissance auszeichnete. Gleichzeitig entwickeln die Intellektuellen auch die Fähigkeit, sich ihre Probleme vom Leibe zu schreiben, wobei nicht selten eine Spur Eitelkeit ins Spiel kommt. Es wird ein Weg gewiesen, der für Europa, bis hin zu Goethe und Freud, enorme Folgen haben wird.

Prof. Dr. med. Bernhard Bogerts, Magdeburg, sprach über "Vulnerabilität in seelischen Krisen aus hirnbiologischer Sicht":

Seelische Krisen haben eine subjektiv-psychologische und eine naturwissenschaftlich-biologische Dimension. Die biologische Dimension wird offensichtlich, wenn man bedenkt, daß jeder seelische Vorgang ein neuronales Analogon hat und somit an die normale oder pathologische Funktion bestimmter Hirnsysteme gebunden ist.

Aufgrund der enormen Fortschritte der Hirnforschung ist es in jüngster Zeit möglich geworden, die neurobiologischen Grundlagen einiger normaler und abnormer psychischer Prozesse näher zu beschreiben. Voraussetzung hierfür ist die Kenntnis der Stadien der intrazerebralen Informationsverarbeitung. Diese lassen sich einteilen in ein primäres Stadium der intrakortikalen Integration und Assoziation der Sinnesreize, in ein sekundäres "limbisches" Stadium, in dem assoziierte Reize auf emotionale Relevanz hin geprüft werden und Unwichtiges ausgefiltert wird, und schließlich in ein tertiäres Hirnstamm-Stadium, in dem phylogenetisch alte vegetative und emotionale Reaktionen generiert werden.

Diese Kaskade der Informationsverarbeitung ist durch Krankheitsprozesse an vielen Stellen störbar, insbesondere bei den psychiatrischen Erkrankungen, die durch schwere und schwerste seelische Krisen gekennzeichnet sind. Solche Erkrankungen sind die affektiven Psychosen, zu denen die manisch-depressive Erkrankung und sogenannte monopolare endogene Depressionen gerechnet werden, sowie die Erkrankungen aus dem schizophrenen Formenkreis. Die bei diesen Erkrankungen auftretenden seelischen Krisen können zwar durch situative Gegebenheiten ausgelöst, aber nicht ursächlich erklärt werden. Vielmehr muß als Voraussetzung für diese Erkrankungen eine Störung der Hirnbiologie vorliegen, die eines der genannten Stadien der hirninternen Informationsverarbeitung beeinträchtigt. Die Ursachen hierfür können Vererbung oder eine frühe Störung der Hirnentwicklung sein, die das Hirn vulnerabel für den Einfluß später auftretender psychosozialer Stressoren macht. Die Kombination dieser hirnbiologisch begründbaren Vulnerabilität und psychosozialer Streßfaktoren führt zur psychotischen Dekompensation.

Eine erlebte Vulnerabilität konnte nicht nur für psychotische Erkrankungen, sondern auch für Neurosen nachgewiesen werden. Das zeigt, daß auch für die Ätiologie der Neurosen nicht nur tiefenpsychologische und lerntheoretische Ansätze relevant sind. Die zugrunde liegenden Hirnmechanismen werden näher erläutert.

Der Vortrag von Prof. Dr. Erlo Lehmann, Düsseldorf, hatte zum Thema: "Tötungsdelikte als irrationale Antworten auf existentielle Krisen am Beispiel von Trennungstaten":

Es wird untersucht, ob Tötungsdelikte als "Lösung" von Partnerschaftskonflikten Ausdruck eines schicksalhaften situativen Zwanges sind oder ab es für die Tötung des Partners einer persönlichen Disposition des Täters bedarf. Grundlage der Erörterungen sind zu Gutachtenzwecken gefertigte Untersuchungen an 98 Straftätern mit Tötungsdelikten, von denen 36 einen Partnerschaftskonflikt durch Tötung des Partners "lösten".

Die 36 Trennungstaten lassen sich nach den vorherrschenden Ursachen in vier Gruppen unterteilen. Es geschahen 16 wegen der Trennungsabsicht des Partners, 14 wegen Demütigungen und schwerer Kränkungen, 3 aus materiellem Eigennutz und 3 im Wahn.

Für jede der vier Gruppen wird ein typischer Repräsentant in seiner Situations- und Persönlichkeitskonstellation dargestellt. Verallgemeinernd wird gefragt, unter welchen Umständen jemand den Willen entwickelt, den Partner zu töten und wer die Fähigkeit besitzt, dies zu verwirklichen.

Bei systematischer Erfassung der Persönlichkeit mit Hilfe objektiver Persönlichkeitstests läßt sich zeigen, daß fast alle Straftäter mit Tötungsdelikten eine auffällige Persönlichkeitsstruktur besitzen.

Die hysterische und/oder soziopathische Eigenschaft prädisponieren zu persönlich-unsachlichen oder persönlich-kurzsichtigen Gewaltverbrechen.

Im MMPI liegt der mittlere Hysterie-Wert für die 36 Trennungtäter 2,2 Streuungseinheiten, der mittlere Soziopathie-Wert 1,4 Streuungseinheiten über dem Mittel aus der Normierungsstichprobe.

Betrachtet man die Tötungsdelikte vorwiegend hysterischer und vorwiegend soziopathischer Straftäter differentiell, wird deutlich, daß die hysterische Persönlichkeit aufgrund von Kränkungen und Verletzungen ihrer unrealistischen Persönlichkeitsinteressen rücksichtslos agiert, während die Person mit vorwiegend soziopathischer Eigenschaft im Zuge rücksichtsloser Bedürfnisbefriedigung tötet.

Diese Befunde widersprechen dem Eindruck anderer Autoren, wonach Mörder und Totschläger keine besonderen Eigenschaften besitzen.

Prof. Dr. Dr. Hans Georg Reinhard und Frau Dr. med. habil Christiane Ettrich (Vortragende), Leipzig, erörterten das Thema "Pubertätskrisen":

Nach einleitender kritischer Auseinandersetzung mit der Begrifflichkeit geht der Beitrag auf einige wesentliche Schwerpunkte der Entwicklung während Pubertät und Adoleszenz ein und verweist darauf, daß in unserem Kulturkreis dem Jugendalter als eigenständiger Entwicklungsphase eine besondere Bedeutung zukommt und die Kinder- und Jugendpsychiatrie die einzige medizinische Spezialdisziplin ist, die diesem Umstand bereits durch ihren Namen Rechnung trägt.

Im weiteren Verlauf ist zu zeigen, wie aus der fehlgeschlagenen Bewältigung von Entwicklungsaufgaben krisenhafte Zustände entstehen können, die sowohl von den Entstehungsmechanismen her als auch von den Inhalten, wie selbstverständlich auch vom Verlauf und der Prognose her, äußerst vielgestaltig sein können, weshalb man sie in den gebräuchlichen Klassifikationssystemen als eigene Störungsgruppe nicht findet.

Beispiele für die Vielgestaltigkeit dieser Störungen, z.B. Identitätskrisen, Autoritätskrisen, Dysmorphophobie, narzißtische Krise, Depersonalisationssyndrome und Störungen der Sexualentwicklung und die jeweils zu findende Vernetzung biologischer, psychischer und sozialer Faktoren bilden den Hauptteil des Beitrages, der mit einer Kasuistik aus der eigenen Klinik endet.

Dr. Jörg Frommer M.A., Düsseldorf, stellte die Frage "Wie sollen wir seelische Krisen diagnostizieren" und diskutierte das Konzept einer qualitativen Diagnoseforschung:

Seelische Krisen alterieren die persönliche Identität als Ganze im Sinne eines globalen Verlustes bisheriger Bezüge und Orientierungen. Sie stellen damit ein Wertproblem dar, das mit den Methoden einer kriteriologisch-verhaltensorientierten Diagnostik grundsätzlich nur unzureichend beschrieben und erfaßt werden kann. Als Alternative zu der erkenntnistheoretisch am Logischen Empirismus ausgerichteten Auffassung, daß es sich bei psychiatrischen und psychotherapeutischen Diagnosen um Gattungsbegriffe handelt, die mit gewissen Einschränkungen formallogisch als Klassen aufgefaßt werden können, werden zwei andere Konzepte diskutiert: Das Prototypenkonzept und das Idealtypenkonzept. Die Überlegenheit des letztgenannten Ansatzes liegt dabei nicht nur in der Einbindung in eine sozialwissenschaftlich allgemein anerkannte Handlungstheorie, sondern auch darin, daß hier qualitative und quantitative empirische Forschung, Subjektivität und Identität sowie historische und soziokulturelle Gesichtspunkte zu einem Gesamtkonzept verbunden werden. Vor dem Hintergrund dieser methodologischen Grundüberlegungen wurde in den vergangenen Jahren das Konzept einer qualitativen Diagnostikforschung entwickelt, dessen Anwendbarkeit auf seelische Krisen abschließend diskutiert wird.

Dabei sind dem Autor zufolge drei Aspekte zu berücksichtigen:

- 1.: Die Wesensmerkmale seelischer Krisen sind der empirischen Forschung dann zugänglich, wenn sich Psychopathologie zumindest auch als "heuristisch geleitete Erfahrungswissenschaft" (Janzarik, 1994) begreift. Hierzu sind methodische Anleihen bei den Sozialwissenschaften von Nöten, die phänomenologische Einzelfallanalyse, qualitative Fallkomparation und Idealtypenkonstruktion traditionellerweise in ihrem Methodenkanon vertreten wissen. Im Sinne eines "methodologischen Wechselschrittmodells" (Mundt, 1989) können dann aus den Ergebnissen qualitativer Studien sozialempirische Marker (Tress, 1994) abgeleitet werden. Damit sind operational leicht zu erhebende "harte" Daten gemeint, wie beispielsweise Fragebogenratings, die mit typischen subjektiven und zwischenmenschlichen Situationen hoch korrelieren, ohne deren lebensgeschichtliche Bedeutung auch selbst zu symbolisieren.
- 2.: Seelische Krisen stellen immer auch Störungen der persönlichen Identität dar. Unsere einleitenden Überlegungen versuchten deutlich zu machen, warum dies der Fall ist: Eine biographisch gewachsene einheitstiftende und sinngebende Selbst- und Weltdeutung verliert in der Krise ihre

"Gültigkeit"; in der Erfahrung von Not wird sie abgelöst durch das Erleben von Ausgeliefertsein, Bodenlosigkeit und Kontingenz. Psychopathologisch erscheint es nun möglich und sinnvoll, verschiedene Ebenen der krisenhaften Identitätsdesintegration zu differenzieren, um so zu zeigen, wie stufenartig der Verlust der Integration von affektgeladenen Impulsen einerseits und von kulturellen Wert- und Normvorstellungen andererseits droht, und wie stabile sinnstiftende Selbst- und Weltinterpretationen zerbrechen, bis hin zur Unfähigkeit, die eigene ebenso wie andere Personen jeweils in kohärenter Weise als diachrone Einheiten zu begreifen. Ansätze zu einer solchen Sichtweise finden sich bei Karl Menninger (1968) oder beispielsweise im Rahmen der Interpretation des "präsuizidalen Syndroms" (Ringel, 1953) durch Henseler (1974) als "narzißtische Krise".

3.: Seelische Krisen sind kein neues Thema. Vielmehr erweist sich beim genaueren Hinsehen, daß hier der Kernbestand psychiatrischer Nosologie angesprochen ist, stand doch am Beginn der modernen wissenschaftlichen Psychiatrie die bis heute durch starke Argumente gestützte Auffassung, daß "primäre" Entgleisungen der seelischen Dynamik einerseits und "sekundäre" seelische Strukturveränderungen andererseits als die beiden komplementären Grundprinzipien krankhafter psychischer Veränderungen anzusehen sind. Im Sinne unseres Konzeptes einer nicht auf die Prüfung von Reliabilitätskoeffizienten beschränkten, sondern umfassender angelegten qualitativen Diagnostikforschung ist demnach die theoretische Beschäftigung mit seelischen Krisen zu beziehen auf die Geschichte der Beschreibung und Systematisierung der primären seelischen Erkrankungen und der mit ihnen verwandten Phänomene im Übergang zur psychischen Normalität.

Sie ist stets zu ergänzen durch empirische Anstrengungen, in denen die theoretischen Überlegungen am klinischen Material validiert und ergänzt werden, Ziel des so konzipierten Forschungsprozesses ist es letztlich, zu theoretisch homogeneren, hinsichtlich Reichhaltigkeit und Schlüssigkeit befriedigenderen idealtypischen Modellvorstellungen in Bezug auf die untersuchten Syndrome zu gelangen. Auch im Falle seelischer Krisen bedeutet dies, daß uns dann Konzepte zur Verfügung stehen werden, die uns in schlüssiger Weise einen Zugang zum subjektiven Erleben unserer Patienten ermöglichen. Diese Konzepte werden in je spezifischer Weise Formen zerbrochenen Welt- und Selbstverständnisses beschreiben und Integrationsmöglichkeiten weisen, die es Arzt und Patient im Gespräch ermöglichen, neue Wege zu eröffnen und damit die Kluft zu überbrücken, die das bisher Bestimmende von dem jetzt Gültigen trennt.

Dr. med. Thomas Stüttgen, Düsseldorf, sprach über "Die Bedeutung der Fremdheitserfahrung als notwendiger Entwicklungskonflikt für die Identitätsfindung":

Die Anthropologie der psychischen Entwicklung ist Ausdruck einer jeweiligen 'Intentionalität' (F. Brentano 1838-1917). Sie ist in ihrer motivischen Alternative an eine intentionale ,Gestimmtheit' gebunden, welche sich u.a. in der Psychopathologie der Depression als misslungene Identitätsfindung verdeutlicht (K. Heinrich). In der gelungenen Identitätsfindung veranschaulicht sich die Intentionalität in der Phänomenologie eines , Wahrnehmungserlebens' (E. Husserl 1859-1938). Denn im Wahrnehmungserleben wird eine Begegnung mit der Außenwelt angetroffen, die unter der Ausbildung von ,Ich-Punkten' eine ,Selbststellung' des Individuums notwendig macht (E. Husserl). Ich-Punkte und Selbststellung ermöglichen eine Entwicklung, indem festgestellt werden kann, daß die Intentionalität über die 'Innenerfahrung' hinausgeht und von einer konflikthaften Suche nach Identität bestimmt wird (C. G. Jung 1875 bis 1961). Die Identitätsfindung kommt in der Bewältigung der Akzeptanz von sozio-kulturellen Normwerten zustande, welche an sich einer jeweiligen Intentionalität entgegenstehen. Zur Überwindung dieser Opposition bedient sich die Identitätssuche der ,Identifizierung' und der ,Orientierung' anhand der anthropologischen Modi des Suchens, Entdeckens, Findens, des Bindens und Lösens und der Bewältigung (D. Wyss 1923-1994). Der Entwicklungskonflikt für die Identitätsfindung manifestiert sich in der 'Unbestimmbarkeit' eines phänomenologisch uneindeutigen Wahrnehmungserlebens und gleichermaßen ebenso hinsichtlich der Identifizierung als Orientierung. Diese Unbestimmbarkeit in der Phänomenologie des Wahrnehmungserlebens, in der anhand von Identifikation und Orientierung die Intentionalität über die Innenerfahrung hinausgeht, bedingt die 'Fremdheitserfahrung'. Die Identitätsfindung bleibt hingegen auf ,Ähnlichkeitserfahrung' hin ausgerichtet, die hingegen nur dann zustande kommen kann, wenn zuvor ,Fremdheitserfahrung' gewagt worden ist. Insofern ist für die Identitätsfindung Fremdheitserfahrung als ein notwendiger Entwicklungskonflikt zu erachten, weil Fremdheitserfahrung und Ähnlichkeitserfahrung sich in der Identitätsfindung verständigen. Kann das Wagnis der ,Fremdheitserfahrung' im Rahmen der Anthropologie der Entwicklung nicht eingegangen werden, so wird auch keine Individualität als Identitätsfindung erschaffen werden können.

Prof. Dr. Herbert Csef, Würzburg, behandelte das Thema "Zur Anthropologie humaner Krisenerfahrung und deren psychotherapeutischer Bewältigung":

Seelische Krisen als Conditio humana sind eine besondere Herausforderung für Ärzte, Psychotherapeuten und Psychologen. Menschen in Krisen bewegen sich zwischen Scylla und Charybdis von Krisenbewältigung einerseits und existentiellem Scheitern andererseits. Krisen markieren oft Wendepunkte von Gesundheit und Krankheit. Körperliche Krankheiten wie z.B. Krebs können seelische Krisen hervorrufen. Lebenskrisen können jedoch auch Krankheiten auslösen.

Vertreter der anthropologischen Medizin und Psychologie wie z.B. Viktor von Weizsäcker, V. E. von Gebsattel und D. Wyss lieferten wichtige Beiträge zur anthropologischen Bedeutung der Krise für Gesundheit und Krankheit, für die psychische Entwicklung und den Lebensweg. Besondere Praxisrelevanz haben Krisen für Psychotherapeuten immer dann, wenn seelische Krisen und Krankheiten in einem inneren Zusammenhang stehen. Die Bewältigung der Krise ist dann zentrales Therapieziel. Wir sprechen von psychotherapeutischen Kriseninterventionen bei suizidalen Krisen, depressiven Krisen oder der Magersucht als typischer Pubertätskrise. Wird die Krise bewältigt, eröffnen sich neue Lebensmöglichkeiten, ergeben sich positive Veränderungen und Wandlungen. Dann wird die Krise zur personalen Chance.

Alle Vorträge wurden vom Auditorium mit gespanntem Interesse zur Kenntnis genommen und lebhaft diskutiert. Die Inhalte der Referate ermöglichten eine über die Grenzen von Psychologie, Psychopathologie und Psychotherapie hinausgehende multidisziplinäre Erörterung. Allen Beteiligten wurde über 1 ½ Tage ein hohes Maß an aktiver Anteilnahmebereitschaft abverlangt, die lebhafte Zuwendung aller Sitzungsteilnehmer blieb bis zum Schluß der Sektionstagung ungeschmälert erhalten.

Kurt Heinrich

4. Sektion für Geschichte

Am Montag, den 26. September, um 9 Uhr eröffnete die Unterzeichnete die Sektionsveranstaltung mit einer kurzen Einführung zur Dimension der Rahmenthematik: "Methode und Selbstverständnis der Kirchengeschichtsschreibung", die aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet werden sollte. Sie stellte die Referenten vor, die alle drei erstmals mit Vorträgen im Rahmen der Sektion auftraten.

Den ersten Vortrag hielt Dr. theol. Bernhard Steinhauf, Bamberg: "Die Wahrheit der Geschichte: Die Auseinandersetzung um die Entstehung der historisch-kritischen Kirchengeschichte im Zeichen des Historismus".

Die Historisierung der verschiedensten gesellschaftlichen Lebensbereiche, wie sie das 19. Jahrhundert im Sinne des Historismus kennzeichnet, kann verstanden werden 1. als ein Reflex auf die Erfahrung einer permanenten politischen Destabilisierung ehemals staatstragender Gesellschaftsschichten und der damit verbundenen andauernden und zunehmenden politischen Verunsicherung, 2. als ein Reflex auf theologische und philosophische Gesamtdeutungen von Welt und Gesellschaft, deren universaler Anspruch durch deren schwindende Konsensfähigkeit und deren zunehmend partikuläre Geltung im 19. Jahrhundert immer mehr in Frage gestellt wird. Trotz vielfältiger und z. T. gegensätzlicher Ausprägungen des Historismus ist ihnen ein Motiv gemeinsam: die Suche nach Identität und Stabilität durch den Rückgriff auf die Geschichte.

Das Phänomen des Historismus wird als Anfrage der Allgemeinen Geschichtswissenschaft an die traditionelle Kirchengeschichtsschreibung herangetragen. Obwohl es von Anfang an ganz verschiedene Versuche gibt, in Form einer "Antwort und Kopie" auf die methodischen Vorgaben historistischer Geschichtsschreibung zu reagieren, weist das kirchliche Lehramt gerade deren wesentliche Forderungen zunächst als liberalistisches, positivistisches und relativistisches Gedankengut pau-

schal zurück. Im Vordergrund der Auseinandersetzungen steht zwar die historische Methodenlehre, im eigentlichen Sinn handelt es sich jedoch um einen Streit um den Wahrheitsbegriff und die Funktion der Kirchengeschichtsschreibung.

Erst unter dem Pontifikat Leo XIII. kommt es zu einer betont eigenständigen Reflexion "römischer" Kirchengeschichtsschreibung (vergleichbar etwa mit dem qualitativen Abstand, der die theologische Arbeit der dritten Sitzungsperiode des Tridentinums von derjenigen der ersten beiden Sitzungsperioden abhebt). Nach ersten Ansätzen einer von Leo XIII. eingesetzten Kardinalskommission findet sie ihre theoretische Ausgestaltung jedoch erst während und nach der Modernismuskrise seit Pius X., damit zugleich aber auch einen vorläufigen Abschluß.

Der innerkatholische Konflikt um die Kirchengeschichtsschreibung entzündet sich an der den Geschichtswerken zugrundeliegenden Ekklesiologie und am Begriff der Entwicklung. Ihm liegt die Verhältnisbestimmung von dogmatischer und historischer, von deduktiver und induktiver Wahrheitsfindung zugrunde. Seine Zuspitzung erhält er in der Auseinandersetzung um den Begriff der Dogmengeschichte.

Die häufig vorgenommene Einteilung der katholischen Kirchengeschichtsschreibung in die Parteiungen "Ultramontane" und "Liberale" greift zu kurz. Es lassen sich – bei allen Gemeinsamkeiten – verschiedene Grundrichtungen differenzieren. Sie unterscheiden sich zum einen durch eine mehr oder weniger starke Orientierung an den methodischen Vorgaben historistischer Geschichtsschreibung, zum anderen durch die Funktion, die der Kirchengeschichte im Rahmen der Theologie zugewiesen wird.

Kirchengeschichte emanzipiert sich im 19. Jahrhundert als eigenständige, zugleich theologische und historische Wissenschaft. Dies geschieht: 1. gegen den Versuch, sie als "gläubige" Wissenschaft kirchlichen Belangen zu unterstellen und ihr damit qua Geschichtsschreibung ihre wissenschaftliche Grundlage zu entziehen, 2. gegen den Versuch, sie als historische Wissenschaft im Sinne einer rein empirischen Wissenschaft auf den Bereich der Immanenz zu begrenzen und sie damit ihrer theologischen Grundlage zu entkleiden (allgemeine Religionsgeschichte), 3. gegen den Versuch, sie als angewandte Hilfswissenschaft mit dem Status eines bloßen Handwerks zu bescheiden.

Keiner der kirchengeschichtlichen Ansätze des 19. Jahrhunderts kann sich im eigentlichen Sinn durchsetzen. Erst in unserem Jahrhundert hat die Kirchengeschichte – wenigstens punktuell – begonnen, ihr Selbstverständnis im Spannungsfeld der Pole Theologie und Geschichte zu klären. Was sie von der traditionellen Kirchengeschichtsschreibung wesentlich unterscheidet, ist weniger ihr methodisches Konzept im Sinne einer Historik als vielmehr ihre institutionelle und wissenschaftstheoretische Eigenständigkeit als theologische Disziplin und der damit verbundene Verlust ihrer Funktion als theologische (d.h. vor allem dogmatische, moralische oder apologetische) Hilfswissenschaft.

Die Diskussion des Vortrags erweiterte die historisch gefaßte Thematik einerseits in systematischer Hinsicht, so z.B. durch Fragen nach deren Eingebundenheit in die neuere Diskussion um die systematische Verortung des Faches Kirchengeschichte zwischen den Polen Theologie und Geschichte oder durch die Frage nach dem Wahrheitsanspruch historistischer Geschichtsschreibung. Andererseits vertiefte sie das Thema in historischer Hinsicht, etwa durch den Verweis auf Bezüge zu gleichartigen Entwicklungen im Bereich der neutestamentlichen Wissenschaft, oder indem sie die dem 19. Jahrhundert voraufgehende und nachfolgende Theorie-Diskussion der Kirchengeschichtsschreibung ansprach.

Sodann sprach Prof. Dr. theol. *Hubert Wolf*, Frankfurt/Main: "Ein dogmatisches Kriterium der Kirchengeschichte? Franz Xaver Funk und Sebastian Merkle im Streit um die Identität des Faches".

Bis heute ringt die Kirchengeschichte um ihren Platz im Kanon der theologischen Disziplinen. Dabei läuft die wissenschaftstheoretische Standortbestimmung des Faches im wesentlichen auf die Frage hinaus, ob Kirchengeschichte Theologie oder Geschichtswissenschaft sei – entsprechend der beiden Komponenten des Begriffs Kirchen-Geschichte. Diese beiden Konzeptionen scheinen unversöhnlich nebeneinander zu stehen, so daß die Grundlagendiskussion aporetische Züge annimmt.

In dieser Situation kann eine historische Vergewisserung hilfreich sein. Zwei der bedeutendsten deutschen Kirchenhistoriker, Franz Xaver Funk (1840–1907) und sein Schüler Sebastian Merkle (1862–1945), werden nach ihrer Konzeption, Kirchengeschichte zu treiben, befragt. Freilich haben beide eine Theorie expressis verbis nicht entwickelt, diese muß eher implizit aus ihrem praktischen Tun erhoben werden.

Der Tübinger Franz Xaver Funk exponierte sich mit der Ansicht, daß für die Betrachtung der altkirchlichen Synoden nicht die gegenreformatorische Konzilsdoktrin Bellarmins herangezogen werden könne. Die Gültigkeit ökumenischer Konzilien wurde nach Funks Forschungen in den ersten christlichen Jahrhunderten nämlich nicht von der Berufung und Bestätigung durch den römischen Bischof abhängig gemacht. Funk rief damit eine Reaktion des Limburger Domkapitulars Matthias Höhler (1847–1929) hervor, der ein a priori gültiges dogmatisches Kriterium der Kirchengeschichte postulierte, das die Funkschen Ansichten unmöglich machen würde. Einen ähnlichen Kontrahenten wie Höhler, der Dogma und Geschichte zwanglos in eins setzte, hatte Funk für das Gebiet der kirchlichen Disziplin in dem Orientalisten Gustav Bickell (1838–1906), der im Zölibat schon eine apostolische Anordnung erblicken wollte. Funk beharrte auch hier auf dem Recht, ein Phänomen der kirchlichen Gegenwart unbefangen und historisch betrachten zu dürfen.

Sebastian Merkle, der sich insbesondere durch seine Arbeiten am "Concilium Tridentinum" der Görres-Gesellschaft bleibende Verdienste erwarb, verstand es, die Grundanliegen seines Lehrers Funk in verschiedenen Disputen zu verteidigen. In seinem Kampf gegen die einseitige Verdammung der kirchlichen Aufklärung, die Verunglimpfung des echt-religiösen Ringens Luthers und das angebliche Monopol des sogenannten "Tridentinischen Seminars" konnte Merkle – wenigstens zum Teil – der historischen Gerechtigkeit zum Sieg verhelfen.

Es zeigt sich, daß sowohl Funk als auch Merkle mit Nachdruck ein "dogmatisches Kriterium" der Kirchengeschichte, wie es etwa M. Höhler oder M. J. Scheeben fordern, ablehnen. Eine apriorische Festlegung der Ergebnisse historischen Arbeitens durch die Dogmatik ist für Funk und Merkle undenkbar. Wer nur noch Illustrationen für die bereits vor Beginn der Arbeit feststehenden Wahrheiten heraussuchen darf und das, was wirklich geschah, ignorieren muß, weil es der dogmatischen Wahrheit widerspricht, verliert die Berechtigung, ein eigenständiges Fach vertreten zu wollen. Im Konflikt zwischen Dogma und Geschichte entscheiden sich Funk und Merkle für letztere. Die Historie steht als "Richterin" über den Parteien. Damit stehen beide eindeutig in der Tradition des Historismus.

Funk und Merkle haben die Kirchengeschichte aus dogmatischer Bevormundung befreit und ihr, indem sie diese zur Geschichte führten, ein eigenständiges Profil gegeben. Dahinter führt kein Weg zurück, dies ist ihr bleibendes Verdienst. Die Antwort auf die Frage aber, wie historisch gewonnene Erkenntnisse in das Ganze der Theologie integriert werden können, blieben beide schuldig. Sie ist uns Heutigen aufgegeben.

Zum Abschluß folgte ein Vortrag des Mediaevisten Prof. Dr. phil. Dieter Berg, Hannover, aus seinen jüngsten wissenschaftsgeschichtlichen Forschungen: "Historiographia Franciscana. Zum Franzikusbild in der deutschen Geschichtsschreibung im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert".

Der Referent beleuchtete vor allem zwei wissenschaftshistorische Problemkreise. Zum einen skizzierte er Grundzüge der Entwicklung der franziskanischen Geschichtsforschung vom frühen 19. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg, wobei bewußt auch Studien nicht-franziskanischer Provenienz Berücksichtigung fanden, zumal sie maßgeblich diese Entwicklung beeinflußten (z.B. Paul Sabatier!), während der Ordensgeschichtsschreibung, die sich wesentlich auf Grundlagenforschung konzentrierte, Arbeiten von solcher Breitenwirkung fehlten. Die Analyse konnte aus Zeitgründen nur punktuell mit einem vergleichenden Blick auf die Gesamtentwicklung der Mittelalterwissenschaft im genannten Zeitraum verbunden werden. Der Referent betrat im übrigen Neuland auch insofern, als die Historie der Mediaevistik wissenschaftshistorisch bisher wenig systematisch erforscht ist.

Zum andern verdeutlichte B. den Wandel im Bild von Franziskus und seinem Orden und zeigte auf, daß dabei mitunter tagespolitische Einflüsse – wie auch in anderen Bereichen der Geschichtswissenschaft – und Auswirkungen verhängnisvoller Konflikte zwischen den Konfessionen nicht zu übersehen sind. Das Schwergewicht der Untersuchung legte er im begrenzten Vortragsrahmen auf den Bereich der deutschen Geschichtsforschung, ohne jedoch auf vergleichende Aspekte ganz zu ver-

zichten. Es wurden wichtige wissenschaftshistorische Entwicklungen auf dem Feld der Franciscana vor allem in den romanischen Ländern berücksichtigt. Ziel der Überlegungen war es, einerseits die grundlegende Bedeutung der franziskanischen Forschung des ausgehenden 19. Jahrhunderts für die weitere Wissenschaftsentwicklung aufzuzeigen. Andererseits suchte B. zu verdeutlichen, in welchem Maße Vorstellungen oder "Bilder" vom Heiligen aus Assisi, wie sie zeitbedingt im 19. Jahrhundert entfaltet wurden, bis weit in das 20. Jahrhundert hinein wirksam blieben und noch zum Teil in der Franziskusforschung der Gegenwart auffindbar sind. Der Referent bot mit seiner Bestandsaufnahme der Franziskusforschung und seinen Thesen auch interessante Ansatzpunkte für die Diskussion, etwa zu den unterschiedlichen Wegen der Konfessionen zu Franz von Assisi über Poesie und Wissenschaft.

An alle drei Vorträge schlossen sich lebhafte Aussprachen an.

Laetitia Boehm

Gesellschaft zur Herausgabe des Corpus Catholicorum e.V.

Der Vorsitzende, Prof. Dr. Klaus Ganzer, berichtete über den Mitgliederstand und über die laufenden Veröffentlichungen der Gesellschaft.

Die Mitgliederversammlung sprach dem Vorstand und dem Ausschuß Entlastung für das Geschäftsjahr 1993 aus.

Den Vortrag hielt Frau Dr. Barbara Henze, Freiburg, über das Thema: Abgrenzung oder Entgegenkommen? Georg Witzel und die Leipziger Formel (1539). – Ein Versuch zur Gewinnung der Kircheneinheit.

Die Religionsgespräche, die anfangs der 40er Jahre des 16. Jahrhunderts auf Reichsebene geführt wurden, um die Kircheneinheit und mit ihr die Reichseinheit zu retten, wurden von einer Theologengruppe getragen, die als "Vermittlungstheologen" in die Geschichte eingegangen sind. Was stand hinter ihrer Vermittlungsbereitschaft? Lange Zeit lautete in der Forschung die Antwort: Um des Friedens und der Kircheneinheit willen war diese Gruppe zu Konzessionen in dogmatischen Fragen bereit, die zu Lasten der "Wahrheit" gingen. Als klar wurde, daß es keinen Kompromiß an der Wahrheit vorbei geben würde, war das Ende dieser Gruppe gekommen.

Gegegenüber dieser Ansicht werden in jüngster Zeit Bedenken angemeldet:

1. Auch die Vermittlungstheologen vertraten eine "Wahrheit", von der sie um keinen Preis abweichen wollten. 2. Manche dogmatischen Fragen waren überhaupt noch nicht beantwortet. Diese Theologen an der Latte zu messen, die das Lehramt der Kirche erst in Zukunft anlegen sollte, ist unhistorisch. 3. Das Ende der Vermittlungstheologie ist nicht mit dem politischen Ende der Gruppe gleichzusetzen, die sie unterstützt.

Diese Bedenken können durch die Untersuchung der Theologie Georg Witzels (1501–1573) untermauert werden. Er ist den Vermittlungstheologen zuzurechnen. In ihre Gedankenwelt vermag die "Leipziger Formel", die er mit Martin Bucer als Fazit des Religionsgesprächs vom Anfang 1539 aufstellte, Einblick zu geben. Tragendes Prinzip der Theologie, die hinter der Leipziger Formel steht, ist die "Synkatabasis", die Haltung des "Entgegenkommens". Formuliert wurde diese Haltung erstmals von Erasmus von Rotterdam in seiner 1533 erschienenen Schrift "De sarcienda ecclesiae concordia". Wie weitreichend diese Haltung ist, wurde für Erasmus bereits nachgewiesen (vgl. M. Turchetti, Une question mal posée: Érasme et la tolérance. L'idée de sygkatabasis, in: BHR 53 (1991) 379–395). Capito, Bucers Freund in Straßburg, und Witzel haben jeweils eine Übersetzung der Schrift ins Deutsche drucken lassen. Es ist daher nicht verwunderlich, daß sich die Prinzipien des "Entgegenkommens" auch in der Leipziger Formel finden. Es sind dies:

 Die Unterscheidung zwischen wesentlichen und unwesentlichen Inhalten im Christentum und in der Theologie. Die Bereitschaft "entgegenzukommen" (accomodare) bezüglich aller Inhalte, die nicht zu den wesentlichen (akineta) zählen.

3. Maßstab, wie weit man entgegenkommt, ist die jeweilige Situation der Menschen.

In der Leipziger Formel ist der eine wesentliche Inhalt, von dem nicht abgewichen werden kann, eine spezifische Form der Rechtfertigungslehre, die mit dem "solus Christus" zugleich betont, daß die Menschen am Ende aller Tage nach ihren Werken gerichtet werden, auch wenn sie die guten nur durch Christus haben wirken können. Wichtiger noch als die Aufnahme dieses Artikels in die Lehrabschnitte der Formel ist ihre Verwendung in jedem der "praktischen" Abschnitte. Zeigt sie doch, welche Vorstellung von "theologischer Wahrheit" die Autoren der Formel haben: Christsein zeigt sich nicht in der verbalen Annahme von wahren Sätzen, hier der Rechtfertigungslehre, sondern in der Art, wie die Rechtfertigungslehre ins Leben umgesetzt wird. Deshalb genügt es nicht, um Lehrsätze zu streiten, Reformmaßnahmen sind mindestens so nötig, desgleichen Bildungsbemühungen, um die Menschen überhaupt in die Lage zu versetzen, die theologischen Erkenntnisse zu leben.

Die Konzentration auf das Wesentliche in der Lehre und die Artikulation der Unumgänglichkeit der Reform und des Bemühens um Verstehbarkeit der theologischen Inhalte seitens der Menschen machte die Formel interessant. Zwecks Begutachtung im Hinblick auf das auf dem Frankfurter Anstand vom 19. April 1539 beschlossene Religionsgespräch am 1. August 1539 in Nürnberg kursierte sie in ganz Deutschland. Abgelöst wurde sie vom "Regensburger Buch". Die theologische Konzeption, die hinter ihr stand, beflügelte zu allen Zeiten die ökumenischen Gespräche, sie lebte in der "Epikie" weiter und in der Vorstellung von den "Fundamentalartikeln" bzw. der "Hierarchie der Wahrheiten".

Klaus Ganzer

5. Sektion für Altertumswissenschaft

a) Abteilung für Klassische Philologie

Wieder einmal erwies sich Bamberg, wo die Görres-Gesellschaft zuletzt im Jahre 1979 zu Gast gewesen war, als eine Stadt von ganz besonderer Anziehungskraft. Das Sektionstreffen am Abend des 25. September vereinte die Mitglieder in so großer Zahl wie selten zuvor, und die einladende Atmosphäre des Lokals (Sudhausstube des Hotels "Wilde Rose") tat ein übriges, um diesen Abend des Wiedersehens im Gedächtnis haften zu lassen.

Das wissenschaftliche Programm des folgenden Vormittags (26. September) wurde mit einem Vortrag von Professor Dr. Kajetan Gantar (Ljubljana) eröffnet. Der Referent, der darin auch Erfahrungen aus seiner slowenischen Heimat fruchtbarmachen konnte, behandelte das Thema "Die Probleme der Zweisprachigkeit und der sprachlichen Kultur in der römischen Republik".

Es gibt Indizien, die darauf hinweisen, daß es in Rom schon früh verschiedene Erscheinungen der Zweisprachigkeit (besonders der lateinisch-griechischen) gegeben hat, wie z.B. viele Fremd- und Lehnwörter, Schriftsteller fremder Herkunft, Erziehung der Kinder durch fremde Sklaven usw. Von der Verbreitung der Zweisprachigkeit zeugen u.a. viele Wortwitze, insbesondere spaßhafte Anspielungen auf die griechischen redenden Namen der in Plautinischen Komödien auftretenden Personen, Anspielungen, die nicht nur oberflächliche Kenntnisse des Griechischen bei dem Publikum voraussetzen. Auch für die Satire des Lucilius war (laut Horaz, sat. 1, 10, 20–24) eine Mischung von Lateinischem und Griechischem kennzeichnend.

Trotzdem bleiben in diesem Zusammenhang viele Fragen offen, wie z.B. die nach dem Ausmaß, in welchem sich die Zweisprachigkeit nach außen (in Bevölkerungsschichten) und nach innen (im Wortschatz und in Sprachstruktur) ausgewirkt hat. War es eine Eliten- oder eine Massenerscheinung? War sie durch tägliche familiäre und geschäftliche Kontakte spontan entstanden oder durch

Erziehung, Schulwesen und Kulturpolitik absichtlich bewirkt und bewußt angeregt? War es ein naturgegebener Äquilinguismus oder künstliche Modeerscheinung, wie man z.B. der Notiz über Aulus Albinius (Gellius 11, 8, 2-3) entnehmen kann? U. dgl. m.

Als Reaktion auf die Zweisprachigkeit, in der sich eine der beiden Sprachen in inferiorer Situation finden kann, kommt es häufig zur Stärkung des Nationalbewußtseins und demzufolge zur Erhöhung der sprachlichen Kultur, was in extremen Fällen zu gewissen Phänomenen des Purismus ausarten kann. Das sind sozusagen natürliche Abwehrmaßnahmen des sprachlichen Organismus gegen die Fremdkörper, die seine Identität anzugreifen oder zu vernichten drohen.

Im Rom des ersten vorchristlichen Jahrhunderts kommen solche Tendenzen besonders bei Cicero klar zum Ausdruck. Einerseits war Cicero ohne Zweifel selbst ein homo bilinguis, wovon besonders seine Privatkorrespondenz ein schönes Zeugnis ablegt. In seinen Briefen an verschiedene Adressaten findet man unzählige sich wiederholende Übergänge vom Lateinischen ins Griechische und umgekehrt, was getreu eine Gepflogenheit der damaligen Umgangssprache wiedergibt; es existieren Briefe, in denen das Griechische bis zu einem Drittel oder einen sogar noch größeren Teil des gesamten Wortumfangs einnimmt. Aber eben deswegen war sich Cicero selbst um so mehr der Gefährdung der innersten Substanz des Lateinischen bewußt; und eben deswegen hat er in seinen philosophischen Schriften eine ganz anders konzipierte Sprachpolitik (als in den Privatbriefen) verfolgt. Er hat alles getan, um seine Landsleute von den Vorzügen und der Überlegenheit der lateinischen Muttersprache zu überzeugen. Deswegen werden in seinen philosophischen Schriften griechische Zitate, auch einzelne Wörter, möglichst vermieden. Immer wieder wird nachgewiesen und hervorgehoben, daß die lateinischen Fachausdrücke auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften den griechischen keineswegs nachstehen, daß sie ihnen vielmehr gleichwertig oder sogar überlegen seien: sie seien kräftiger, sie gäben das Wesentliche besser wieder, sie träfen den Kern der Sache, sie seien feiner nuanciert. Man vgl. diesbezüglich Ciceros Erörterungen über divinatio (de div. 1,1,1), convivium (Cato M. 13,45), insania (Tusc. 3,5,10), temperantia (Tusc. 3,8,16) und besonders über dolor und labor als lateinische Substitute für das griechische Wort πόνος; letztere werden zu einem langen, ironisch pointierten Exkurs, der in dem pathetischen Ausruf gipfelt: O verborum inops interdum, quibus abundare te semper putas, Graecia! (Tusc. 2,15,35)

Cicero hat mit dem Instinkt eines guten Psychologen und Wortkünstlers, eines ebenso überzeugten Patrioten wie weitsichtigen Kosmopoliten richtig geahnt, von welcher Seite einer Sprache im zweisprachigen Milieu ernste Gefahr drohen kann: nicht von den Gewohnheiten der Alltagssprache, sondern vom Verzicht auf die Pflege der Geisteswissenschaften und schönen Künste im muttersprachlichen Idiom.

Allerdings war der Kampf um lateinische nationale und linguistische Identität mit Cicero nicht zu Ende. Nach dem Verfall der Republik siedelten sich wieder Tausende von griechisch sprechenden Menschen in Rom an, das erst damals zu einer wirklich zweisprachigen Großstadt geworden ist. Vgl. Juvenals Äußerung: non possum ferre, Quirites, Graecam urbem (1,3,41). Kein Wunder, daß in einer solchen Umgebung auch der Gedanke, Griechisch sei die einzige einer hohen Kultur würdige Sprache, nicht so bald aussterben konnte. Mit diesem Gedanken kokettierten sogar die ersten Kaiser, die ihre Schriften oft lieber auf Griechisch als auf Lateinisch verfaßt haben (z.B. Claudius, Nero, Titus, Hadrian und besonders Marc Aurel).

Mit Ausführungen, die unter dem Titel standen "Warum das Imperium Romanum funktionierte: Neues zur Lex Lati (Tabulae Irnitanae)" gab anschließend Professor Dr. Wolfgang Dieter Lebek (Köln) einen aufschlußreichen Einblick in seine epigraphischen Forschungen und deren weitreichende Bedeutung.

Der Vortrag kombinierte die allgemeine Frage nach dem Funktionieren des römischen Reiches mit einem speziellen Problem, das sich aus einem Neufund von 1986 ergab, aus der sogenannten "Lex Irnitana". Es ging darum, den Textbestand dieser für das Municipium Flauium Irnitanum gültigen Version der Lex Lati, des 82/83 n. Chr. eingebrachten Gesetzes über das Latinische Recht, zu erweitern, und zugleich das Verständnis für eine domitianische Neuerung zu fördern, die den unter die Lex Lati fallenden Provinzstädten Wahlkreise und Bürgerlisten beschert hat, die curiae.

Während da Original der *Lex Lati*, des stadtrömischen Ursprungsgesetzes, verloren ist, sind seine municipalen Abkömmlinge aus einer beträchtlichen Anzahl spanischer Orte bekannt, wo sie in Bronzetafeln eingraviert waren. nach der Auffindung von 6 Bronzetafeln der "Lex Irnitana" ist die

Lex Lati nunmehr insgesamt zu etwa 70 Prozent mehr oder weniger exakt im Wortlaut bekannt. Der Fehlbestand läßt sich W. D. Lebek zufolge mittels eines 1990 von F. Fernández publizierten dreieckigen Plättchenbruchstücks verringern: Dieses Fragment enthält nach allem Anschein Reste der bisher unbekannten ersten Zeilen von Tab. Irn. VI A und VI B, die dem Themenbereich "Die curiae und die Wahlen" angehören. Besonders instruktiv sind in der linken Fragmentspalte die unscheinbaren Buchstaben [---]ME . AE. Die fragliche Buchstabenfolge erscheint innerhalb des Gesetzeskomplexes "Lex Lati", abgesehen von dem vorliegenden Fragment, nur noch ein einziges Mal, und zwar in der Junktur quam maxiME AEqualiter. Das für das Fragment zurückgewonnene [--- quam maxi]ME . AE/[qualiter ---] muß in einen Rechtsbefehl hineingehören, dessen Adressaten nur die Duumvirn sein können (oder auch einer von ihnen). Sie sollen die municipes möglichst gleichmäßig auf die Curien verteilen. Mit Hilfe weiterer geeigneter Kombinationen wurde auf der Basis des bisher ungedeuteten Fragments von 1990 für Tab. Irn. VI A 1-7 = Paragraph 50 (?) Absatz 2 und Tab. Irn. VI B 1-4 = Paragraph 51 Absatz 1 der vollständige Wortlaut rekonstruiert. Daraus ergaben sich manche neue Einsichten über die curiae, die municipalen Wahlkreise und Bürgerlisten.

Wie ein römischer Bürger daran zu erkennen war, daß er zu einer bestimmten Tribus gehörte, so war der Bürger eines von der Lex Lati geordneten latinischen Municipiums, der municeps, dadurch als städtischer Bürger definiert, daß er ständig einer bestimmten Curie zugewiesen war. Diese Curien wurden durch die Lex Lati in die betreffenden Municipien überhaupt erst eingeführt. Die Festlegung eines Maximums von höchstens 11 Curien sollte die Gefahr eindämmen, daß eine der Curien aufgrund fehlenden Wählerbestands unterging. Dazu war als weitere Bedingung erforderlich, daß die städtischen Bürger möglichst auf die Curien verteilt wurden. Über den letzteren Aspekt hinaus verhindert die vom Vortragenden erkannte Regelung [quam maxi]me ae[qualiter], daß der Mehrheitswille durch eine Manipulation der "Wahlkreisgrößen" zur Unkenntlichkeit verzerrt wird. Die Funktion der curiae erschöpfte sich aber nicht darin, daß sie das Wahlvolk strukturierten. Recht deutlich erkennbar ist nämlich noch die Maßgabe [ita, ut auus paternus pater] fili nel[otes filio nati uni curiae adscribantur]. Die für Paragraph 50 (?) Absatz 2 erschlossene Regelung "Zusammenbleiben von vier Generationen in einer Curie" war primär in der Notwendigkeit begründet, die Einhaltung oder Nicht-Einhaltung der gesetzlichen Vermögensvoraussetzungen für die Wahrnehmung öffentlicher Aufgaben zu überblicken.

Unter den vielen interessanten Aspekten der Lex Lati ist es ein besonders bemerkenswerter, daß sie den betroffenen Municipien die curiae aufgezwungen und in ausführlicher Regelung Rechte der municipalen Bevölkerung institutionalisiert hat, die diesen Kommunen fremd waren. Der neue Text läßt nach W. D. Lebek die gereifte römische Gesetzgebungskunst erkennen, die überregionale Vereinheitlichung und lokale Selbstbestimmung miteinander verbindet, und dies in konziser Form vermittelt.

Am Nachmittag sprach dann Dr. Christian Pietsch (Mainz) "Zur Bedeutung der Orpheusgesänge in den Argonautica des Apollonios Rhodios" und konnte damit das Verständnis von Hintergrund und Intention des Werkes in einem zentralen Bereich fördern.

I. Einleitung, Paraphrase des ersten Orpheusgesanges und Aufgabenstellung

Von den elf in den Argonautica des Apollonios enthaltenen Orpheusgesängen wird vordringlich der erste besprochen (I 494–518). Mit seiner umfassenden kosmologisch-theologischen Thematik ist er der bedeutendste unter den Orpheusgesängen, doch entsprechen ihm die übrigen zumindest prinzipiell. So erhebt die Untersuchung durchaus den Anspruch, dieses Phänomen insgesamt nach seiner kontextuellen Funktion, darüber hinaus aber auch nach einer Bedeutung für eine eventuelle Theologie des Apollonios zu klären.

Zur Situation: Iason, durch Verzweiflung wegen der anstehenden, gefahrvollen Fahrt nach Kolchis gelähmt, kann sich gegen die Beleidigungen des Idas nicht zur Wehr setzen. nach dem Eingreifen des Idmon im Sinne Iasons droht der Streit in Handgreiflichkeiten auszuarten. Die Fahrt ist noch vor ihrem Beginn gefährdet. Nach gewaltsamer Trennung der Kontrahenten setzt der Gesang des Orpheus ein, der die Entstehung der Welt und die Abfolge der Göttergenerationen bis auf Zeus besingt. Gebannt lauschen die Argonauten. Nach dem Gesang ist der Streit vergessen. Mit einem Opfer an Zeus wird der Tag in Harmonie beschlossen.

II. Zum Stand der Forschung

Der bisherige Diskussionsstand der Forschung kann nicht völlig zufriedenstellen. Detaillierte formale oder auch inhaltliche, auf die möglichen Quellen bestimmter Formulierungen konzentrierte Untersuchungen tragen nicht zu einer Erklärung der Funktion des Gesanges bei. Die hierzu gebotenen Deutungen, die beispielsweise die Beilegung des Streites als seine Aufgabe hervorheben, bleiben unbefriedigend, da sie die spezifische Bedeutung der Thematik nicht erklären können. Dies ist um so bemerkenswerter, da sich eine kosmologisch-theologische Tradition unter Einschluß der Beschreibung ihrer rezeptiven Wirkung in der griechischen Literatur vor Apollonius als Hintergrund der Gesänge klar aufweisen läßt.

III. Zur Tradition theologisch-kosmologischer Gesänge und ihrer rezeptiven Wirkung

Mit Hesiods Theogonie wird einer von zahlreichen Belegen einer derartigen Tradition beispielhaft ausführlicher behandelt. Im Bereich der Götter üben die Musen die Funktion der Sänger aus. Sie singen den Olympiern u.a. von der Ordnung der Götter und der Welt vor. Form und Inhalt, ästhetische und intelligible Qualität des Gesanges sind so groß und der Gesang so lieblich, daß das göttliche Auditorium in ewige Freude und Heiterkeit versetzt wird. Zum göttlichen Bereich steht der menschliche in Analogie. Auch der menschliche Sänger bewirkt nach seiner irdisch begrenzten Weise bei den Menschen Entsprechendes. Die Einsichtnahme der Hörer u.a. in die Schönheit der Welt- und Götterordnung nimmt allen Kummer und sorgt für psychisches Glück. Als soziale Wirkung dieser Kontemplation bestimmt friedensstiftende Rechtlichkeit das Verhalten der Menschen.

IV. Der kosmologisch-theologische Gesang des Orpheus

Daß Apollonios sich gezielt in die exemplarisch an Hesiod aufgezeigte Tradition stellt, ist evident und Punkt für Punkt nachvollziehbar. Auch er läßt die kosmologisch-theologischen Inhalte durch einen Sänger vortragen. Dem Gesang verleiht er durch Reminiszenzen an verschiedene Autoren einschlägiger Werke eine würdevolle Patina. Auch bei ihm stellt der Gesang eine letztlich sinnvolle, in einer zielgerichteten Bewegung verlaufende, qualitativ hochstehende und stabile Ordnung vor. Dies gilt analog für den kosmologischen ersten wie für den theologischen zweiten Teil des Liedes. Auch bei ihm werden die Hörer von einer kontemplativen Faszination erfüllt. Auch bei ihm verschwindet der negative Affekt unmittelbar. Auch bei ihm führt die innere Harmonie zu einer äußeren.

V. Ergebnis und weitere Perspektiven

Der kosmologisch-theologische Inhalt des ersten Orpheusgesanges kann vor dem Hintergrund der am Beispiel Hesiods aufgewiesenen Tradition als spezifische und darum unverzichtbare Voraussetzung des Gesanges erwiesen werden. Die gewählte Thematik ist nicht austauschbar, sondern notwendig zur Erzielung einer durchschlagenden und umfassenden Wirkung. Derartige Rückwendungen auf umfassende Ordnungen wiederholen sich zumindest im Grundsatz in den meisten der übrigen Orpheusgesänge mit ähnlicher Thematik und ähnlichen Wirkungen in ähnlicher Situation. Damit ist die Tradition, die werkimmanente Stellung und kontextuelle Funktion gerade dieser Thematik der Orpheusgesänge im Rahmen der Handlung geklärt.

Es bleibt die Frage nach einer eventuellen Theologie des Apollonios, auf die die Orpheusgesänge verweisen könnten. Um zu einer abschließenden Antwort zu kommen, müßten zuvor alle relevanten Stellen, die sich über die Rolle der Götter äußern, ausgewertet werden. Dies übersteigt den Rahmen des Vortrages, der in diesem Punkt nur auf die Notwendigkeit weiterer Forschungen hindeuten kann. Doch die Ernsthaftigkeit, mit der die Orpheusgesänge und eine Fülle weiterer Stellen durch Kontakt mit und Hinwendung auf Göttliches als Motivation des Ereignisablaufes verwendet werden, läßt schon jetzt vermuten, daß Apollonios – neben der aufgezeigten werkimmanenten Bedeutung – zumindest auch an einen die werkimmanente Ebene übersteigenden, umfassenden theologischen Horizont als Botschaft an den Rezipienten seiner Argonautica gedacht hat.

Am Ende des Programms der Klassischen Philologie stand am Dienstag vormittag ein Vortrag des Erlanger Archäologen Privatdozent Dr. *Michael Donderer*, der mit weitem Umblick "Merkwürdigkeiten im Umgang mit griechischer und lateinischer Schrift in der Antike" vorstellte und deren Hintergrund beleuchtete.

Ein bisher wenig beachtetes Phänomen in der Epigraphik ist die Nachahmung älterer Schriftduktus bereits in der Antike. Grund dafür konnte der Ersatz einer älteren Inschrift vor allem im Sakraloder Sepulkralbereich sein, gelegentlich ist aber auch mit einer gewollten Stileigentümlichkeit zu rechnen. Beschränkt sind bisher die Kriterien, einen Titulus als archaisierend zu erkennen.

Vor allem auf Tongefäßen finden sich in der Antike sog. Pseudo-Inschriften, d.h. entweder Buchstabenkombinationen ohne Sinn oder aber buchstabenähnliche Zeichen. Die Erklärung, daß es sich bei den Produzenten eben um Analphabeten gehandelt habe, kann jedoch in etlichen Fällen nicht zutreffen.

Grabinschriften erscheinen seltsamerweise gelegentlich nicht auf der Haupt- bzw. Vorderseite eines Grabbaues oder Grabmonuments, sondern auf dessen Nebenseite. Dasselbe gilt für Künstlersignaturen, deren Anbringungsort die Bildhauer wahrscheinlich mit Rücksicht auf die Wünsche des Auftraggebers gewählt haben.

Zudem gab es im Altertum verschiedene Codierverfahren im militärisch-diplomatischen Bereich. Verschlüsselungen meist einfacher Art begegnen auf zahlreichen Verfluchungstafeln. Besonders beliebt war dabei die Transkription eines lateinischen Textes in griechische Buchstaben; seltener läßt sich hingegen der umgekehrte Fall nachweisen.

Aber auch in anderen Denkmälergattungen kommt dieses Phänomen vor, z.B. auf zahlreichen Grabsteinen, die schwerpunktmäßig aus Rom oder seiner Umgebung stammen. Vielleicht ist darin ein Hinweis auf die Bildung des Verstorbenen zu sehen.

Aus dem griechischen Gelagebereich sind die Formen ZESES und PIE übernommen, die sich auf vielen stadtrömischen Glasgefäßen und spätantiken Spruchbechern Germaniens finden. Aus dem Bereich des Wagenrennens stammt das Wort NICA, das auf zahllosen Kontorniat-Medaillons und einigen Mosaiken mit Rennfahrer-Darstellungen zu lesen ist.

Schließlich läßt sich die lateinische Transkription des Verbums auf vielen Handwerkserzeugnissen belegen, die vorwiegend der frühen Kaiserzeit angehören. In einigen Bereichen des Kulturlebens war der griechische Einfluß offensichtlich so stark, daß auch Bevölkerungsgruppen, die des Griechischen nicht mächtig waren, einzelne Wörter adaptierten bzw. bei deren Vorkommen wußten, welchen ungefähren Sinngehalt sie besaßen.

Die Zuhörer dankten den Rednern durch reges Interesse, das sie den behandelten Themen entgegenbrachten. Einmal mehr zeigte es sich, daß die für die Aussprache jeweils vorgesehene Zeit zu knapp bemessen war, um eine erschöpfende Diskussion zu ermöglichen

Wie immer bildeten "Berichte und Informationen" einen Teil des Programms. Dabei umriß Professor Dr. Bernard Coulie (Louvain-la-Neuve) zunächst den Stand der Arbeit an der "editio maior critica" Gregors von Nazianz:

Professor J. Mossay hat einen dritten Band des Repertorium Nazianzenum herausgegeben. Dieses Buch, das als Band 10 der Forschungen erschienen ist, beschreibt 310 Handschriften, die in Deutschland, Belgien, Weißrußland, Griechenland, Holland, Polen, Rußland, in der Türkei und in der Ukraine erhalten sind. Herr Mossay hat schon einen vierten Band des Repertorium Nazianzenum über die Handschriften des Berges Athos vollendet und wird ihn bald dem Herausgeber der Gregor von Nazianz-Forschungen druckfertig übergeben. Daneben sind drei weitere Bände des Repertorium in Vorbereitung, einer über die Vatikanhandschriften, in Zusammenarbeit mit Dr. L. Hoffmann (Mainz), ein anderer über die Handschriften aus Italien (mit Ausnahme von der Bibliotheca Vaticana), und ein dritter über die Sinaïhandschriften.

In Louvain-la-Neuve sind die Arbeiten im Rahmen des Forschungszentrums "Centre d'études sur Grégoire de Nazianze" fortgesetzt worden. Die in Würzburg angekündigten Bücher sind bereits erschienen:

J. NIMMO SMITH, Pseudo-Nonniani in VI orationes Gregorii Nazianzeni commentarii (Corpus Christianorum. Series Graeca. Corpus Nazianzenum, 2). Die Ausgabe verwertet alle erhaltenen griechischen Handschriften (über 150), und auch die syrische sowie die armenische Übersetzung.

Die Lesarten dieser zwei Versionen werden im Apparatus criticus neben den griechischen Lesarten angeführt, nach einem System, das für die armenische Ausgabe erstellt worden ist und für alle orientalischen Ausgaben Gregors von Nazianz gültig ist.

B. COULIE, Gregorii Nazianzeni opera. Versio armeniaca, I. Orationes 2. 12. 9 (Corpus Christianorum. Series Graeca. Corpus Nazianzenum, 3). Der erste Band der armenischen Übersetzung Gregors – aber auch der erste Band der Gregorausgabe – ist im Frühjahr 1994 erschienen. Für einen zweiten Band ist der Text der Homilie 7 (über seinen Bruder Kaisarios) durch Anna Sirinian schon fertiggestellt. In Vorbereitung sind nun die Homilie 4 (über Julian den Abtrünnigen), die von Frau Sirinian als Dissertation in Mailand eingereicht wird, und die Homilie 21 (über Athanasios von Alexandrien).

Dank einer neuen Forschungssubvention der Universität ist es möglich geworden, zwei Mitarbeiterinnen für zwei Jahre anzustellen: Véronique Somers untersucht die frühe griechische Textüberlieferung, besonders aufgrund einer Kollation der Homilie 21, und Laurence Tuerlinckx hat die Ausgabe einiger Homilien in arabischer Übersetzung in Bearbeitung unter der Leitung von Professor J. Grand'Henry (Hom. 1, 45, 44). Prof. Grand'Henry hat den Text der Homilie 21 ins Arabische schon fertiggestellt. Damit liegen für die Homilie 21 gleichzeitig Untersuchungen zum griechischen (V. Somers), zum arabischen (J. Grand'Henry), zum armenischen (B. Coulie) und zum syrischen (C. Detienne) Text vor. In Tiblissi haben unsere Mitarbeiterinnen, unter der Leitung von Frau Hélène Metreveli, den georgischen Text vorbereitet, der sich in der ersten Hälfte einer liturgischen Sammlung (d.h. 8 von 16 Homilien) findet. Diese georgische Ausgabe wird auch im Corpus Nazianzenum erscheinen.

Anschließend berichtete Prof. Dr. Martin Sicherl von der Fertigstellung des Kommentars zu den "Mahnungen an die Jungfrauen" (Gregor von Nazianz, carmen 1,2,2), der im Wintersemester 1994/95 der Philosophischen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster als Dissertation vorliegt.

Prof. Dr. Tony Hackens informierte über die aufsehenerregende Entdeckung der Hauptstadt der Hyksos, die in mancherlei Hinsicht revolutionäre Erkenntnisse erwarten lasse.

Der Unterzeichnete gab Nachrichten aus dem Mitgliederkreise bekannt und konnte seiner Freude über die anhaltend gute Entwicklung der Sektion Ausdruck geben.

Hans Jürgen Tschiedel

b) Abteilung für Alte Geschichte

Die Alte Geschichte war im Sektionsprogramme mit 2 Vorträgen vertreten.

Am Montag, den 26.9. sprach Frau Prof. Dr. Theodora Hantus, Siegen, über "Cato Censorius. Die Grundgedanken seiner Politik."

Cato der Ältere war die dominierende Persönlichkeit in der römischen Politik in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts. Kaum ein Thema der Innen- und Außenpolitik, zu dem er nicht Stellung genommen, kaum ein Thema, zu dem sich seine Meinung nicht durchgesetzt hätte. Kaum auch hat die römische Geschichte Persönlichkeiten aufzuweisen, die ähnlich vielseitig gewesen wären: Das erste historische Prosawerk in lateinischer Sprache, die Origines, das die Geschichte Roms von den Anfängen bis zum Prozeß des Galba i. J. 149 v. Chr. in origineller Weise durchstrukturiert schildert, geht ebenso auf Cato zurück wie die erste römische Fachschrift über die Landwirtschaft (de agri cultura). Der erste römische Kuppelbau in Rom (184 v. Chr.), eine Basilica nach griechischem Vorbild, war eine Idee Catos. Berühmt geworden ist er allerdings weniger wegen seiner städtebaulichen Maßnahmen und seinen literarischen Werken, sondern für die bemerkenswerte Strenge seiner

Censur, die ihm den Beinamen "Censorius" einbrachte. In Anerkennung seiner Leistungen als hart durchgreifender Censor errichtete ihm das Volk eine Statue im Tempel des Salus. Einen fast ebenso hohen Berühmtheitsgrad wie seine Censur erlangte sein "centerum censeo" im Zusammenhang mit seinem unermüdlichen Einsatz für die Zerstörung Karthagos im Rahmen eines dritten gegen den großen Rivalen Roms zu führenden Krieges.

Das einstmals vorherrschende Cato-Bild wurde durch Theodor Mommsen geprägt – es war von beeindruckender Geschlossenheit und Farbigkeit. Es war das Bild eines römischen Aristokraten, der inmitten einer gewandelten Welt an überholten Traditionen starrsinnig festgehalten hat und sich als Gegner aller Neuerungen erwies. An die Stelle des alten Bildes ist seit den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts ein Cato getreten, der gänzlich in der Ideenwelt der Aristokratie seiner Zeit aufgeht: Er vertritt die Interessen der regierenden Schicht und ist Repräsentant der Haltung und Meinung seiner Zeitgenossen. Sein Hauptanliegen war es demnach, der führenden Schicht Roms, der er selbst angehörte, ihre materielle, soziale und politische Zukunft zu sichern. Die überdurchschnittliche Motivation zu seinem Engagement in der römischen Öffentlichkeit bezog Cato gewiß aus seiner Herkunft als homo novus, die es notwendig machte, die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen durch besondere Leistungen auf sich zu ziehen. Ein Überblick über die Inhalte seiner Politik auf den verschiedenen Problemfeldern der Zeit führt zu der Frage, inwieweit er sich von anderen politischen Führungspersönlichkeiten der römischen Republik unterscheidet und was eigentlich eine Führungspersönlichkeit ausmacht.

Am Dienstag, dem 27.9. behandelte Frau Priv.-Doz. Dr. Elisabeth Herrmann-Otto, Mainz, das Thema "Der Mythos Sparta in der Kritik des Aristoteles"

Mit dem antiken Sparta, dem großen Kontrahenten und Rivalen Athens, verbinden wir gemeinhin die Vorstellung von Disziplin, Tapferkeit, absolutem Gehorsam und vor allem Unbesiegbarkeit seiner Krieger. Bereits in der Antike galt Sparta als vorbildliches Modell für eine krisenfeste, über die Jahrhunderte unverändert fortbestehende Verfassungs- und Gesellschaftsordnung. Die geschichtliche Entwicklung straft aber sowohl die antiken wie auch die modernen Spartabilder Lügen. Von der großen Niederlage bei Leuktra im Jahr 371 v. Chr. hat sich der antike Stadtstaat nie wieder erholt, er sank zur totalen Bedeutungslosigkeit ab.

Dieses Ereignis hat Aristoteles als Zeitgenosse und Staatstheoretiker zum Anlaß genommen, um das bereits damals vorherrschende idealisierende Bild, das mit der politischen Wirklichkeit in einem unüberbrückbaren Gegensatz stand, einer empirischen Kritik zu unterziehen. Sein Augenmerk richtet sich dabei sowohl auf Institutionen der Verfassung wie auch auf die gesellschaftlichen Strukturen.

Aristoteles deckt Schritt für Schritt Defizite im Charakter einzelner Institutionen, wie dem Erbkönigtum, dem Ältestenrat und dem Ephorenamt auf. Er weist den Beamten Korruption und Inkompetenz nach und prangert beim Wahlverfahren die verschiedenartigsten Mängel an. Vor allem in seiner Analyse der Besitztumsverhältnisse gelingt es ihm aufzuzeigen, wie groß die Kluft zwischen idealem Anspruch und konkreter Wirklichkeit in Sparta ist: aus der Gesellschaft der Gleichen hat sich ein kleine reiche Oberschicht entwickelt, die einer völlig rechtlosen, in sich aber heterogenen Mehrheit gegenüber steht. Unterbevölkerung, Terror, Habgier und Luxus auf der einen Seite, Armut und soziale wie politische Rechtlosigkeit auf der anderen Seite sind die Folgen der Besitzakkumulation in den Händen einiger weniger. Sozialer Sprengstoff im Inneren, verbunden mit einer ständig abnehmenden Wehrkraft nach außen führen nach Aristoteles konsequent zur Katastrophe von Leuktra.

In seiner Kritik gibt es keine Tabuzonen. Sie richtet sich genauso massiv gegen das in Athen so bewunderte Erziehungssystem wie gegen die machtvolle Stellung der Spartanerinnen. In ihrer Bewertung, die der spartanischen Ehe- und Familienstruktur nicht gerecht wird, wie auch in der Kapitulation vor der Unmenschlichkeit der Helotie erweist sich der Philosoph als Kind seiner Zeit und der attischen Sehweise. Die Einordnung dieser fast singulären Spartakritik in den Gesamtzusammenhang der aristotelischen und der übrigen antiken Verfassungstheorien hilft die Frage zu beantworten, warum die Idealisierung Spartas so hartnäckig über die Jahrtausende hinweg die Kritik des Aristotels überdauert hat.

Beiden Vorträgen folgte eine engagierte, kontrovers geführte Diskussion.

Heinrich Chantraine

6. Sektion für Deutsche, Romanische und Englisch-Amerikanische Philologie

Mit der Bamberger Sektionsveranstaltung wurde die in Mannheim begonnene Veranstaltungsreihe zum Thema "Literatur und Religion in der Moderne" fortgesetzt. Nach der Zeit der Romantik und des Realismus wurde nun die Zeit der Jahrhundertwende ins Auge gefaßt. Der gemeinsame Blick der drei Sektionen auf das eine Thema erwies sich als außerordentlich aufschlußreich. Es zeigte sich, daß es in allen betrachteten Literaturen die Tendenz gibt, religiöse Motive und Ausdrucksformen für säkulare (politische, weltanschauliche, poetische) Ausdrucksziele zu verwenden. – Die Kurzfassungen der Referate stammen von den Vortragenden:

Prof. Dr. Frank-Rutger Hausmann, Freiburg: "Die Bibel in der französischen Literatur von Flaubert bis Camus"

Wenn es kaum eine Dichtung der abendländischen Kulturen gibt, in der die Bibel nicht mehr oder minder starke Spuren hinterlassen hat, so gilt dies in starkem Maße auch für die französische Literatur. Ihre früheste Periode (9.-12. Jahrhundert) ist rein von geistlicher Dichtung erfüllt. Das mag damit zusammenhängen, daß die Dichter "clerici" waren, aber sicherlich auch damit, daß die Menschen in einer zutiefst religiös geprägten Welt lebten, deren Anfang durch die Schöpfung und deren Ende durch das Jüngste Gericht festgelegt schienen. Der literarische Bezugstext, in dem alle Gott, die Welt und den Menschen betreffenden Fragen eine Antwort fanden, war die Bibel. Die Dichter (Eulaliasequenz, Passio, Jonasfragment, Alexius usw.) setzten sich das Ziel, das Esoterische der Kirche ins Exoterische zu überführen, die theologischen dogmatischen Gehalte zu vereinfachen. Während diese geistliche Dichtung bis zum frühen 13. Jahrhundert dominiert, tritt danach eine Verbürgerlichung der Literatur ein. Der Hundertjährige Krieg (1339-1453) führt nicht nur zum wirtschaftlichen und demographischen Niedergang des Landes, sondern auch zu einer kaum vorstellbaren sittlichen Verrohung, in der wenig Platz zu sein scheint für Spiritualität. Dennoch, die Dichtungen der nordfranzösischen Troubadours, des Rosenromans, selbst noch die eines François Villon, kennen Passagen rührenden Gottes- und Marienlobs und tiefer religiöser Empfindung. Die Renaissance und in ihrem Gefolge die Reformation lassen das Bedürfnis nach religiöser Literatur jedoch wieder hochschnellen. Ein Logozentrismus greift Platz, eine Wortgläubigkeit, die zu volkssprachlicher Übersetzung der Bibel, der Liturgie und der Psalmen wie Kirchenlieder führt und vor allem Drama und Epos beflügelt. So können wir in dieser zweiten Phase einer starken literarischen Bibelrezeption vor allem Dramatisierungen biblischer Stoffe konstatieren, was sich in den Märtyrerdramen des Barock noch fortsetzt, aber auch Schöpfungsepen (Agrippa D'Aubigné; Du Bartas), die den Ablauf der Weltgeschichte aus protestantischer Sicht in packende Verse zwingen und in der Verfolgung der Kalvinisten kulminieren, haben Konjunktur.

Das eigentliche Thema meiner Darlegungen bilden, um den umfangreichen Stoff zu beschränken, zahlreiche Christuspostfigurationen in der Erzählliteratur des 19. und 20. Jahrhunderts. Sie sind ergiebiger als die bisher erwähnten biblischen Quellen, Stoffe und Motive der älteren Zeit. Hier wird zwar die Säkularisierung bis zur Blasphemie auf die Spitze getrieben, da sich manch ein Schriftsteller mit dem trinitarischen Christengott vergleicht – er identifiziert sich als Schöpfergenie, als an der Gesellschaft leidender Künstler und Inkarnation des Logos bzw. als Sachwalter der Ästhetik des Schönen mit Vater, Sohn und Geist -, aber es ist aufschlußreich, daß diese in Opposition zur Religion stehenden Autoren in christlichen Denkmustern befangen bleiben und diese nicht wirklich überwinden können. Aus der Fülle der möglichen Bibelreminiszenzen beschränke ich mich bewußt auf Christuspostfigurationen und scheide fiktive apokryphe Jesusbiographien, Romane der Imitatio Christi und Romane nach dem Typ des Jesus redivivus aus. Mich interessieren die "unernsten Profanisierungen", die nicht mehr vom Säkular-Profanen zum Kerygmatischen, sondern vom Kerygmatischen zum (wieder) Säkularen gehen.

Die hier kurz skizzierte Auffassung prominenter Schriftsteller wird zunächst in der Literaturtheorie des 19. Jahrhunderts nachgewiesen (Victor Hugo, Baudelaire, Flaubert, Zola), um dann christologische Anspielungen in ausgewählten Erzählwerken zu interpretieren: Im Zentrum der Betrachtung sollen fünf Werke stehen, und zwar aus dem 19. Jahrhundert Alexandre Dumas (Le Comte de Monte-Cristo), Gustave Flaubert (Trois Contes) und Émile Zola (Le docteur Pascal), aus dem 20. Jahrhundert Henri Bosco (L'Ane culotte) und Albert Camus (La Chute).

Prof. Dr. Manfred Tietz, Bochum: "Benito Perez Galdos: von der Kritik am spanischen Katholizismus zu einer säkularisierten Sicht des Spanierproblems"

Die Auseinandersetzung zwischen Kirche und Staat, Kirche und Intellektuellen, Kirche und Arbeiterschaft beherrscht das ganze spanische 19. Jahrhundert und hat immer wieder nicht nur zu endlosen politischen Debatten (u.a. bei der Verfassungsreform), sondern auch zu sehr konkreten, einschneidenden wirtschaftspolitischen Maßnahmen ('desamortización de Mendizábal'), massiven antiklerikalen Revolten ('matanza de frailes') und Bürgerkriegen ('guerras carlistas') geführt. Es erstaunt daher nicht, daß die 'religiöse Frage' auch im spanischen Roman des 19. Jahrhunderts sozusagen allgegenwärtig ist: sei es als radikaler Antiklerikalismus bei dem sozialistisch engagierten Feuilletonromancier Ayguals de Izco (1801–1873) oder in versöhnlicherer Form bei dem Diplomaten und konservativen Liberalen Juan Valera (1824–1905).

Auch das sehr umfangreiche Werk von Benito Pérez Galdós (1843–1920), des zweifelsohne bedeutendsten spanischen Romanciers des 19. Jahrhunderts, ist eine unablässige Auseinandersetzung sowohl mit dem tradierten spanischen Katholizismus als auch mit den antiliberalistischen Grundströmungen der katholischen Kirche der zweiten Jahrhunderthälfte insgesamt. Mit seinen Romanen und den darin vertretenen religiösen Auffassungen hat Galdós zweifelsohne eine sehr breite Leserschaft erreicht und die religiösen Einstellungen der spanischen Gesellschaft beeinflußt.

Es wäre jedoch sicher falsch, in Galdós aufgrund seiner bisweilen scharfen Kirchenkritik den schlechthinnigen Häretiker der Moderne sehen zu wollen, wie dies im apologetischen Eifer sein zeitgenössischer ideologischer Widerpart und Verteidiger des traditionellen Spaniens, der Literarhistoriker Marcelino Menéndez Pelayo (1856–1812), mit aller Heftigkeit getan hat. Galdós hat hinsichtlich der 'religiösen Frage' für Spanien vielmehr zwei Dinge grundsätzlich zu erreichen versucht: zum einen wollte er erweisen, daß der tradierte spanische Katholizismus mit seiner weltabgekehrten, mystischen Grundströmung mit der von der modernen Industriegesellschaft geforderten Mentalität auf seiten der großen Mehrheit der Bevölkerung nicht vereinbar ist und durch weltoffenere Formen ersetzt werden müßte. Zum anderen hat er es – wohl in der Nachfolge Renans – unternommen, gegenüber einer triumphalistischen Dogmen- und Sakramentenverwaltung 'Institution Kirche' den menschlichen, sozialen, toleranten und karitativen Grundgehalt des Christentums, und hier insbesondere der historischen Gestalt Christi, in eindrucksvollen Romangestalten zur Anschauung zu bringen.

Diese von Galdós der Religion und der katholischen Kirche gegenüber vehement vertretenen Einstellungen sollen anhand dreier Romane (Doña Perfecta, 1876; Misericordia, 1897; El caballero encantado, 1909) illustriert werden.

Dr. Pere Joan i Tous, Paderborn: "Religionskritik und Antiklerikalismus im anarchistischen Diskurs der Jahrhundertwende"

Um die Jahrhundertwende stellte der spanische Anarchismus nicht nur eine Massenbewegung dar, die den revolutionären Willen breiter Teile der Arbeiterschaft artikulierte und hierin mit dem Marxismus erfolgreich konkurrierte. Nicht zuletzt wegen seiner grundsätzlichen Weigerung, eine dogmatische Doktrin heranzubilden, übte er eine große Faszination auf viele bürgerliche Intellektuelle aus, die von der Notwendigkeit einer radikalen soziökonomischen und ideologischen Erneuerung Spaniens überzeugt waren. So gelang es dem Anarchismus zu jener Zeit, eine Art Gegenöffentlichkeit zu bilden, die als Erbe der Aufklärung bemüht war, kulturell und gesellschaftlich emanzipatorisch zu wirken - so auch und insbesondere im religiösen Bereich. Mit wenigen (Rand-)Erscheinungen hat sich der spanische Anarchismus zum Atheismus bekannt und eine wenn auch eklektische, so doch durchaus stringente Argumentation entfaltet. In sozio-politischer Hinsicht verband sich dieser atheistische Grundkonsens mit einem massiven Antiklerikalismus, der die katholische Kirche als nutznießende Komplizin repressiver Strukturen brandmarkte. Andererseits verwendete der anarchistische Diskurs der Jahrhundertwende eine Vielzahl von Ausdrucksweisen, appellativen Strukturen und Denkmustern, die eindeutig auf das Christentum und dessen Diskurstraditionen hinweisen. Bereits die Vorstellung der Anarchie als Buena Nueva, die Resemantisierung religiös besetzter Inhalte, die nahezu hagiographische Verehrung hingerichteter Genossen ("martirologio anarquista") oder gar die Säkularisierung eines asketischen, weltüberwindenden Menschenbilds vermag dies zu verdeutlichen.

Anhand einiger Textstellen, die diesen Sachverhalt dokumentieren, soll in der Diskussion versucht werden, die Anwendbarkeit von Kategorien wie "Säkularisierung" oder "Resemantisierung" zu überprüfen.

Dr. Thomas Stauder, Erlangen: "Literatur und Religion der spanischen Generación del 98"

Stärker als bei wohl jedem anderen Mitglied der spanischen Schriftstellergeneration von 1898 steht nahezu das gesamte Lebenswerk des Basken Miguel de Unamuno (1864-1936) im Zeichen der Frage nach der individuellen Unsterblichkeit des Menschen. Insbesondere nach seiner religiösen Krise von 1897, die seinen noch orthodox katholisch geprägten ersten Lebensabschnitt beendet, befindet sich Unamuno ständig im Zwiespalt zwischen der Stimme der Vernunft (welche ihm sagt, daß es kein Weiterleben nach dem Tode gibt) und der Stimme des Gefühls (welches sich nicht mit einem endgültigen Tod abfinden kann und ihn in die Arme des Glaubens treibt). Ergebnis dieses Konflikts sind u.a. die beiden philosophischen Hauptwerke Unamunos, Del sentimiento trágico de la vida (1913) und La agonía del cristanismo (1925). Als einen seiner wichtigsten Vordenker nennt Unamuno darin den französischen Mathematiker und Mystiker Blaise Pascal (1623-1662), der ein ähnliches Schwanken zwischen "ratio" und "religio" kannte. Im engeren literarischen Sinne hat sich Unamuno sowohl auf dem Gebiet der Epik, als auch auf dem der Dramatik und Lyrik betätigt, wobei in seinem umfangreichen Werk fast immer die genannte existentielle Problematik im Mittelpunkt steht. Dies gilt z.B. für seine Romane Amor y pedagogia (1902), Niebla (1914), Abel Sánchez (1917) und insbesondere für San Manuel Bueno, Martir (1931). In letzterem, seinem bis heute berühmtesten Werk, wird in nahezu emblematischer Weise von einem Dorfpfarrer erzählt, der sein Leben in vorbildlicher Weise in den Dienst christlichen Engagements stellt, im Inneren aber von ständigen Zweifeln an der Existenz Gottes geplagt wird. Auch die Dramen Unamunos sind primär philosophisch motiviert, von La esfinge (1898) über La venda (1899) bis hin zu El hermano Juan (1934). Es verwundert nicht, daß dementsprechend Unamunos Lyrik vorwiegend Gedankenlyrik ist, darunter sein bedeutendstes Gedicht El Cristo de Velázquez (1920).

Priv..-Doz. Dr. Franz Loquai, Bamberg: "Gott, ein Märchen? Zu Rainer Maria Rilkes Geschichten vom lieben Gott"

Rilkes Geschichten vom lieben Gott sind ein Werk religiösen Inhalts; sie gehören neben dem Stundenbuch und den Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge zu den bekanntesten, am häufigsten aufgelegten Büchern des Autors. Von der Forschung ist diese Sammlung eher vernachlässigt worden; es gibt ein paar Aufsätze dazu, einige kurze Abschnitte in Monographien und gelegentlich Erwähnungen im Zusammenhang mit der Geschichte des Kunstmärchens. Im folgenden sollen die Geschichten vom lieben Gott aus der Tradition des Kunstmärchens gedeutet werden.

Der Märchenzyklus Rilkes markiert eine deutliche Distanz zwischen den Menschen und Gott, ja im Erzählen der Märchen wird diese Distanz erst geschaffen. Gott kann nur durch die Menschen erfahren, wie der Mensch eigentlich ist, das heißt: Gott ist auf die Menschen angewiesen. Das erweist sich als ein zentrales, den jungen Rilke beschäftigendes Thema, mit dem er sich nahezu sein ganzes Schaffen hindurch befassen wird. Wie soll Gott und durch wen soll er von den Menschen erfahren? Die entscheidende Vermittlerrolle spielen die Künstler und die Kinder, weil sie noch über Ahnungen und Zugangsweisen zur höheren Welt verfügen. Bei Rilke gilt es zunächst, Gott gleichsam zu entzaubern, ihn herunterzuholen, zu anonymisieren, in seine Schöpfung einzuverleiben, bis er nicht mehr als Person greifbar ist. Er muß gleichsam im Herzen jedes einzelnen Menschen, jedes Wesens in der Natur, ja jedes Dings entstehen, bevor er überhaupt existieren kann. Um Rilkes religiöse Auffassungen zu verstehen, muß man sein Stundenbuch, sein Buch der Bilder, das Florenzer Tagebuch, seine Christusvisionen unter anderem hinzuziehen. Aus diesen Schriften läßt sich, ergänzend zu den Geschichten vom lieben Gott, Rilkes Gottesbild erkennen.

Der zentrale Begriff Rilkes in diesem Zusammenhang ist die 'Sehnsucht', eine besondere Qualität des Künstlers. Der Glaube an Gott erscheint Rilke als Gefahr, weil er die Sehnsucht und damit die künstlerische Kreativität gefährde. Der oberste Auftrag des Dichters ist es, sich von Gott zu emanzipieren, die Rolle des Verkünders und Sehers zu übernehmen. Im Zeichen der Vorstellung, Gott aufzulösen, seine personale Gestalt zu verwischen, ihn gleichsam organisch in den Menschen und in der Natur aufzulösen, stehen auch die Geschichten vom lieben Gott. Gott kommt nach seiner Wegzauberung erst dadurch wieder zustande, daß ihn die Menschen (insbesondere die Künstler und

Kinder) wieder neu erschaffen; ohne die Menschen geht es nicht für Gott. Gott ist das "Ding der Dinge", verbirgt sich überall und nirgends und kann erst von den Menschen aus dem Dunkel wieder ans Licht gebracht werden. Jeder einzelne ist somit wichtig für Gott. So ist Gott bei Rilke immer der "Kommende", ein Werdender, jemand, der sein wird erst durch die Menschen. Diese Gottesvorstellung, geprägt auch vom Einfluß Nietzsches, entspricht einer "genaue[n] Umkehrung der christlichen Botschaft" (Höhler), wie in Rilkes Versen: "Was wirst du tun, Gott, wenn ich sterbe?/Ich bin dein Krug, (wenn ich zerscherbe?)"

Hier wird die christliche Heilslehre gleichsam auf den Kopf gestellt. Darin eine Blasphemie zu sehen, hieße verkennen, daß es Rilke nicht um die Abschaffung Gottes geht, sondern um seine Erschaffung, an der die Künstler besonderen Anteil haben. Gott ist im Kunstwerk selber verborgen, künstlerische Betätigung entspricht dem Gebet, mit dem Reifen des Künstlers reift auch Gott. So stehen die Geschichten vom lieben Gott im Zeichen einer märchenhaften Wegzauberung Gottes, einer Entmystifizierung, und versuchen zugleich, an dem künstlerischen Bau mitzuwirken. Die Abfolge der Märchen ist so angelegt, daß gleichsam ein Stein auf den anderen gesetzt wird (jedes Märchen das vorangegangene in gewisser Weise fortsetzt und ergänzt), in immer weiteren konzentrischen Kreisen, bis der Bau am Ende rund ist, sich der Kreis schließt, Gott gleichsam im Dunkeln verschwunden und doch auf geheimnisvolle Weise (für die der Künstler sorgt) anwesend ist, auch wenn er einer bleibt, der erst sein wird. Deshalb ist es wichtig, daß die Märchen weitererzählt werden. Fast immer haben die Märchen der Sammlung einen offenen oder gar keinen Schluß: Es sind die Kinder und wir Leser, die Rilkes Märchen weitererzählend vollenden müssen. So leisten wir unseren Beitrag für die Zukunft, in der Gott sein wird. Gott ist bei Rilke, im ambivalenten Sinne des Wortes, nichts mehr und nichts weniger als: ein Märchen.

Prof. Dr. Jürgen Wertheimer, Tübingen: "Stefan George ,Algabal'/,Der Stern des Bundes"

Der Katholik George hat den Glaubensformen des Mittelalters und der Romantik nicht nachgetrauert, sondern versuchte gleichsam eine Ersatzkirche zu schaffen. Mattenklotts George-Studie beleuchtet dieses Phänomen unter anderem von der Seite des Bilderdienstes. Von einer offiziösen Kirchengeschichte des Kreises zu sprechen, wäre nicht überzogen. Bei den Zusammenkünften der Eingeweihten galten griechisch-römische Vorbilder ebenso wie christlich-klösterliche. Mehrfach hat man in der Literaturkritik schon auf das Vorbild der Antike gerade in der Apotheose von Jünglingsgestalten wie Maximin als jungen Jesus hingewiesen. Die Wahl der Neuerkorenen und deren Aufnahme in den Bund geschah nach einem festen Ritual, und der Meister selbst hat 1902 ein Weihespiel mit dem Titel "Die Aufnahme in den Orden" verfaßt. Nicht nur die späteren, auch die früheren Texte Georges entwerfen das Panorama einer synkretistisch-elitären Religiosität, welche sich in verschiedenen Szenarien und historischen Kontexten festzumachen versucht. Einen kurzen Überblick anhand des frühen Gedichtszyklus "Algabal" wie des späteren politischer gewendeten Gedichtsammlung "Der Stern des Bundes" zu geben, wird Ziel des kurzen Vortrages sein.

Priv.-Doz. Dr. Monika Fick, Heidelberg: "Die Verwirrungen des Zöglings Törleß". Literatur und Religion in der Moderne. Teil 2: Jahrhundertwende. Thesen als Diskussionsgrundlage.

(Als Textbasis dient die Ausgabe: Robert Musil: Gesammelte Werke. Hg. v. Adolf Frisé. Reinbek b. Hamburg, 1978. Bd. 2).

1. Beoachtungen am Text:

Von Beginn an werden religiöse Motive herangezogen, um Törleß' inneren Zustand zu charakterisieren: S. 9 ("Kapelle"); S. 11 (Begegnung mit dem katholischen Prinzen); S. 22 (Gespräch über "Mathematik" und "Religion"; enthält Vorverweise auf Törleß' Problem mit den imaginären Zahlen [S. 74]) usw. Was Törleß sin sich erfährt, sind Epiphanie-Erlebnisse, Erlebnisse des snunc stans, der Ewigkeit und "Unendlichkeit" (z.B. das Erlebnis der Mauer: S. 63; 66).

Ergebnisse der Forschung (z.B. D. Goltschnigg): Musil greift auf mystische Literatur zurück, wenn es um die Beschreibung und Charakterisierung des "anderen Zustands" geht. Den Erlebnissen der Mystiker wird Berechtigung und ein tiefer humaner Sinn zugestanden, ohne daß der Erklärungsrahmen der (positiven) Religionen übernommen würde: das Phänomen der Mystik ohne Gott«. Musil fragt: Welche Gefühle führten zu bestimmten metaphysischen

Annahmen? Welche (realen) Erlebnisse stehen hinter dem Gottesbegriff? Nach der Trennung des Religiösen vom Transzendenten rückt dabei das Moment der Sinnlichkeit in den Mittelpunkt. Um einen Begriff von »Sinnlichkeit«, der außerhalb des naturwissenschaftlichen Erklärungszusammenhangs steht, wird gerungen.

Ein zweiter Beobachtungskomplex schließt sich an: auch Beinebergs Experimente werden mit Religion in Zusammenhang gebracht: S. 19 (Buddhismus); S. 20 (religiöse Ekstase); S. 21 (Religion und Sinnlichkeit). Eine unterschwellige Verbindung, eine Art negative Spiegelbeziehung, herrscht zwischen Törleß und Beineberg (z.B. S. 61).

Aufgaben der Interpretation, wenn es darum geht, Törleß' Erlebnis zu umkreisen: Welches Erlebnis schält sich hinter jeglichem Rationalisierungsversuch, der (nach Musil) auch noch die religiöse Interpretation darstellt, heraus? Und: Was trägt die Parallelisierung mit Religion« zum Verständnis bei?

2. Historische Linien, die zu Beinebergs > Mystizismus < führen:

Verbindung von Religion und Sinnlichkeit in der Romantik (Novalis)

Feuerbachs Religionskritik: Bei Feuerbach läßt sich beobachten, wie das, was der Religion genommen wurde, der Natur gegeben wird. Die Natur wird bei Feuerbach zum Religionsersatz (z.B. Vorlesungen über das Wesen des Christentums).

Diese Tendenz verstärkt sich im Naturalismus in Deutschland. Wichtigen Vertretern ging es darum, die Defizite der Naturwissenschaften durch eine auf die Natur gegründete Weltanschauung zu überwinden. Alleinheits- und Allbeseeltheitstheorien werden mühelos adaptiert.

Von hierher ist es nur noch ein Schritt zum Spiritismus, der um 1900 Züge einer Massenbewegung annimmt.

- 3. In der Figur Beinebergs wird diese Symbiose von Religion und Sinnlichkeit (Natur) dekuvriert, als gefährliche Illusion entlarvt. Der verdeckte Materialismus der spiritistischen Lehren wird enthüllt. Ex negativo lassen sich hieraus Rückschlüsse ziehen auf Törleß' "anderen Zustand": Der Panpsychismus ist nicht die Antwort auf das Bedürfnis des Menschen, das zur Bildung von Religionen führte. Törleß wird in den Bereich des absolut Ungesicherten verweisen, vor dem jede positive Beschreibung versagt.
- 4. Wo immer es Musil um den anderen Zustand geht, ist die doppelte Stoßrichtung im Auge zu behalten: Musil verteidigt die Rationalität der Naturwissenschaften vor allen Versuchen, eine Weltanschauung im Sinne der Alleinheitslehre zu begründen. So grenzt er auch den "anderen Zustand" vor dem "Aufgehen in die Alleinheit", wie es um die Jahrhundertwende (und später) beschworen wurde, radikal ab.

Prof. Dr. Horst-Jürgen Gerigk, Heidelberg: "Dostojewskijs ,Idiot' und Hauptmanns ,Narr in Christo Emanuel Quint'"

In der Vergleichenden Literaturwissenschaft ist die Unterscheidung zwischen "Kontaktstudie" und "typologischem Vergleich" üblich geworden (Kaiser 1980: 58–155). Im Sinne dieser Unterscheidung wollen die hier vorgetragenen Überlegungen ausschließlich auf einen "typologischen Vergleich" zwischen Dostojewskijs "Idiot" (1968/69) und Hauptmanns "Narr in Christo Emanuel Quint" (1910) hinaus. Daß Hauptmann Dostojewskijs Roman kannte, wird als erwiesen vorausgesetzt (Cowan 1981: 4376). Vergleichgsgrundlage ist das Phänomen der "Verkennung". Beide Romane setzen ihre Titelgestalt allen nur denkbaren Möglichkeiten aus, verkannt zu werden, auch der Möglichkeit, vom Leser verkannt zu werden. Die Herausarbeitung der in beiden Texten aktivierten Möglichkeiten der "Verkennung" ist das Kernstück des Vergleichs. Leitend ist dabei der Gegensatz von Konventionen und unkonventionellem Selbst. Dieses zentral gestaltete "Selbst" (Heidegger 1977; Mead 1962) wird von beiden Autoren in das Koordinatennetz der Psychopathologie eingezeichnet.

Kaiser, Gerhard R.: Einführung in die Vergleichende Literarturwissenschaft. Forschungsstand -Kritik - Aufgaben. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1980

Cowen, Roy C.: Hauptmann-Kommentar zum nichtdramatischen Werk. München: Winkler, 1981.

Heidegger, Martin: Sein und Zeit. Frankfurt/M.: Klostermann, 1977 (= Heidegger-Gesamtausgabe, Bd. 2).

Mead, George Herbert: Mind, Self, and Society from the Standpoint of a Social Behaviorist. Ed. Charles Morris. Chicago and London: Chicago University Press, 1962 (= Works of George Herbert Mead. Vol. 1).

Priv.-Doz. Dr. Sabine Volk-Birke, Bamberg: ", Cliffs of fall frightful'. Selbsterkenntnis und Weltbild von Thomas Hardy bis Gerard Manley Hopkins"

Walter Pater schreibt 1888 in seiner kritischen Rezension von Mrs. Humphrey Wards kontrovers diskutiertem Roman Robert Elsmere: "Who will deny that to trace the influence of religion upon human character is one of the legitimate functions of the novel?". Die Religion spielt bis weit ins 20. Jahrhundert in der Literatur eine wichtige Rolle, allerdings ist ihr Einfluß auf die Charaktere zum Problem geworden: der Geistliche Robert Elsmere kehrt der Kirche den Rücken. Der Umbruch, der sich zwischen 1880 und 1920 in der englischen Literatur vollzieht, manifestiert sich in den Romanen Tess of the D'Urbervilles (1891) und Jude the Obscure (1895) von Thomas Hardy schon deutlich, bevor Eliots Waste Land und Joyces Ulysses im Jahre 1922 dem Lebensgefühl der Moderne in avantgardistischen Kompositionstechniken Ausdruck verliehen. Hardy, der im ländlichen Milieu eine traditionelle (auch religiöse) Erziehung genoß und die Bibel genauestens kannte, aber unter dem Einfluß u.a. von Darwin, Huxley, Fourier und Comte zum Agnostiker wurde, setzte sich in vielfältiger Weise in seinem gesamten literarischen Werk mit der viktorianischen Kontroverse zwischen Theologie und Naturwissenschaft auseinander. In den Handlungsmustern seiner späten, tragischen Romane erscheint das Scheitern seiner Helden in einer vom Schicksal, vom Zufall und den äußeren Verhältnissen determinierten Welt unausweichlich; Tess wird als Mörderin gehängt, Judes kleiner Sohn tötet seine Stiefgeschwister und begeht Selbstmord, weil er den Eindruck gewinnen mußte, daß die Kinder für das soziale Elend der Familie verantwortlich sind. Die Verzweiflung dieser Szenen wird durch nichts gemildert. Dennoch schreibt Hardy in seiner "Apology" von 1922, die Religion "must be retained unless the world is to perish".

Für den Jesuiten Hopkins, der in Oxford Schüler von Jowett und Pater war, ist die Religion Zentrum des Lebens und immer wieder Thema der Lyrik. Aber neben dem Jubel der Naturgedichte, die im Geschaffenen den Schöpfer aufscheinen sehen, stehen die "terrible sonnets" aus dem letzten Lebensabschnitt in Dublin (1885–89), in denen die Verzweiflung der Gottesferne mit größter Eindringlichkeit in poetischer Sprache festgehalten wird. Hopkins veröffentlichte keines seiner Gedichte zu Lebzeiten; erst 1918 publizierte Robert Bridges eine Auswahl aus dem Gesamtwerk. In ihrer experimentellen Sprache und Rhythmik fallen die Gedichte völlig aus der Lyrik des 19. Jahrhunderts heraus und scheinen eher in die Zeit ihrer Veröffentlichung als in die Zeit ihrer Entstehung zu passen. So verklammert Hopkins' Lyrik den Zeitabschnitt von 1880 bis 1920 ebenso wie das Gesamtwerk von Hardy, das im 19. Jahrhundert seinen Schwerpunkt im Roman und im 20. Jahrhundert in der Lyrik hat.

Priv.-Doz. Dr. Jochen Achilles, Mainz: "Religion in der irischen Kultur der Jahrhundertwende"

Ich beabsichtige, meine Ausführungen zur "Religion in der irischen Kultur der Jahrhundertwende" funktionstypologisch aufzubauen und möchte im wesentlichen fiktionale und dramatische Texte zur Diskussion heranziehen. Bei der Sichtung dieser Texte springen verschiedene Funktionen ins Auge, unter denen die Religion betrachtet und kritisiert wird.

Die am einfachsten zu erfassende dieser Funktionen ist die sozialpsychologische. An Beispielen aus George Moores Kurzgeschichtensammlung *The Untilled Field* und an Joyces Erzählung "The Boarding House" aus *Dubliners* (1914) können Mechanismen sozialer Repression aufgezeigt werden, die auf der Stellung der Kirche und ihrer Repräsentanten im sozialen Leben Irlands beruhen. Dabei stehen zum einen die Kritik an der Institution und deren Vertretern, zum anderen aber auch – wie in Moores Roman *The Lake* (1905) und Joyces "The Sisters" und "Grace" – die psychischen Folgen für die Betroffenen solcher Repression im Vordergrund.

Vielfältiger und problematischer ist die Funktion der Religion als theologische Folie von Sinnstiftungsversuchen. Hier sind das Epiphaniekonzept von Joyce und die Metaphorik in *Dubliners* wie A Portrait of the Artist (1916) zu beachten, die auf eine modernistische Ästhetik im Gewande theologischer Konzepte hinarbeiten. Eine Reihe der Kurzdramen von William Butler Yeats, *The Countess Cathleen* (1892), *Calvary* (1920), *The Resurrection* (1931) und *Purgatory* (1939), beschäftigt sich mit dem Sinn christlicher Opferhaltung – mit der Umdeutung von Jesu Leiden zum Drama von Vorbestimmtheit und freier Wahl – und versucht die kulturgeschichtliche Bedeutung der Gottmenschennatur Christi zu ergründen.

Eine dritte Funktion der Religion in der irischen Kultur der Jahrhundertwende besteht schließlich in ihrer politisch-nationalistischen Bedeutung. In diesem Zusammenhang sind neben den politischen Reden von Padraic Pearse George Bernard Shaws John Bull's Other Island (1904), Yeats' Drama The Unicorn from the Stars (1908) und Sean O'Caseys The Silver Tassie (1928) zu beachten.

Prof. Dr. Bernd Engler, Tübingen: "I have a notion that we've got too much theology in the world, and too little religion [...]. Man is bein' ruined by theology, and there ain't religion enough to go 'round."

Diese Worte, die George Hepworth in dem im Jahre 1895 erschienen sentimentalen Roman They Met in Heaven seinem Protagonisten Hiram Gold in den Mund legt, verweisen nicht nur auf die umfassende spirituelle Krise, die in den beiden Dekaden vor der Jahrhundertwende weite Teile der amerikanischen Gesellschaft erfaßt hatte, sie formulieren zugleich eine Begründung des Säkularisierungsschubes, der zu einem dramatischen Schwund traditioneller religiöser Sinnorientierungen im 20. Jahrhundert geführt hatte. Obwohl – so paradox dies klingen mag – in Amerika die Zahl der einer christlichen Glaubensgemeinschaft Angehörenden bis zur Jahrhundertwende stetig zunahm, beklagten Vertreter der Kirchen immer häufiger den unaufhaltsamen Verlust an Spiritualität, den der Versuch des "embracing and including the world" (William Dean Howells) hervorgerufen hatte.

In Widerspruch zu der in der Forschung gemeinhin anerkannten Auffassung, daß die Säkularisierungserscheinungen in den 1880er und 1890er Jahren vornehmlich das Resultat des aus der darwinistischen "Revolution" bzw. aus der Historischen Bibelkritik entspringenden "scientific scepticism" seien, beantwortet Hepworth die Frage nach den Ursachen der Säkularisierung dahingehend, daß nicht ein Mangel an Religiosität, sondern ein Übermaß an Theologie (i.e. theologischem "Diskurs") für den Niedergang des Glaubens verantwortlich zu machen sei. Der im 19. Jahrhundert vielfach attestierte Niedergang des religiösen Bewußtseins war – so die Hauptthese des Vortrages – nur zum Teil oder nur sekundär auf die Rezeption der Erkenntnisse Darwins zurückzuführen; der eigentliche Säkularisierungsschub kam aus den Reihen der Kirchen selbst, insofern Theologen ständig bestrebt waren, die Glaubenslehre in immer neuen "Rückzugsgefechten" den naturwissenschaftlichen Vorgaben anzupassen und die Wahrheit der Bibel mit pseudowissenschaftlichen Argumenten zu verteidigen. Die konstante wissenschafts- und rationalitätszentrierte "Überarbeitung" von vormals unabänderlichen Glaubenswahrheiten führte zu einem nachhaltigen Verlust an Glaubensgewißheit, insofern sie den Gläubigen vor Augen führte, daß nunmehr zuvor als unumstößlich geltende Auffassungen als revisionsbedürftig, wenn nicht gar als unhaltbar erachtet wurden.

Der Vortrag wird die These, daß die Verunsicherung der Gläubigen und der sich daraus ergebende Säkularisierungsvorgang vornehmlich von der Theologie selbst und ihrem Anpassungsstreben ausging, durch Verweise auf einen Romantext belegen, der 1896 in Amerika erschien und bereits wenige Wochen nach seiner Publikation die Bestsellerlisten erobert hatte: Harold Frederics *The Damnation of Theron Ware*. Frederics Roman befaßt sich mit der Figur des Geistlichen, der unversehens in den Strudel einer spirituellen Desorientierung gerät. Im Verlauf des Romans wird Theron Ware durch (in den theologischen Debatten der Zeit bestens versierte) Vertreter des Klerus mit Auffassungen vertraut gemacht, die sein Weltbild nachhaltig erschüttern. Theron Wares "Verdammnis" ist besiegelt, als er sich unter dem Einfluß seiner 'Mentoren' schließlich Vorstellungen zu eigen macht, die die Relativität und historisch-gesellschaftliche Bedingtheit jeglichen Glaubens betonen.

Prof. Dr. Volker Bischoff, Marburg: "Vachel Lindsays Frohe Botschaft"

Kurz nach der Jahrhundertwende erschien im Archiv für Sozialwissenschaften und Sozialpolitik der einflußreiche Aufsatz "Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus", in dem Max Weber die Entfaltung des Kapitalismus als einen für die U.S.A. typischen Säkularisierungsprozeß interpretierte. Hand in Hand mit der Schrumpfung der religiösen Motivierung im Kapitalismus geht nach Weber eine gegenläufige Tendenz einher, in der sich demokratische Sentiments in pseudoreligiöse Strukturen umsetzen.

Am Beispiel von Vachel Lindsay (1879–1931), der mit Edgar Lee Masters und Carl Sandburg zu den von Harriet Monroe in ihrer Zeitschrift *Poetry* geförderten "Chicago poets" gehört, läßt sich diese Zunahme religiöser Motivierung auf das schönste belegen. Lindsay verkündet ein "gospel of beauty", mit dem er Amerika reformieren möchte. Seine "Frohe Botschaft der Schönheit" ist eine Mischung von politischen, ästhetischen und religiösen Ideen, so daß die Begriffe "equality", "beauty", "religion" für ihn mehr oder minder austauschbar sind.

In dem Prosatext Adventures While Preaching the Gospel of Beauty (1914) lassen sich zwei Ausprägungen der "Frohen Botschaft" unterscheiden. Unter dem Titel "The New Localism" artikuliert Lindsay seine Hoffnung in die "neighborhood" und die "little prairie towns", die zu "the most democratic, the most beautiful and the holiest in the world" (Prose, ed. Dennis Camp, Peoria, 1988, I, 157–158) gemacht werden müssen. Erweist sich Lindsay hier als einer der eifrigsten Befürworter der "small town", so vertritt er in der "Proclamation of the Coming of Religion, Equality and Beauty", die den Schluß der Adventures bildet, eine Position, die nicht den einzelnen und seine Nachbarn, sondern die amerikanische Nation und ihre Vervollkommnung im Auge hat.

In seinem ersten Gedichtband General William Booth Enters into Heaven (1913) faßt Lindsay drei Gedichte, "The Proud Farmer", "The Illinois Village" und "The Building of Springfield", unter dem Titel "A Gospel of Beauty" zusammen und betont in einer Vorbemerkung ihre zentrale Bedeutung: "Taken as a triad, they hold in solution my theory of American Civilization" (Poetry, ed. D. Camp, Peoria, 1984, I, 166-169). Das erste Gedicht ist Lindsays Großvater Ephraim Samuel Frazee gewidmet, den er als idealen Vertreter des "New Localism" preist; das zweite Gedicht enthält Lindsays Lobpreis auf die mittelwestliche Kleinstadt; "village church" und "district school" verkörpern die Hoffnung, während die schon von Theoreau beklagte Eisenbahn für die Verbindung zur gehaßten Stadt und zu "thundering commerce" steht. Das dritte Gedicht entwirft das Bild einer Kleinstadt mit einem ausgeprägten Gemeinschaftssinn und äußert die Überzeugung, daß "many Lincoln-hearted men" die programmatische Erneuerung verwirklichen können.

Lindsays Frohe Botschaft der Schönheit ist kein auf das Ästhetische beschränktes Programm, sondern zeigt in seiner Durchmischung mit politischen und religiösen Elementen jene Gemengelage von Säkularisierung und Sakralisierung, die Max Weber für die U.S.A. als konstitutiv bezeichnet hatte.

Helmuth Kiesel

7. Sektion für die Kunde des Christlichen Orients

Die Vorträge der Sektion fanden am Montag, dem 26. September 1994, statt. Den Anfang machte Kaplan Dr. Josef Rist, Unterammergau. Er sprach über "Die Christenverfolgung im spätantiken Sassanidenreich: Quellen, Verlauf, Auswirkungen".

Von der Kirchengeschichte wenig beachtet, sieht sich das Christentum im persischen Reich bereits seit frühester Zeit jener Grundsituation gegenüber, welche bis heute das Schicksal der orientalischen Kirchen geblieben ist: Die Christen sind Bürger eines Staates, der sich explizit zu einer Staatsreligion bekennt, gleichzeitig aber die Existenz einer christlichen Minderheit innerhalb seiner Grenzen anerkennt. Umfassende verläßliche Nachrichten über das Christentum im persischen Territorium liegen erst für das vierte Jahrhundert vor. Für dessen Ausbreitung spielte insbesondere die

Deportation und Ansiedlung von Kriegsgefangenen unter Schapur I. im dritten Jahrhundert eine bedeutsame Rolle.

Neben den griechischen und orientalischen Kirchengeschichten und Chroniken mit ihren zahlreichen Nachrichten und Berichten bilden die sogenannten syro-persischen Märtyrerakten die Hauptquelle für die Christenverfolgungen im persischen Herrschaftsbereich. Insbesondere für die langandauernden Verfolgungen unter Schapur II. (341–379) konnte das umfangreiche Material kritisch gesichtet werden. Dabei lassen sich zunächst zwei große Themenkreise trennen: der Simon-Kreis und die adiabenischen Märtyrerakten. Weitere Differenzierungen erhellen den dynamischen Prozeß der Entstehung der Texte und deren jeweiligen Standort im Prozeß der Überlieferung.

So unterschiedlich der Charakter der Christenverfolgungen in der Zeit der Herrschaft der Sassaniden (224–651) ist, so unterschiedliche Ursachen liegen ihnen zugrunde. Als Ursachen für die Verfolgungen werden in den Quellen, insbesondere für die großen Verfolgungen des fünften Jahrhunderts, angeführt: (1) Gesetze gegen den Glaubensabfall vom Zoroastrismus; (2) der Einfluß der Magier; (2) Christliche Intoleranz gegenüber der Staatsreligion; (3) Kriege mit dem römischen Reich; (4) persönliche Religiosität der Herrscher; (5) Interne Streitigkeiten in der christlichen Gemeinde, verbunden mit Denuntiationen.

Unter den ersten Sassaniden kommt es lediglich zu sporadischen Übergriffen gegenüber Christen. Persönliche Gründe sind dabei, wie etwa im Falle der Candida, zunächst ausschlaggebend. Später besteht eine enge Verbindung zwischen Kriegen und Christenverfolgungen, insbesondere unter Schapur II. (341–379), Yazdgird I. (419/420) und Bahram V. (420–424), sowie Yazdgird II. (um 446–448). Die Planung von Aufständen sowie fehlende politische Loyalität werden zu häufigen Anschuldigungen. Lediglich für diese Perioden existieren Gruppen von Martyrien. Spätere Berichte von Martyrien sind wieder stärker individueller Natur: Meist handelt es sich dabei um Konvertiten, die vom Zoroastrismus zum Christentum wechseln. Ein Ende tritt unter Kavat I. (488–531) ein, der die Errichtung von Kirchen und Klöstern erlaubt und ein Freund des Katholikos ist. Ein letztes Aufflackern der Verfolgung von Apostaten unter Chosroes I. und II. gibt es im sechsten Jahrhundert.

Die Verfolgungen führen zu keiner Zeit zu einer Gefährdung des persischen Christentums als solchem. Die Herrscher geben sich ambivalent: die stets tolerante Grundhaltung verkehrt sich bei Gefährdung der Rolle der tradierten Staatsreligion in ihr Gegenteil. Äußere Faktoren verschärfen den Gegensatz. Ebenso besteht eine grundsätzliche Loyalität der Christen gegenüber ihrem Staat und seinen Herrschern. Dennoch erfolgt von Seiten der Christen keine Identifikation mit ihm, vielmehr gewinnen diese ihre eigene Identität aus ihrer Eigenbestimmung als Volk Gottes im Gegensatz zu den Heiden.

Den zweiten Vortrag hielt Frau Dr. Eva Maria Synek, Wien. Ihr Thema lautete: ",Die andere Maria' – Zum Bild der Maria von Magdala in den östlichen Kirchentraditionen".

Es dürfte kein geringerer als Gregor der Große gewesen sein, der aus verschiedenen biblischen Frauengestalten die eine Frau mit den "unzähligen Gesichtern" kreierte. In der Folge verehrte man sie durch die Jahrhunderte unter dem Namen "Maria von Magdala". Wie in einem Kaleidoskop leuchteten in ihr die ambivalenten kirchlichen Frauenbilder auf. Nicht zuletzt dank der starken ikonographischen wie literarischen Rezeption der von Gregor geschaffenen "magna peccatrix Magdalene" in der abendländischen Kunst bestimmt diese bis auf heute das Magdalenenbild schlechthin, obwohl sich neuerdings doch eine gewisse Gegenbewegung abzeichnet. Exegeten sind sich heute einig, daß im traditionellen Magdalenenbild vier Frauen der Evangelienüberlieferung miteinander verschmolzen sind: die Auferstehungszeugin Maria v. Magdala, eine namenlose "Sünderin", die schon innerntl. in Lk 7,36–50 mit der anonymen Frau (nach Hoh 12, 1–8 hieß die Frau Maria, der Kontext legt es nahe, sie mit der Lazarusschwester zu identifizieren), die durch die Salbung Jesu vor seiner Passion eine prophetische Zeichenhandlung setzte (vgl. Mk 14, 3–8, par Mt 26,7–13), verwechselt wurde und Maria von Bethanien.

Doch nicht nur die neuzeitliche Exegese ist dazu angetan, den Magdalenenmythos in Frage zu stellen. Das gregorianische Magdalenenbild ist nicht das einzige in der kirchlichen Tradition verwurzelte; im ostkirchlichen Kontext blieb Maria von Magdala als jene Frau im Blick, von der die Evangelien erzählen, so daß hier erst gar keine grundsätzliche bibelwissenschaftliche Revision des Mag-

dalenenbildes von Nöten scheint. Die "östliche" Maria von Magdala ist Auferstehungszeugin und Evangelistin, aber sie ist nicht die Schwester von Martha und Lazarus, und vor allem keine "Magdalena".

Umgekehrt muß festgehalten werden, daß die westliche Magdalena ihrerseits ein Stück weit "Maria von Magdala" geblieben ist: eines der "unzähligen Gesichter" unserer westlichen Mischheiligen ist das der "apostola apostolorum" der Osterevangelien; manchmal auch das einer "Evangelista" über die Erstverkündung hinaus. Insofern ist also das östliche Magdalenenbild nur partiell anders als im Westen. Auch gemäß griechischen Zeugnissen aus dem Mittelalter wandert Maria als Missionarin durch die Ökumene, doch entbehrt sie dabei der Unterstützung der Geschwister aus Bethanien. Nach Nikephoros Kallistos Xanthopoulos war sie, die man im Westen als eine der beiden Schwestern ansah, eine Bekannte und Freundin dieser beiden Freundinnen Jesu. Eine bisher nicht genau datierte anonyme Vita (vgl. An Boll 105 [1987] 5–23) hat die Frankreichtradition aufgenommen, aber ebenfalls ohne die für den Westen charakteristische Identifikation der Apostolin mit der Lazarusschwester: Hier gelangt Maria von Magdala gemeinsam mit Maximos (einem der 72 Jünger) in einem Schiff ohne Segel nach Marseille, das sich in der Folge bekehrt: Petrus, vom Stadtpräfekten in Rom kontaktiert, empfiehlt diesem, sich von Maria von Magdala taufen zu lassen. Und so geschieht es auch.

Zugleich ist aber die östliche Maria von Magdala doch eine ganz andere Gestalt als die westliche "Magdalena". Ein möglicher, wenngleich nicht notwendiger Anknüpfungspunkt für eine Sicht von Maria von Magdala als (bekehrte) Sünderin unabhängig von einer Verwechselung mit der biblischen "Sünderin" bietet immerhin Lk 8 bzw. der sekundäre Mk-schluß (Dämonenaustreibung). Eine in Photios' Myrobiblion überlieferte Homilie des Modestos von Jerusalem knüpft zwar an dieses Ereignis an, doch wird der Gedanke an eine persönliche Sünde Marias nicht einmal angedeutet. Vielmehr sollte durch die Austreibung der Dämonen die Menschheit vom Bösen befreit werden. Es handelt sich in diesem Text also kaum um eine Variante des Sünderinnenmotivs, eher um eine Variante des "felix culpa"-Motivs, wobei die Relation zum Sündenfall aber nicht vom Verkündigungsauftrag her bestimmt wird. Andere mittelalterliche Texte setzten die Dämonenüberlieferung mit ihrem Bild der großen Heiligen so in Beziehung, daß sie an die in hagiographischen Texten übliche Deutung der Dämonen als Versuchung anknüpfen, die selbst den Heiligen nicht erspart bleibt. Mit diesem Vorverständnis kann auch Nikephoros, der Maria von Magdala als Tochter heiligmäßiger Eltern als heilig gleichsam vom Mutterschoß an zeichnet, die Dämonentradition in sein ganz und gar positives Magdalenenbild einbauen. Einige Autoren versuchen schließlich, eine möglichst genaue Deutung der Überlieferung von den sieben Dämonen in der Tradition der Tugend- und Lasterkataloge. So stellen Theophanes sowie die anonyme mittelalterliche Vita die sieben Dämonen den in Anlehnung an Jes 11,2 formulierten Geistesgaben entgegen.

Obwohl also die alten Texte byzantinischer Tradition an sich nicht dazu geeignet scheinen, eine Brücke zum westlichen Sünderinnenmotiv zu schlagen, zeichnen sich bei modernen griechischen Autoren (z.B. N. Kazantzakis) solche Tendenzen ab.

Den Abschluß bildete der schon traditionelle Lichtbildervortrag von Prof. Dr. Gustav Kühnel, dem Leiter des Jerusalemer Instituts der Görres-Gesellschaft, über Ergebnisse seiner kunstgeschichtlichen Forschungen: "Jüdische und christliche Kunst im Heiligen Land vor dem Islam".

Galiläa hat als Heimat Christi einen besonderen Stellenwert in der Geschichte des Heiligen Landes. Es ist aber auch von besonderer Bedeutung für die Geschichte der Juden. Nachdem Kaiser Hadrian die Juden nach dem Bar-Kochba Aufstand (135 n. Chr.) aus Jerusalem und Judäa vertrieben hatte, wurde Galiläa zum religiösen Mittelpunkt der Juden. Städte wie Tiberias und Kapernaum am See Genezareth, Sepphoris nördlich von Nazareth, sowie ganz Galiläa überhaupt, waren seit dem 2. Jahrhundert und während der christlich-byzantinischen Epoche bis zum siegreichen Auftreten des Islams im 7. Jahrhundert ein Bollwerk der Juden im Heiligen Land.

Besonders in der Zeit der christlichen Herrschaft (4.-7. Jh.) entwickelte sich Galiläa zu einer besonderen Kunstlandschaft, die durch eine ungewöhnlich reiche jüdische wie auch christliche Kunst repräsentiert wird. Der gegenseitige Einfluß beider Kunstkreise und die Entstehung einer gemeinsamen polemischen Kunstsprache, die den damaligen rivalisierenden Dialog zwischen Christen und Juden im Heiligen Land widerspiegelt, lassen sich anhand vieler Kunstwerke zeigen.

Der Einfluß der jüdischen Ikonographie auf die christliche im Galiläa des 4.-7. Jahrhunderts stellt ein einmaliges historische Phänomen dar, das mit den berühmten Malereien der Synagoge von Dura-Europos als Quelle christlicher Bildinhalte vergleichbar ist.

Alle drei Vorträge, die auf lebhaftes Interesse der Teilnehmer stießen, werden in der Zeitschrift "Oriens Christianus" veröffentlicht.

Hubert Kaufhold

8. Sektion für Rechts- und Staatswissenschaft gemeinsam mit der Sektion für Politische Wissenschaft und Kommunikationswissenschaft

Die gemeinsame Veranstaltung der beiden Sektionen stand unter dem Rahmenthema "Das Gewaltmonopol des Staates und die Sicherheit des Bürgers". Das Thema war schon tags zuvor auf dem Festakt angestimmt worden in dem Festvortrag des Bayreuther Staatsrechtslehrers Prof. Dr. Walter Schmitt Glaeser "Über Ursachen politisch motivierter Privatgewalt und ihre Bekämpfung". Nun ging es darum, das Thema in seinen historischen und aktuellen Dimensionen, in seiner theoretischen wie in seiner praktischen Bedeutung näher zu entfalten.

Der Rechtshistoriker Prof. Dr. Hans-Jürgen Becker, Universität Regensburg, behandelte das geschichtliche Werden des staatlichen Gewaltmonopols, das den Staat der Neuzeit konstituiert und als die notwendige (wenn auch nicht hinreichende) Bedingung des Rechtsfriedens gilt.

Das historische Kontrastbild zur Friedenseinheit des modernen Staates ist die mittelalterliche Ordnung, die Blutrache und Fehde als legitime Formen der Rechtsdurchsetzung anerkannte und den Rechtsfrieden nur in der räumlichen Begrenztheit auf heilige Orte (Kirchenasyl) und auf bestimmte Zeiten (Gottes- und Landfrieden). Städteverträge und Städtebündnisse versuchten, die Selbstjustiz einzudämmen. Die Femegerichtsbarkeit bildete einen Ansatz zu deren Ablösung. Die Entwicklung gipfelte im Ewigen Landfrieden, den 1495 König Maximilian auf dem Wormser Reichstag verkündete, zugleich mit der Reichs-Kammergerichts-Ordnung. Doch das alte Reich in seiner politischen und exekutivischen Schwäche besaß nicht die Kraft, den Ewigen Landfrieden in die Realität umzusetzen. Was hier angestrebt wurde, gelang erst später auf dem Boden der Territorialstaaten, die zu innerer Souveränität erstarkten, sich das Gewaltmonopol sicherten und damit die Bedingungen schufen, um die Sicherheit der Bürger zu gewährleisten.

Von diesem historischen Befund ging der Poltikwissenschaftler Prof. Dr. Ulrich Matz, Universität Köln, aus, der das Gewaltmonopol des neuzeitlichen Staates als konstruktive Reaktion auf die mittelalterlichen Verhältnisse (schwaches Herrschaftsinstrumentarium, anarchische Organisation des Rechtsschutzes, permanente Gefährdung des gesellschaftlichen Friedens) verstand. Er rekapitulierte die Elemente des Gewaltmonopols und seine institutionellen Rahmenbedingungen und rechtfertige es in seiner Logik, Sinnhaftigkeit und Notwendigkeit. Die staatstheoretische Rechtfertigung vollzog sich in kritischer Auseinandersetzung mit Theorien von Habermas, Guggenberger und Narr – als Exempel für die derzeit aktuellen "Versuche, das staatliche Gewaltmonopol zu delegitimieren" (so das Thema des Referats).

Die praktischen Probleme der öffentlichen Sicherheit, wie sie sich in den neuen Bundesländern in der Phase des Umbruchs zeigen, stellte Ministerialrat Dr. Michael Feist

vor, der in Dresden als Ständiger Vertreter des Polizeipräsidenten amtiert ("Verhütung von Kriminalität und Gewalt: eine Aufgabe der gesamten Gesellschaft").

Die öffentliche Sicherheit sei keine Aufgabe, die der Staat allein bewältigen könne, sondern eine Aufgabe der Gesellschaft insgesamt. Das Gewaltmonopol als solches löse die Probleme nicht. Die heute vielfach betriebene Diskussion über den Verfall und die Wiederherstellung von ethischen Werten sei Ausdruck der Ratlosigkeit, aber keine praktische Hilfe. Dagegen biete der Runde Tisch, wie ihn die friedliche Revolution der DDR entwickelt habe, eine Chance zu erfolgreicher Prävention, wenn Amtsträger und Bürger, Betroffene und Interessierte sich gemeinsam um Wege bemühten. Die Polizei berate und arbeite mit. Aufgrund seiner eigenen Erfahrungen deutete Feist die neue Form der Partizipation als einen Impuls der deutschen Einheit zur Weiterentwicklung der Demokratie.

Der Staat ist immer weniger bereit und (aus falsch verstandener verfassungsrechtlicher Liberalität) fähig, seine klassische Aufgabe, die Gewähr der Sicherheit, zu erfüllen. Damit fällt dem Bürger zu, selbst für seine Sicherheit zu sorgen. In die Bresche treten die privaten Sicherheitsdienste ein, eine Branche, deren rasches Wachstum in jüngster Zeit Anlaß zum Nachdenken gibt. Den Fakten, den Ursachen und den rechtlichen Konsequenzen widmete Staatssekretär a.D. Hans Neusel, Bonn, sein Referat über "Privatisierung der Gefahrenabwehr durch private Sicherheitsdienste".

Im Bereich der privaten Sicherheitsunternehmen gibt es derzeit rund 1200 Wettbewerber, von denen etwa die Hälfte Neugründungen aus den letzten zehn Jahren sind. Ihr Marktvolumen beläuft sich nach Schätzungen für das Jahr 1993 auf etwa 4 Milliarden DM, bei Steigerungsraten, die im Durchschnitt der letzten 5 Jahre über 10% lagen. Die Zahl der Mitarbeiter (ohne Werkschutz, Detektive und Sicherheitstechnik) dürfte derzeit bei 120 000–130 000 liegen. Die Tätigkeit des privaten Sicherheitsgewerbes greift heute über die traditionellen Wach- und Schließgesellschaften hinaus. Es übernimmt immer mehr Aufgaben der Gefahrenabwehr, die früher ausschließlich Sache der Polizei gewesen ist. Angesichts der anhaltenden Diskussion über die Entlastung der Polizei von Aufgaben, die nicht unmittelbar der Verbrechensbekämpfung dienen, ist eine weitere Ausdehnung des Tätigkeitsbereichs des privaten Sicherheitsgewerbes zu erwarten.

Für Neusel kommt es für die rechtliche Beurteilung darauf an, daß das staatliche Gewaltmonopol nicht beeinträchtigt wird. Mitarbeiter privater Sicherheitsunternehmen haben keine hoheitlichen Befugnisse. Ihnen stehen nur die sogenannten "Jedermannrechte" zu. In diesem Rahmen können sie einen wertvollen Beitrag für mehr Sicherheit gegen kriminelle Bedrohung leisten und ein wichtiger Partner für die Polizei sein. Die Ausweitung des privaten Sicherheitsgewerbes macht gesetzliche Vorschriften notwendig, die an die Zuverlässigkeit der einzelnen Unternehmen und an die Qualifikation ihrer Mitarbeiter erhöhte Anforderung stellen.

Die Vorträge lösten muntere und gehaltvolle Aussprachen aus, in denen die heikle Situation der Staatlichkeit in ihrem ureigenen Feld aus unterschiedlicher Sicht betrachtet und kommentiert wurde.

Josef Isensee

9. Sektion für Wirtschaft- und Sozialwissenschaft gemeinsam mit der Sektion für Naturwissenschaft und Technik

Die beiden Sektionen fanden sich zu einer gemeinsamen Vortragsveranstaltung zusammen, die unter dem Rahmenthema "Wirtschaftliche und technische Probleme des Umweltschutzes" stand. Es wurden drei Referate geboten.

Der erste Vortrag wurde von Professor Dr. Dieter Cansier, Tübingen, gehalten, der über "Das Umweltproblem aus ökonomischer Sicht" sprach.

Der Ökonom betrachtet die Umwelt als knappes Gut. Kosten- und Nutzenabwägungen sollten bei der Bestimmung der Umweltziele eine Rolle spielen. Außerdem muß im Wirtschaftssystem ein Steuerungsmechanismus verankert sein, der die gewünschte Aufteilung der Umweltnutzungen herbeiführt.

Schäden durch Umweltbeeinträchtigungen stellen externe Kosen dar, die nicht in die Wirtschaftsrechnung der Verursacher eingehen. Damit die Marktwirtschaft richtig funktionieren kann, muß durch ein System von Umweltschutzregeln die Anlastung dieser Kosten bei den Urhebern herbeigeführt werden (Verursacherprinzip). Ökologen fordern, daß sich Umwelteingriffe in den Grenzen der natürlichen Aufnahmefähigkeit der Umweltmedien halten. Diesem Postulat nach maximalem Umweltschutz steht die gesundheitspolitische Position eines minimalen Umweltschutzes gegenüber. Danach soll nur ein "ökologisches Existenzminimum", das Gesundheitsschäden für den Menschen mit großer Wahrscheinlichkeit ausschließt, gesichert werden. Bereits unterhalb dieser Gefahrenwerte treten Umweltrisiken auf, die bekämpft werden sollten (Vorsorgepolitik). In diesem Bereich greift die ökonomische Vorstellung von der Abwägung der Kosten und Nutzen. Die Kosten sollen in einem angemessenen Verhältnis zu den vermiedenen Umweltschäden stehen. Gewisse Restrisiken sind wegen unverhältnismäßig hoher Kosten in Kauf zu nehmen.

Die langfristige Perspektive des Umweltschutzes wird von der neuen wirtschaftspolitischen Konzeption der Nachhaltigen Entwicklung (sustainability) betont. Die Umweltbedingungen sollen sich im langfristigen Zeitablauf nicht verschlechtern. Die heutigen Verhältnisse sollen für zukünftige Generationen mindestens erhalten bleiben. Die zentrale allgemeine Forderung geht dahin, daß in die Kosten-Nutzen-Abwägungen nicht nur die aktuellen Umweltschäden, sondern auch langfristige Umweltrisiken eingehen (Beispiele: künstlicher Treibhauseffekt, Ausdünnung der Ozonschicht, Vernichtung der Regenwälder und Verschmutzung der Weltmeere). Betont wird außerdem der weltweite Charakter vieler Umweltprobleme.

Umweltschutz wird heute hauptsächlich mit Hilfe von Auflagen betrieben. Ökonomen fordern den Einsatz marktwirtschaftlicher Instrumente (Umweltabgaben und handelbare Emissionsrechte), etwa Abgaben in der Abfallwirtschaft und Abgaben auf weiträumig wirkende Luftschadstoffe wie CO₂, SO₂ und NO_x. Gegenüber Technikern und Juristen betonen Ökonomen die Bedeutung eines kostengünstigen Umweltschutzes sowie die Förderung des umweltfreundlichen technischen Fortschritts – Eigenschaften, die marktwirtschaftliche Instrumente besonders auszeichnen.

Anschließend sprach Professor Dr. Johannes Hackmann, Hamburg, zum Thema "Das Instrumentarium der Umweltpolitik".

Umweltpolitik wird in Deutschland vornehmlich mit Hilfe des Ordnungsrechts betrieben. Neben dem Ordungsrecht werden in der umweltökonomischen Diskussion vor allem die sogenannte Zertifikat- und die umweltpolitische Steuer- oder Abgabenlösung behandelt. Gelegentlich wird auch noch auf das zivilrechtliche Haftungsrecht verwiesen. Die Grenzen der Leistungsfähigkeit des Haftungsrechts werden hier nur kurz erörtert, obwohl es aus theoretischer Sicht erst diese Grenzen sind, die ein umweltpolitisches Tätigwerden des Staates begründen bzw. rechtfertigen.

Die verschiedenen umweltpolitischen Instrumente lassen sich entsprechend der jeweiligen Eingriffsintensität des Staates abhandeln. Beim ordnungsrechtlichen Instrumentarium, also der Gebotsoder Verbotslösung, ist die staatliche Eingriffsintensität besonders hoch. Dem einzelnen bleiben mit Blick auf das Regulierungsziel kaum Wahlmöglichkeiten. Dies begründet die ökumenische Problematik des Ordnungsrechts; die hohe Eingriffsintensität dürfte obendrein auch staatspolitisch nicht unbedenklich sein. Beim Haftungsrecht ist die staatliche Eingriffsintensität zwar am schwächsten, nur reicht seine umweltpolitische Wirksamkeit nicht aus, oder es führt zu Blockaden der wirtschaftlichen Dynamik. Für die Zertifikat- und Steuerlösung muß das bei geeigneter Ausgestaltung jedoch nicht gelten. Umweltpolitisch können beide Ansätze genauso wirksam sein wie das Ordnungsrecht; bei einem jeweils bestmöglichen Instrumenteneinsatz sind sie sogar wirksamer.

Bei der Zertifikatlösung werden den Schadstoffemittenten bestimmte Verschmutzungsrechte zugestanden. Das geschieht auch mit dem Ordnungsrecht. Bei der Zertifikatlösung steuert der Staat die Emissionsmenge. Durch einen Handel der Emissionszertifikate wird die individuelle Nutzung der zugestandenen Verschmutzungsrechte jedoch den privaten Entscheidungen überlassen. Dieser Handel führt zu Umweltnutzungspreisen. Die Preise geben den einzelnen Emittenten und Konsumenten Signale. Den Emittenten signalisieren sie, in welchem Umfang sie Vermeidungsaktivitäten ergreifen sollen, und die Konsumenten informieren sie – vermittelt durch die Konsumgüterpreise – über die Kosten der Nutzung umweltbelasteter Güter.

Bei der Abgaben- bzw. der Steuerlösung nimmt der Staat auf die Umweltnutzungspreise unmittelbar Einfluß und erzielt als Nebeneffekt dabei noch Steuereinnahmen. Dies ist grundsätzlich von Vorteil. Bei einer bestimmten Konzipierung der Steuerlösung verdient ihr preissteuernder Ansatz zur Nutzung von Umweltgütern den Vorzug vor dem mengensteuernden Ansatz der Zertifikatlösung.

Das dritte Referat wurde von Dr.-Ing. Klaus Grefen, Düsseldorf, gehalten, der über das Thema "Harmonisierung technischer und rechtlicher Regeln im Umweltschutz – eine nationale, europäische und internationale Herausforderung" sprach.

Technische Regeln zum Umweltschutz sind angesichts des weiter wachsenden Umweltbewußtseins im nationalen, europäischen und internationalen Rahmen mehr und mehr wichtige Instrumente zum Abbau von Handelshemmnissen. Sie dienen als Normen und Richtlinien zur Ausfüllung unbestimmter Rechtsbegriffe in rechtlichen Regeln, Verordnungen und Gesetzen wie z.B. des Begriffes "Stand der Technik". Sie werden in Deutschland von kompetenten Institutionen wie z.B. dem Deutschen Institut für Normung e.V. (DIN), Berlin, und dem Verein Deutscher Ingenieure (VDI), Düsseldorf, nach festgelegten Arbeitsmethoden und -kriterien erstellt. Auf europäischer Ebene hat diese Aufgabe u.a. die europäische Normungsorganisation CEN (Comité Européen de Normalisation), Brüssel, das Gemeinschaftsgremium aller nationalen Normungsinstitute der EG- und EFTA-Staaten, übernommen. International ist u.a. die ISO (International Organization for Standardization), Genf, für diese Arbeiten verantwortlich. Technische Regeln zum Umweltschutz bleiben aber, wie auch in anderen Bereichen, dem Grundsatz nach zunächst Empfehlungen.

Die Vernetzung von rechtlicher und technischer Regelsetzung auf europäischer Ebene wird durch die Entschließung der EG vom Mai 1985 über eine "neue Konzeption auf dem Gebiet der technischen Harmonisierung und der Normung" deutlich. Hiernach beschränkt sich die Harmonisierung der Rechtsvorschriften auf die Festlegung der grundlegenden Sicherheitsanforderungen (oder sonstigen Anforderungen im Interesse des Gemeinwohls) im Rahmen von Richtlinien nach Artikel 100 des EWG-Vertrages. Den für die Normung zuständigen Gremien wird unter Berücksichtigung des Standes der Technik die Aufgabe übertragen, technische Spezifikationen auszuarbeiten, die den in den EG-Richtlinien festgelegten grundlegenden Anforderungen entsprechen. Das EG-Rechtssystem hat durch diese Vernetzung mit der europäischen technischen Regelsetzung unter dem Dach von CEN eine starke Ähnlichkeit mit dem deutschen Rechtssystem erlangt.

Die Umweltpolitik der EU hat zum Ziel, die Umwelt zu erhalten, zu schützen und ihre Qualität zu verbessern. Um dieses Ziel zu erreichen, hat die EU bereits ein umfassendes rechtliches Instrumentarium in Form von Richtlinien und Verordnungen geschaffen. Viele dieser EG-(EU-)Richtlinien behandeln das Thema Umweltschutz direkt. Andere wiederum erwähnen den Umweltschutz zunächst nur indirekt oder scheinbar am Rande in Form von bestimmten "wesentlichen Anforderungen", etwa im Bereich "Hygiene, Gesundheit und Umwelt". Beispiel hierfür ist die EG-Bauproduktrichtlinie, bei deren Umsetzung und Ausfüllung durch Europäische Normen der Umweltschutz besonders im Bereich "Innenraumluft" angesprochen wird.

Trotz bereits zahlreicher rechtlicher Regelungen der EU im Umweltschutz reicht das vorhandene rechtliche Regelwerk noch nicht aus. Vor allem muß in den Mitgliedsstaaten der Vollzug des EU-Umweltrechts verbessert werden. Auf europäischer Ebene unter dem Dach von CEN erarbeitete europäische Normen sind hierbei wichtige Entscheidungsinstrumente und können durch Vernetzung mit rechtlichen Regelungen quasi Rechtscharakter erlangen, wie am Beispiel der Luftreinhaltung gezeigt werden kann.

Die drei Vorträge stießen bei den Zuhörern auf ein reges Interesse, das auch in den anschließenden Diskussionen zum Ausdruck kam.

Kurt Mauel/Wolfgang Mückl

10. Sektion für Kunstgeschichte

Das diesjährige Rahmenthema war der alten Hofhaltung in Bamberg – diesem einzigartigen Denkmal einer bischöflichen Residenz gewidmet. Man mochte es nicht gerade sehr einfallsreich finden, in der Sektionsveranstaltung dem Genius loci zu huldigen. Aber in Bamberg gibt es neben vielem Einzigartigen auf dem Domberg ein wahrhaftig einzigartiges, aus den verschiedensten Epochen stammendes Ensemble von bischöflicher Residenz und Domherrenkurien, wie es sich in keiner anderen Stadt bewahrt hat.

Allerdings war nicht von den spätgotischen und barocken Bauten die Rede, die uns noch vor Augen stehen. Vielmehr beschränkten sich die Vorträge auf die alte Hofhaltung in den verschiedenen Phasen des Mittelalters, also auf das Haus des Bischofs, das "episcopium": Wie sah dieses zu der Zeit aus, als Heinrich II. das 1007 neu gegründete Bistum offenbar zum "caput orbis" machen wollte, aber auch in der Zeit davor und danach, wenn auch davon heute so gut wie nichts mehr zu sehen ist. Zugleich ging es um die Frage, ob Heinrich II. die neue Bischofsstadt an einem geschichtslosen Ort gegründet hat, oder ob er nicht doch an viel ältere Traditionen, etwa der Babenberger, anknüpfte?

Daß wir uns heute eine erheblich genauere Vorstellung machen können, wie es in früheren Zeiten auf dem Domberg aussah, wie man sich die bischöfliche Pfalz vorstellen muß, die zumindest in den Anfängen auch eine königliche war, und was es an Zeugnissen von dem einstigen Leben noch gibt, verdanken wir höchst glücklichen Umständen, nämlich den Ausgrabungen, die Prof. Dr. Walter Sage, bis vor kurzem Ordinarius für Archäologie des Mittelalters in Bamberg, seit 1986 mit zahlreichen Mitarbeitern durchführen konnte. Prof. Sage und sein Mitarbeiter Dr. Zeune zeigten in knapper Form, was vom Schutt der Jahrhunderte überdeckt, höchst aussagekräftig zum Vorschein gekommen ist.

Ausgrabungen ganz anderer Art bot Frau Dr. Renate Baumgärtel vom Diözesanmuseum Bamberg, die in den Archiven Quellen zum Leben der Domherren um 1600 zutage gefördert hat. Die Domherren hatten – wie an anderen Orten auch – bereits im frühen 13. Jh. die vita communis aufgegeben und sich eigene Kurien errichtet. Wie es darin lebendig menschlich zuging – und zwar nicht unbedingt sonderlich geistlich – das läßt sich den Akten entnehmen.

Dieses Bamberger Thema war nicht zuletzt wegen der Redner so attraktiv, daß an die 60 Zuhörer, darunter viele aus Bamberg, an der Sektionssitzung teilnahmen. Worum es im einzelnen ging, zeigen die folgenden Zusammenfassungen, die die Referenten von ihren Vorträgen zur Verfügung gestellt haben.

Prof. Dr. Walter Sage, Bamberg: "Die Domburg Kaiser Heinrichs II. - Vorgeschichte"

Die Ergebnisse größerer Ausgrabungen um 1970 und seit 1986 datieren den Beginn mittelalterlicher Besiedlung auf dem beherrschend gegen das Regnitztal vorspringenden Domberg um rund 300 Jahre vor die erste Nennung der Babenburg (902) zurück und zeigen, daß an diesem Platz bis in das frühe 9. Jahrhundert Germanen und Slawen gemeinsam lebten. Ob diese Siedlung von Anbeginn an befestigt war, ließ sich noch nicht feststellen. Dagegen hielt die zeitweilig diskutierte These, die erst dank der Ausgrabungen einwandfrei auf dem Domberg lokalisierte Babenburg sei von Karl d. Gr. oder seinem Nachfolger als "Mittelpunktsburg" neu und sogleich in der vollen Größe der späteren Domburg gegründet worden, der Überprüfung nicht stand: Siedlung und erste Umwehrungen beschränkten sich mindestens bis zur Bistumsgründung auf den Ostteil des Bergsporns.

Allerdings begann etwa ab Anfang des 9. Jahrhunderts erste Massivgebäude die ältere Holzbebauung abzulösen. Zu ihnen zählt eine geräumige Saalkirche, um die sich ein dicht belegter Friedhof entwickelte, bis beide dem Kathedralbau für das 1007 gegründete Bistum weichen mußten. Die Kirche der Babenburg nahm die ungewöhnliche, auch aus dem Geländerelief nicht zur erklärende Südwest-Nordost-Ausrichtung der späteren Dome vorweg; ähnlich zeichnete ein im Nordwesten über früh aufgegebenen Gräbern errichteter Quertrakt die Situation der an das Querhaus des Heinrichsdomes anschließenden Pfalz des 11. Jahrhunderts vor.

Die karolingische Babenburg begründete also eine starke bauliche Tradition nicht zuletzt sakraler Art. Das erlaubt die Vermutung, daß ihr beträchtlich größere zentralörtliche Bedeutung zukam, als die auffallend dürftige historische Überlieferung vermuten läßt, und daß sie deshalb den kanonischen Anforderungen an die Beschaffenheit eines Bischofssitzes eher gerecht wurde als die benachbarte Pfalz Forchheim, deren Glanz um 1000 freilich schon längst verblichen war.

Dr. Joachim Zeune, Bamberg: "Sichtbares und Verborgenes: Die Domburg von Kaiser Heinrich II. bis ins 17. Jahrhundert"

Das archäologische Großprojekt "Babenburg" konzentrierte seine mehrjährigen Forschungen weitgehend auf das Areal der Alten Hofhaltung und somit auf den Kernbereich der ehemaligen Domburg. Dadurch gelang es, ein wesentlich präziseres Bild der bischöflich-kaiserlichen Burganlage in ihrem baulichen Wandel durch die Jahrhunderte zu rekonstruieren.

Im Vortrag wird erläutert, wie der kaiserliche Pfalzneubau des 1007 gegründeten Bistums eine ältere Burganlage des 9./10. Jahrhunderts – die für die Stadt namengebende Babenburg – adaptierte und durch Hinzufügen einer ausgedehnten Vorburg eine 7,6 Hektar große Gesamtanlage ergab. Die Umwehrung bestand aus einem grabenbewehrten massiven Bering mit zwei Haupttoren, die beide Obergeschoßkapellen enthielten. Innerhalb der Vorburg konnten in den Fels eingetiefte Grubenhäuser, Wassersammelschächte und Kleinviehgehege archäologisch nachgewiesen werden. In der Kernburg erhob sich der Domneubau, dessen Querhaus direkt in das langgestreckte Palatium überging; dieses besaß an beiden Enden Kapellenbauten.

Während der Dombrand von 1081 keine wesentlichen Bauschäden am Palatium verursachte, verwüstete jener von 1185 den gesamten Domberg und machte umfangreiche Erneuerungsbauten notwendig. Der neue Dom besaß nun keine Verbindung mit dem Palatium mehr. Das Palatium wurde hofseitig erweitert und der Thomaskapelle ein bergfriedartiger Turm aufgesetzt; das Kernareal wurde reduziert, eine neue Burgmauer zur Vorburg gezogen. Sie wurde durch einen zweiten großen Turm bewehrt. Das niedergebrannte Vorburgareal wurde erst um 1240 eingeebnet, hier entstanden die ersten Domherrenhöfe.

Bis etwa 1470/80 hatte die Domburg viel von ihrem Burgcharakter verloren, die Gräben waren teilweise eingefüllt und in die Vorburg zahlreiche Domherrenhöfe eingebaut worden.

Ab 1475/76 erfolgte der Neubau der heute sichtbaren Alten Hofhaltung. Archäologie und Bauforschung haben zahlreiche Bauphasen und Umnutzungen vor allem der beiden Wirtschaftstrakte rekonstruieren können, wobei insbesondere der Küchenbau und die Pferdestallung intensiver untersucht wurden.

In der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts kam es nochmals zu größeren Ausbauten, bevor im 18. Jahrhundert barocke Baueingriffe zu erheblichen Substanzverlusten führten.

Dr. Renate Baumgärtel, Bamberg: "Ain gelehrter Herr, der gleichsam fürstlichen Stand fueret" – Zum Leben in Bamberger Domherrenhöfen um 1600"

Die Bamberger Domherrenhöfe bilden noch heute ein geschlossenes Ensemble, in dem spätgotische Wohnbauten neben Gebäuden des 17. Jahrhunderts und barocken Palais stehen, eine bau- und kunstgeschichtliche Aufarbeitung dieses Komplexes steht noch aus.

Aber auch über das Leben der Bamberger Domherren in ihren Höfen ist bisher nur sehr wenig veröffentlicht worden, obwohl ein überaus reicher Bestand an archivalischen Quellen vorhanden ist. Es soll der Versuch gemacht werden, den Alltag in den Höfen in einer relativ kurzen Zeitspanne darzustellen. Gewählt wurden die Jahrzehnte zwischen 1580 und 1620, da für diese Zeit besonders umfangreiches schriftliches Material vorliegt.

Testamente werden ausgewertet, um die Beziehungen der Domherren zu ihrer Mitwelt, vor allem ihre Fürsorge für die engsten Familienangehörigen, aufzuzeigen. Nachlaß-Inventare geben Aufschluß über die einzelnen Räume der Domherrenhöfe und deren Ausstattung, aber auch durch die Aufzählung der vorhandenen Gegenstände über die Sammelleidenschaft der Besitzer.

Von besonderem Interesse sind die exakt geführten Haushaltsrechnungen, die für zwei Domherrenhöfe sogar über mehrere Jahre erhalten sind. Aus ihnen geht hervor, daß die Domherren in ihren Höfen um 1600 keineswegs ein zurückgezogenes, beschauliches Leben führten, sondern eifrig Kontakte, besonders mit ihren adeligen Verwandten, pflegten.

Bürgerliche Gäste sind seltener gewesen. Der Augsburger Kunsthändler Philipp Hainhofer kam in offizieller Mission, als Abgesandter des Herzogs Philipp II. von Pommern-Stettin, 1617 zu Dompropst Johann Christoph Neustetter-Stürmer. Sein Urteil über den Bamberger Dompropst bildet die Titelzeile des Referates.

Johann Michael Fritz

11. Sektion für Musikwissenschaft

Die Sitzung der Sektion fand am Montag, dem 26. September 1994 vormittags statt. Sie wurde eröffnet von dem Unterzeichneten mit einem kurzen Bericht über die von der Sektion getragenen Publikationen, das "Kirchenmusikalische Jahrbuch" und die neue Schriftenreihe "Beiträge zur Geschichte der Kirchenmusik" (herausgegeben von Hans Joachim Marx und Günther Massenkeil). Der Inhalt des gerade erschienenen Jahrgangs 77 (1993) und die Themen des nächsten Jahrgangs wurden vorgestellt. Als 1. Band der neuen Schriftenreihe (im Verlag Schöningh Paderborn) war im Sommer 1994 erschienen: "Rainer Heyink, Der Gonzaga-Kodex Bologna Q 19. Geschichte und Repertoire einer Musikhandschrift des 16. Jahrhunderts". Der Unterzeichnete gab auch eine Vorschau auf die weiteren Bände.

Die Reihe der Vorträge wurde begonnen von Dr. Rainer Heyink, Rom. Er sprach über "Johann Rosenmüller (1619–1684) und seine venezianischen Psalmkonzerte".

Dem im vogtländischen Ölsnitz geborenen Johann Rosenmüller kommt vor allem innerhalb der Geschichte der Psalmvertonung eine besondere Bedeutung zu. Während seiner zeitweiligen Tätigkeit als Komponist am Ospedale della Pietà in Venedig schrieb er für die prunkvollen Vespergottesdienste der venezianischen Kirchen viele großangelegte Konzerte, grundsätzlich über vollständige Psalmen, deren Besetzung von einer Solostimme bis zu doppelchöriger Ausführung reicht. Ganze Psalmtexte umfassende Vertonungen lassen sich zu jener Zeit ansonsten nur noch zu besonderen Festakten (Johann Andreas Herbst) und bei den norddeutschen Kantatenmeistern feststellen, denen der Psalm wie in den Zeiten Thomas Stoltzers und Heinrich Schütz' noch einmal bevorzugtes Mittel der Selbstaussprache wird (Dietrich Buxtehude, Georg Böhm, Franz Tunder, Matthias Weckmann).

Entsprechend ihrer liturgischen Verwendung versteht es sich von selbst, daß sich dabei die Auswahl der vertonten Psalmtexte nach ihrer praktischen Eignung gerichtet hat. So ist es folglich naheliegend, daß unter den vorhandenen Werken Rosenmüllers die Psalmen der Vesperlektionen und unter ihnen wiederum jene aus dem sonntäglichen Offizium den größten Anteil ausmachen.

Doch zeigt auch eine Auswertung von zeitgenössischen deutschen Inventaren und Handschriftensammlungen, daß Rosenmüllers geistliches Vokalwerk in handschriftlichen Kopien bis in die entlegensten Dörfer Mittel- und Norddeutschlands verbreitet war, was dem Komponisten eine für damalige Verhältnisse beispiellose Popularität verschaffte. Es kann daher kein Zweifel bestehen, daß die deutsche Musik im späten 17. Jahrhundert von Rosenmüllers Werken entscheidende Impulse empfangen hat.

Da Rosenmüllers Bestreben vornehmlich auf eine einheitliche Gliederung im Aufbau gerichtet ist, tritt die vor ihm so sehr beachtete Ausdeutung des einzelnen Psalmwortes merklich zurück. Mit Hilfe von Rondoschemata, wiederholt auftretenden Instrumentalritornellen und einem thematischen Zusammenhang zwischen Psalmbeginn und abschließender Doxologie erreicht Rosenmüller einheitliche, in sich geschlossene musikalische Formen. Durch italienischen Einfluß gewinnt er die reine Instrumentalmusik als architektonisches Moment; die alte, isolierte Form der Einleitungsinfonia weicht dem gliedernd wiederholten Ritornell. Das Rondoschema wird somit zum wichtigsten Hilfsmittel bei der Gewinnung komplexer Einheiten. Doch ist das Ergebnis nicht ein bloßes Aneinanderreihen von Instrumentalritornell und Vokalepisode; auch hier bemerkt man ein übergeordnetes Bestreben nach einer Abwägung der verschiedenen Abschnitte untereinander durch die Herstellung gleichgewichtiger Symmetrien, wie anhand von drei ausgewählten Kompositionen aufgezeigt werden konnte. Durch Besetzungsgleichheit und thematische Rückbeziehung der Doxologie zum Psalmbeginn erreicht die gesamte Komposition somit zum Ende hin eine innere Geschlossenheit, die sich im folgenden bis zu den beiden Vespern Mozarts nachweisen läßt.

Den zweiten Vortrag hielt Dr. Inge Forst, Bonn: "Ad imitationem moduli ... 'Die späte Pflege der a cappella-Messe in Frankreich im 17. Jahrhundert".

Die Referentin faßte die ersten Ergebnisse eines Forschungsprojektes zusammen, das eine bisher kaum bekannte Phase der Messengeschichte zum Gegenstand hat.

Wie in Deutschland und in Italien ist auch in Frankreich die Kirchenmusik im 17. Jahrhundert wesentlich durch den Dualismus eines an der Vokalpolyphonie des 16. Jahrhunderts orientierten Stilus gravis und eines unter dem Einfluß der Monodie entstandenen konzentierenden Stils gekennzeichnet. Aber anders als in den benachbarten Ländern hat sich der konzentierende Stil in Frankreich erst sehr viel später durchgesetzt, und dies seit etwa 1650 zunächst nur in den geringstimmigen Motetten ("Petits motets") und seit etwa 1680 in den "Grand Motets" Henry du Monts und seiner Nachfolger am Hof König Ludwigs XIV. in Versailles. Dagegenhielt man in der Messe noch im späten 17. und frühen Jahrhundert am a cappella-Stil fest, und es liegt nahe, daß einer der Gründe hierfür der auf Abgrenzung gegenüber italienischer Kunst bedachte politische und katholisch-religiöse Nationalismus Frankreichs in dieser Zeit war.

Eine vorläufige Zählung anhand der Bestände der Bibliothèque nationale und des Conservatoire nationale de musique in Paris ergab, daß sich aus dem 17. Jahrhundert 115 a cappella-Messen (davon 13 pro defunctis) erhalten haben. Die meisten von ihnen stammen aus der Offizin Ballard in Paris und weisen ein typographisch einheitliches Bild auf, dem in bezeichnender Weise auch der stilistische Befund entspricht: die ausgeprägte Kürze der einzelnen Messesätze und die Beibehaltung des stile osservato im vier- bis sechsstimmigen Satz ohne Basso continuo, dies allerdings in verschiedenen Spielarten. Hierher gehört auch der bemerkenswerte Sachverhalt, daß fast alle Ballard-Messen des 17. Jahrhunderts lateinische Titel tragen, die die Textanfänge von Psalmen, Hymnen und Antiphonen sind. Sie sind regelmäßig mit der Formulierung "Missa ad imitationem moduli" bzw. "Missa cui titulus" verbunden, jedoch lassen sich nur für die wenigsten Ballard-Drucke entsprechende Modellkompositionen oder chorale Vorlagen eruieren.

Nachdem in den beiden ersten Vorträgen mit der Behandlung spezieller musikalischer Gattungen eine musikhistorische Blickweise zum Ausdruck kam, ging es im weiteren Verlauf der Sektionssitzung primär um systematische und theologische Aspekte der Kirchenmusik allgemein und auch nicht nur der katholischen Kirchenmusik. Zunächst sprach Dr. Harald Schützeichel, Freiburg im Breisgau, über "Kirchenmusik als Musik der Kirche. Über den inneren Zusammenhang von Kirchenbild und Kirchenmusikideal".

Die Vorstellung davon, welche Musik im Bereich der katholischen Kirche als "Kirchenmusik" zu bezeichnen ist, wird von unterschiedlichen Faktoren beeinflußt. Ein wesentliches Element ist das allgemeine musik-ästhetische Ideal einer Zeitepoche, wie sich dies etwa für die Wechselbeziehung zwischen dem romantischem Ideal der "reinen Tonkunst" und dem katholischen Kirchenmusikideal der "Musica Sacra" belegen läßt. Daneben prägt aber auch das Verständnis davon, wie die Kir-

che und ihre Liturgie zu verstehen ist, die Aussagen über die Ziele der Kirchenmusik. Lange Zeit war die Theologie auf das christozentrische Bild von der Kirche als dem Leib Christi ausgerichtet: die Kirche tritt als heilige, von Gott in ihrer gesamten Struktur eingesetzte, zentralistisch aufgebaute Institution der profanen Welt gegenüber, ihre geweihten Amtsträger sind Mittler der göttlichen Gnaden, die Liturgie ist bis ins kleinste Detail geregelt und muß um ihrer Gültigkeit willen auch streng gemäß dieser kirchlichen Gesetze ausgeführt werden. Die Kirchenmusik fällt als Teil der Liturgie ebenfalls unter diese kirchenamtliche Gesetzgebung, die nun Kriterien für echte und wahre Kirchenmusik aufzustellen hat.

Aus der mehr theozentrisch und pneumatologisch orientierten Vorstellung von der Kirche als dem "Volk Gottes" bzw. einer geistgeführten Gemeinschaft entwickelte sich ein anderes Verständnis: Gottesdienst wird als Geschehen, als Feier der versammelten Christen, weniger als amtlich geregelte Ritenfolge verstanden. Kirchenmusik läßt sich dementsprechend nicht mehr im Sinne eines Stilideals oder rein musikästhetischer Kategorien begreifen, sondern nur noch im Blick auf ihre Funktion und Stimmigkeit im Gesamtkunstwerk des Gottesdienstes.

Für die weitere Entwicklung der Kirchenmusik wird es notwendig sein, diese Entwicklung auf der Grundlage des pneumatologischen Kirchenverständnisses um einen entscheidenden Aspekt zu ergänzen: Die Beendigung der "Einbahnstraße" nämlich, derzufolge die kirchlichen Regeln über dem musikalischen Erleben stehen. In Zukunft wird im Gegenteil die Wertigkeit umzudrehen sein: Das musikalische Geschehen (im Gottesdienst) ist das primäre Ereignis, die Basis für alle sich daraus ergebenden kirchenamtlich geregelten Rahmenbedingungen. Statt von außen an die Musik herangetragen zu werden, müssen die Symbole und Inhalte der Kirchenmusik aus dem religiösen und musikalischen Erleben selbst entwickelt werden. Nur so kann Musik mit ihren spezifischen Ausdrucks- und Erfahrungsmöglichkeiten auch Bedeutung für die theologische Reflexion erhalten. Denn, um in Anlehnung an Sören Kierkegaard zu sprechen: "Die Musik ist keine Lehre, sondern eine Existenzmitteilung."

Den letzten Vortrag hielt Dr. Meinrad Walter, Freiburg im Breisgau, über das Thema: "Wie kann man 'geistliche Musik' 'geistlich' verstehen? Ein theologisch-musikwissenschaftlicher Versuch zu Johann Sebastian Bach".

Daß Musik eine Integration von Sinnlichem und Geistigem darstellt und deshalb auch geistig verstanden werden kann, unterliegt wohl keinem Zweifel. Wie aber, wenn noch ein "l" hinzukommt: geistliche Musik? geistliches Verstehen?

Eine Hermeneutik geistlicher Musik muß sowohl zu einem musikwissenschaftlich und theologisch sinnvollen Begriff von "geistlicher Musik" (ein relativ neues Wort; vgl. Musica sacra; gottesdienstliche Musik; Kirchenmusik) finden – als auch zu einem Begriff des "geistlichen Verstehens" (ein altes, aber weithin vergessenes Prinzip; vgl. die Lehre vom mehrfachen Schriftsinn).

Dieses Verstehen soll hier skizziert werden als ein Geschehen: als Vollzug, der nur von innen heraus zureichend beschrieben werden kann. Im Mittelpunkt steht dabei die im Hören sich bewährende Gewißheit des Zeugnisses, wodurch die falsche Alternative von quasi-objektiver "Beweisbarkeit" (geistliche Musik sei zu definieren etwa über die liturgische Funktionalität, die biblische Wortgebundenheit, den besonderen Stil, sei es Palestrina oder das Neue geistliche Lied, die Frömmigkeit des Komponisten usw.) oder quasi-subjektiver "Beteuerung" (geistliche Musik sei eben für jeden etwas anderes) umgangen werden soll.

Geistliche Musik erscheint so als eine Spielart von Theologie: als Sprache und symbolische Spiel des Glaubens im Sinne "biblischer Theologie" (Kunst als Antwort auf das Bibelwort, Gebet und Predigt in Tönen, Phänomen des Übersetzens), "natürlicher Theologie" (Kunst als irdisches Symbol des Himmlischen und als Gotteslob) – und schließlich als "negative Theologie" (Kunst als Weg des Transzendierens, Bedeutung des Schweigens). Das Verstehen solcher Musik bedarf einer dreifachen Aufmerksamkeit des Hörenden: ästhetisch-mitspielend (sinnlich), intellektuell-erkennend (geistig) und gegenwärtig-aneignend (geistlich). Hier sind dann auch Fragen nach dem Unterschied von Symbol und Idol zu stellen.

Der literarische Einstieg in das Thema war Carl Zuckmayers Erzählung "Der Seelenbräu". Nur an einigen Stellen wurden Worte und Werke J. S. Bachs in die Überlegungen einbezogen.

Günther Massenkeil

12. Sektion für Volkskunde

Die Sektion Volkskunde tagte unter dem Rahmenthema: "Südthüringen und Nordbayern" an den Vormittagen des 26./27. September mit 6 Referaten, die im Jahrbuch für Volkskunde N.F. 18, 1995, publiziert werden sollen. Am ersten Tage sprach der Professor für Landes- und Volkskunde an der Universität Bamberg Klaus Guth über "Hausindustrie als volkskundliches Forschungsproblem für Thüringen und Franken". Das Referat schloß an die vorjährige Mannheimer Sektions-Sitzung über "Protoindustrialisierung" an und skizzierte nochmals das sogenannte Volkskunst- und Hausindustriesyndrom, um es dann näher auf die allgemeine Quellenlage und Forschungssituation in Franken und Thüringer Wald zu exemplifizieren. Im zweiten Teil des Vortrags stand dann das Beispiel der einstigen Spielzeugindustrie von Sonneberg im Meininger Oberland nach 1945 im Mittelpunkt der Betrachtungen.

Hieran schlossen sich räumlich die beiden folgenden Vorträge unmittelbar an. Zunächst referierte Frau Renate Gold, M.A.; Nürnberg, über "Wismutmalerei in Sonneberg. Begriff und Sache im Spiegel frühneuzeitlicher Wechselbeziehungen zu Nürnberg". Es war dies ein Werkstattbericht aus umfassenden Forschungen zum Thema einer speziellen Dekorationstechnik, deren Probleme eine intensive Diskussion auslösten. Die Verf. konnte anhand des von ihr aufgearbeiteten musealen Bestandes an sogenannten Wismutkästchen in Mitteleuropa eine Reihe von Vorklärungen technologischer wie herkunftsmäßiger Art treffen. Danach haben z.B. die Nürnberger Fachhandwerker des 16. Jahrhunderts tatsächlich mit dem Metall Wismut gearbeitet, während bei der Sonneberger Spätproduktion "Wismut" sich als ein Gattungsname bestimmter Artikeldekorationen erweist. Noch nicht hinreichend geklärt bleiben Funktion und gesellschaftliche Bedeutung der Kästchen-Moden, hingegen ist ihre quasi nachträgliche museale Hochschätzung und damit reihenweise Konservierung vor hundert Jahren als ein Phänomen der Renaissance-Vorliebe und des bürgerlichen Antiquitätennippes zu deuten.

Wie unter anderem solche Interessen eines potentiellen Käuferpublikums in gewerbefördernde Produktgestaltung vor Ort umgesetzt werden sollte, zeigte Thomas Schwämmlein, Sonneberg, in seinem Vortrag über die Gewerbeschulbemühungen unter dem Titel: "Produzierte Volkskunst. Industrieschulen und Gewerbeförderung im Meininger Oberland 1850-1914". Der Autor berichtete über die Versuche, das Holzschnitzen in Sonneberg durch die Anstellung eines Südtiroler Schnitzers im Jahre 1861 zu verbessern. So entstand aus älteren Vorgängern 1868 eine Gewerbeschule, der ähnliche Unternehmungen in Neustadt bei Coburg 1854 und Eisfeld 1864 vorausgegangen waren und 1881 in Schalkau und Lauschau folgen sollten, um die Glasbläserei, die Porzellanmanufakturen und die Spielzeugherstellung gestalterisch zu fördern. Dennoch blieb auf Dauer der alpenländische Einfluß sogenannter Volkskunstvorbilder aus Berchtesgaden und dem Grödner Tal gering. Hinzu kam, daß beschäftigungslos werdende Schnitzer, Drechsler und Schachtelmaler, anders als im Erzgebirge oder in den Alpenregionen, in Thüringen neue Arbeitsmöglichkeiten in anderen Industrien fanden. Allein die Schachtelmalerei verzeichnete 1870/80 eine Hinwendung zum folkloristischen Blumendekor, was dann um 1900 von der Heimatschutzbewegung als Ausdruck "traditioneller thüringischer Volkskunst" in Anspruch genommen wurde. Die Industrieschulen versuchten u.a. die Wismutmalerei wieder zu beleben und für

Tourismus und Hausindustrie fruchtbar zu machen, was jedoch Episode bleiben sollte gegenüber der Ausbildung moderner Gestalter im 20. Jahrhundert.

Am zweiten Tage sprach zunächst PD Dr. Andreas Kuntz, zur Zeit Lehrstuhlvertreter der Volkskunde in Bayreuth und zuvor in Bamberg, über: "Heinerles Wundertüten aus dem Bamberger Stadtteil Wunderburg" als einem Beispiel moderner Massenproduktion von beliebten Unterhaltungsartikeln, die inzwischen auch Sammelgegenstand von Fans und Vereinen geworden sind. Die Firma hat inzwischen eine Schokoladenfabrik in Thüringen erworben und expandiert weiter in der nun schon zweiten Unternehmensgeneration. Es ging dem Autor nicht so sehr um auflistbare Aspekte der Teilhabe an einer modernen Imagerie populaire, sondern um den auffallenden Exotismus binnenfolkloristischer Art. Die Erklärungsbedürftigkeit solcher Geschenke verweist auf einen "kultur- und sittengeschichtlichen Hintergrund im Zusammenhang einer Ethnologie der Gabe". Der Verf. berief sich dabei vornehmlich auf den Klassiker der Soziologie, Georg Simmel und dessen Theorie des Abenteuers im Glücksspiel und schließlich auf den Bamberger Soziologen Gerhard Schulze und dessen Gegenwartsbeschreibung unserer heutigen "Erlebnisgesellschaft". Dieser Vortrag ist in der Festschrift für R. W. Brednich, Göttingen, im Februar 1995 schon erschienen.

Frau Birgit Jauernig-Hofmann, M.A., Hallstadt, Volkskundliche Lehrbeauftragte in Erlangen-Nürnberg und Bayreuth, sprach über ein vor dem Abschluß und der Edition stehendes Projekt "Südthüringer Trachtengraphik des vorigen Jahrhunderts, Dokumentations- und Erhellungsversuche". Es handelt sich um einen Konvolut mit ungeordneten, undatierten und unsignierten Handzeichnungen aquarellierter Figurinen unterschiedlichster Herkunft, die das Bekleidungsverhalten im einstigen Herzogtum Sachsen-Meiningen Mitte des vorigen Jahrhunderts festhalten. Vereinheitlichende Kopien davon aus dem Jahre 1889 sind 1980 in der damaligen DDR publiziert worden, die Originale aber tauchten wenig später als Devisenbeschaffungs-Material im Westen auf und sind von der Landesbibliothek Coburg erworben worden. Hier nun zeigt sich genauer, daß ganz unterschiedliche Hände und Könnerschaften an den verschiedenen Orten zu gewiß auch unterschiedlichen Zeiten am Werk waren. Die Verf. demonstrierte dies an signifikanten Beispielen und ordnete jenes offensichtlich obrigkeitlich geleitete Trachteninteresse in die damalige regionale Kulturpolitik ein, ausgehend von einem fürstlichen Taufakt des Jahres 1843, der im Meininger Schloß in einem großen Tafelgemälde festgehalten ist. Als Initiatoren oder Zusammenträger der Sammlung kommen die beiden gewichtigen romantischen Wissenschaftler des Herzogtums in Frage, der Bibliothekar und Sagensammler Ludwig Bechstein und vor allem der Landeshistoriker Georg Brückner. Damit lassen sich ein spezifisches Interesse und die spätere Ausbildung eines folkloristischen Regionalbewußtseins sozusagen an der Wurzel fassen und historisch sehr genau für das zeittpyische Trachteninteresse einordnen und im jeweiligen Einzelfalle genauer beurteilen.

Lothar Hofmann, M.A., Leiter des Gerätemuseums Alte Schäferei in Ahorn bei Coburg, schloß mit seinem Vortrag über "Das Bild des Bauern in der LPG" insofern direkt an, als er von der Konstruktion gesellschaftlicher Vorstellungen über "Landleben" in unserem Jahrhundert sprach, nämlich über Klischee, Wirklichkeit, Wandel, künstlerische Bewältigungsversuche und die Rezeption derartiger Kunst bei den Betroffenen. Es ist dies eine Aufgabe der Vergangenheitsbewältigung, die im Augenblick nur unter großen Schwierigkeiten der Quellenzugänge möglich ist. Der Verf.

stellte daher in den Mittelpunkt seiner ersten Überlegungen einen einzelnen Künstler: Ingolf Schelhorn, der im Ort Heubisch, dicht an der einstigen Zonengrenze in Südthüringen bei der LPG Gefell fest angestellter Kunstmaler war, eine in der DDR üblich gewesene Institution wie bei uns der Prozentsatz von Geldaufwendung für Kunst am Bau bei öffentlichen Gebäuden. Es existierte mithin eine eigenständige "LPG-Kunst", deren Werke heute magaziniert sind und meist unzugänglich gehalten werden. Der Verf. versuchte die Wandlungen des Blicks der offiziellen Künstler auf die Menschen in der Landwirtschaft mit Hilfe der Geschichte der zeitgenössischen Kunst in der DDR zu skizzieren. Die ausführliche Diskussion bestätigte die Notwendigkeit weiterer Studien mehrerer Disziplinen auf dieser terra incognita.

Wolfgang Brückner

13. Sektion für Soziologie

Anläßlich der Bamberger Generalversammlung veranstaltete die Sektion eine Podiumsdiskussion zum Thema:

Erkenntnistheoretische Zugänge zur Religion: die religionssoziologischen Klassiker der Jahrhundertwende (Referenten: Dr. Gotthard Fuchs, Mainz; Prof. Dr. H. J. Helle, München; Dr. Volkhard Krech, Bielefeld; Prof. Dr. Arnold Zingerle, Bayreuth)

Inmitten der Kultur- und Sinnkrise der Jahrhundertwende gingen die herausragenden Soziologen nicht, wie man erwarten könnte, auf Distanz zur Religion, sondern trugen zur ihrer Plausibilisierung und konstruktiven Thematisierung bei. Bei Max Weber, Georg Simmel, Emile Durkheim und anderen wird Religion als unersetzbares Sinnstiftungs- und Orientierungssystem verstanden, darüber hinaus als Integrationsfaktor des menschlichen Zusammenlebens sowie als Motiv und Orientierungskraft sozialen Wandels.

Das Bamberger Rundgespräch konzentrierte sich auf einen bisher wenig beachteten Aspekt dieser Klassiker der Religionssoziologie, die zu diesem Zweck auch mit dem Theologen und Religionshistoriker Ernst Troeltsch verglichen wurden: den Zusammenhang zwischen der Plausibilisierung religiösen Glaubens auf der einen und unterschiedlichen erkenntnistheoretischen Optionen auf der anderen Seite.

Horst J. Helle hob hervor, daß bei Simmel Religiosität durch die Annahme einer ungeteilten, aber unzugänglichen Wirklichkeit, der gegenüber unterschiedliche Sichtweisen möglich und legitim sind, Plausibilität erhält. Die um die Jahrhundertwende erfolgten kirchlich-dogmatischen Verurteilungen einer solchen Konzeption entsprachen einem erkenntnistheoretischen Dualismus, der durch Descartes' Unterscheidung von res extensae und res cogitantes charakterisierbar ist. Helle stellte – insbesondere angesichts der späteren Entwicklung der Theologie – die Frage, ob der Konflikt unter diesem Gesichtspunkt nicht überflüssig gewesen sei.

Als verwandte Position erläuterte Volkhard Krech die von Troeltsch, der der Religion einen eigenständigen Platz in der "Bewußtseinsökonomie" der Subjekte zuweist, sich

in seiner Konzeption pluraler Wirklichkeiten allerdings von Simmel unterscheidet. Besondere Aktualität erhält, angesichts des "postmodernen" Individualisierungsschubes, Troeltschens erkenntnistheoretische Position dadurch, daß er sie in den "Soziallehren" u.a. mit der Sozialform der Mystik soziologisch präzisierte.

Gotthard Fuchs führte demgegenüber aus, daß es keine "frei flottierende" Mystik gibt, daß diese vielmehr in geschichtlich vermittelten und sozial gestalteten Religionen "geerdet" ist. Die christliche Theologie habe erst spät auf Nietzsches Diagnose der Mystik reagiert: protestantischerseits in der Dialektischen Theologie mit der emphatischen Hervorhebung des Wortes gegen unmittelbare Geisterfahrung, katholischerseits im sogenannten Modernismus-Streit, zu dessen noch zu bearbeitendem Problemüberhang die hier erörterten Zusammenhänge mit der Erkenntnistheorie gehörten.

Arnold Zingerle

14. Sektion für Medizin

Rahmenthema: "Urlaub und Reisen aus ärztlicher Sicht."

Einführung: Prof. Dr. Karl Hayduk, Düsseldorf

Inlandreisen sind in der Regel nicht mit größeren medizinischen Problemen belastet. Einschränkungen der Reisefähigkeit werden nur bei vorher schon erkrankten Personen vorliegen, die den ärztlichen Rat in jedem Falle vor Antritt einer Reise einholen sollten.

Bei Auslandsreisen können jedoch durchaus Gefährdungen und Erkrankungen vorher gesunder Personen auftreten. Die Deutschen gelten als Reiseweltmeister; so wurden 1992 von deutschen Staatsangehörigen rund 60 Mio. Auslandsreisen durchgeführt, davon 87% in Europa. Amerika wurde von 4,2 Mio. Deutschen (7% aller Auslandsreisen) aufgesucht, davon von 3,5 Mio. USA/Kanada, Auslandsreisen nach Asien (1,9 Mio. = 3,2%), Afrika (1,58 Mio. = 2,6%) und Australien/Ozeanien (126 000 = 0,2%) bleiben weit dahinter zurück.

12,6 Mio. Urlauber verreisen mit dem Flugzeug, selbstverständlich besonders die Besucher entfernter Ziele. Die im Urlaub auftretenden Erkrankungen sind zu einem Drittel Unfälle, zu je einem Viertel typische Urlaubserkrankungen und Herz- Kreislauf-Erkrankungen.

In der Bundesrepublik Deutschland wurden im Jahr 1993 Auslands-Reise-Krankenversicherungen für 23,3 Mio. Personen abgeschlossen. Sie zahlten dafür einen Beitrag von ca. 355 Mio. DM. Durchschnittlich meldeten 1,3% der Versicherten einen Erkrankungsfall an ihre Reiseversicherung.

Die Durchschnittskosten pro Erkrankungsfall lagen bei DM 250,-, wobei davon ausgegangen werden muß, daß häufig Bagatellerkrankungen nicht gemeldet werden.

Weiter muß darauf hingewiesen werden, daß schwere Erkrankungen ein Vielfaches der genannten Summe an Kosten verursachen. Rückführungen erkrankter Personen kosteten im Jahre 1993 DM 10 000,-, im Jahre 1994 bisher DM 12 000,- im Durchschnitt.

Da die einzelnen Krankenkassen sehr unterschiedlichen Versicherungsschutz bei Auslandsreisen bieten, sollte man sich vor Antritt einer Reise über die Versicherungsleistungen seiner Kasse informieren und nötigenfalls eine zusätzliche Reiseversicherung abschließen. Die gesetzliche Krankenversicherung bietet häufig bei Auslandsreisen keinen Versicherungsschutz. Zur globalen Information über Auslandsreisen empfiehlt sich ein ärztlicher Ratgeber für Auslandsaufenthalte, der von der LTU herausgegeben wird. Bei speziellen Fragen muß immer der behandelnde Arzt um Rat gefragt werden.

Prof. Dr. Georg Strohmeyer, Düsseldorf: "Reisekrankheiten"

Reisekrankheiten können während des Auslandsaufenthaltes oder erst nach der Rückkehr nach Deutschland manifest werden. Im letzteren Fall wird der Zusammenhang mit einer Auslandsreise häufig nicht erkannt, Gegen eine Reihe schwerer Erkrankungen kann man sich durch gezielte, rechtzeitig eingeleitete Maßnahmen zumindest teilweise schützen.

So kann die Gefahr einer Bein-Venen-Thrombose durch langes ruhiges Sitzen, besonders im Flugzeug, durch Anti-Thrombosestrümpfe und bewußtes Bewegen der Beine verringert werden.

Gegen eine Reihe von Erkrankungen kann man sich durch Impfungen schützen. Tetanus, Hepatitis A und B, Poliomyelitis und Diphtherie können so sicher vermieden werden. Besonders mangelhaft ist bei uns der Schutz gegen Diphtherie, eine Erkrankung, die in den letzten Jahren wieder zugenommen hat.

Ebenso kann man sich gegen die besonders in Österreich, Süddeutschland, Ungarn, Polen, Slowenien und Rußland auftretende Frühsommer-Meningoencephalitis sicher schützen.

Bei Reisen in das tropische Südostasien besteht die Möglichkeit einer Impfung gegen die japanische B-Encephalitis. Verschiedene Länder verlangen Impfungen gegen Cholera und Gelbfieber.

Eine besondere Problematik stellt die Prophylaxe einer Malaria dar. Von der WHO werden in kurzen Abständen Informationen herausgegeben, die über die Malaria-Gefährdung und die Resistenzlage der Malaria-Erreger informieren. Die Prophylaxe gegen Malaria wird oft nicht ausreichend und zuverlässig genug betrieben. Dabei müßte sowohl die Expositionsprophylaxe, als auch die medikamentöse Prophylaxe bei Reisen in diese Gebiete beachtet werden. Von der Dämmerung bis zum Morgengrauen sollten, wenn möglich, mückengeschützte Räume aufgesucht werden. Abends und nachts sollte weitgehend körperbedeckende Kleidung getragen werden; Insektenrepellentien, d.h. Insektenabwehrmittel sind an unbedeckten Hautstellen aufzutragen; die Wirkdauer beträgt im Durchschnitt etwa 2 Stunden. In geschlossenen Räumen sind Insektizide anzuwenden. Raumkühlung ist zu nutzen, wenn vorhanden. Ein Moskitonetz ist immer dann indiziert, wenn ein optimaler Mückenschutz am Schlafplatz auf andere Weise nicht erreichbar ist.

Die medikamentöse Prophylaxe der Malaria richtet sich nach dem Reiseland und ist häufigen Veränderungen durch Resistenzentwicklung der Erreger unterworfen. Es ist unbedingt zu beachten, daß die Malariaprophylaxe noch 6 Wochen nach Verlassen des Malariagebietes fortgeführt werden muß. Trotz aller Vorsichtsmaßnahmen muß man immer darauf hinweisen, daß es eine absolut sichere Malariaprophylaxe zur Zeit nicht gibt. Deshalb wird bei entsprechender Gefährdung zwar eine medikamentöse Prophylaxe empfohlen, bei Reisen in besonders risikoträchtige Gebiete sollten zudem Medikamente mitgenommen werden, die bei entsprechenden Symptomen eine Selbstbehandlung ermöglichen, wenn ein Arzt nicht rasch erreichbar ist.

Als Notfallmedikamente stehen Chloroquin, Halofantrin, Mefloquin und Chinin zur Verfügung. Die Auswahl der Medikamente muß in jedem Fall mit einem erfahrenen Arzt besprochen werden.

Es wird abschließend darauf hingewiesen, daß die Malaria, insbesondere die Malaria tropica auch heute noch eine sehr ernstzunehmende Reisekrankheit ist.

Am häufigsten treten bei Reisen in tropische und subtropische Länder akute Darmerkrankungen mit zum Teil erheblichen Beschwerden, wie hohes Fieber, Muskel- und Bauchschmerzen und schwere wässrige Durchfälle auf. Die Ursache dafür sind bestimmte E. coli-Stämme, deren Toxine die Störungen auslösen.

Die Übertragung der Coli-Stämme kommt vorwiegend durch kontaminiertes Wasser, Eis, Obst, Gemüse, Milch und rohen Fisch zustande. Daher müssen solche Lebensmittel in den Tropen weitgehend gemieden werden, nach dem Motto, was nicht gekocht und geschält werden kann, sollte nicht gegessen werden.

Die Behandlung ist mit Loperamid (Imodium®) gegen die schweren Durchfälle und mit verschiedenen Antibiotika möglich. Coli-Infektionen sind weitaus häufiger als andere Infektionen mit Erregern, die zu Durchfällen führen, wie Salmonellen, Shigellen, Amöben und Yersinien.

Daneben sind noch zahlreiche, jedoch extrem seltene Infektionserkrankungen wie Kala-Azar, Schlafkrankheit und Pest, die kürzlich in Indien aufflackerte, zu nennen.

Prof. Dr. Hans-Joachim Freund, Düsseldorf: "Reiseeinschränkungen aus neurologischer und psychiatrischer Sicht"

Für Patienten mit neurologischen Erkrankungen ergeben sich eine Reihe von Einschränkungen und Vorsichtsmaßnahmen, die jeweils von der Art der Krankheit abhängen.

So sollen Patienten, die einen Schlaganfall hatten, nicht in Höhenlagen oberhalb 1500 m gehen. Entsprechende Einschränkungen ergeben sich für Flüge, da der Kabinendruck bei intercontinentalen Flügen einer Höhe von 2250 m über dem Meeresspiegel entspricht. Hierdurch kommt es zu einer Minderung der Sauerstoffsättigung des Blutes um etwa 8%, wodurch bei Durchblutungsstörungen des Gehirns die kritische Grenze der Sauerstoffversorgung unterschritten werden kann.

Daneben können bei Reisen vorübergehende Funktionsstörungen des Nervensystems auftreten. Hierzu gehören Schwindel, insbesondere im Rahmen der sog. Reisekrankheit, verstärkte Migräne, Schlafstörungen sowie situative Angstzustände.

Die Kinetosen, die sog. Reisekrankheit, stellen eine häufige angeborene Überempfindlichkeit des Gleichgewichtorganes dar. Sie können nicht nur bei Seereisen, sondern auch bei Auto- oder Flugreisen auftreten. Typische Symptome sind Benommenheit, körperliches Unbehagen, Müdigkeit und leichter Schwindel sowie in besonders schweren Fällen Übelkeit und Erbrechen.

Medikamente zur Vorbeugung und Frühbehandlung sind Antihistaminika verbunden mit Belladonna-Präparaten, im allgemeinen Scopolamin. Letzteres kann auch in Form eines Pflasters angewandt werden. Bei ausgeprägtem Dreh- oder Schwankschwindel können weitere Medikamente wie Vasomotal® oder Dogmatil® hinzugegeben werden.

Zur Behandlung verstärkter Migränebeschwerden kann für die Sofortbehandlung ein Mutterkornalkoloid in Form eines Nasensprays versucht werden, bei Bedarf kombiniert mit einem Mittel gegen Übelkeit und Erbrechen. Weiter stellt Imigran® in Tablettenform oder zur subcutanen Injektion zur Verfügung. Bei leichteren Attacken kommen manche Patienten auch mit ASS aus.

Bei starker Neigung zu Migräne kann auf Reisen auch eine Dauermedikation mit Betablockern oder Calciumantagonisten versucht werden.

Betablocker sind gut gegen verstärkte Aufregung während der Reise geeignet. Dies gilt u.a. für Patienten mit Erwartungsangst vor Flügen.

Bei eigentlichen Panikattacken oder schwereren Angstzuständen sind Benzodiazepine angezeigt, die aber nur kurzfristig eingenommen werden dürfen.

Neben den üblichen Schlafstörungen kommt es während Reisen insbesondere bei längeren Flugreisen mit Zeitverschiebungen, zu Störungen des Schlafrhythmus. Zu dieser Behandlung hat sich in letzter Zeit Melatonin bewährt.

Hierbei handelt es sich um natürliche schlafregulierende Hormone, das den Schlaf in Abhängigkeit von der Helligkeit reguliert. Melatonin ist zur Zeit in Deutschland über Auslandsapotheken beschaffbar, aber noch nicht frei im Handel. In den USA ist die Substanz nicht apothekenpflichtig. Die übliche Dosis beträgt 5 mg eine halbe, bis eine Stunde, bevor man einschlafen will. Das Medikament ist, soweit bisher bekannt, nebenwirkungsfrei. Diese Substanz ist besonders interessant für Personen die berufsbedingt häufig die Zeitzonen wechseln. selbstverständlich kann Melatonin vorübergehend auch als Schlafmittel eingesetzt werden.

Schließlich wurde noch darauf hingewiesen, daß die zeckenübertragene Frühsommer-Meningoencephalitis sicher vermieden werden kann, wenn innerhalb der ersten drei Tage nach einem Zeckenbiß mit FSME-Bolin geimpft wird. Es handelt sich hierbei um eine Postexpositionsprophylaxe, die sich unbedingt bei einem Zeckenbiß während des Frühsommers in den entsprechenden Gebieten empfiehlt.

Prof. Dr. Dieter Larbig, Mönchengladbach: "Reiseeinschränkungen aus internistischer Sicht."

Die zweifelsohne wichtigsten internistischen Reiseeinschränkungen stellen Herz-Kreislauf-Erkrankungen dar.

Durch eine optimale Vorbehandlung und eingehende ärztliche Beratung sowie ausreichende Versorgung mit Medikamenten und die Auswahl geeigneter Verkehrsmittel sind heute viele Personen mit chronischen Herz-Kreislauf-Erkrankungen in der Lage, aus beruflichen Gründen und zur Erholung Reisen zu unternehmen.

Dennoch sind kurz- oder längerfristige Aufenthalte in Höhenlagen und heißen Klimazonen, insbesondere in tropischen Gebieten mit potentiellen Gefahren verbunden. So sollten Reisen, insbesonder Flugreisen von Patienten mit überstandenem Herzinfarkt, frühestens 6 Wochen nach einem Herzinfarkt vorgenommen werden. Vorher muß allerdings durch geeignete Maßnahmen ausgeschlossen werden, daß die Gefahr eines Re-Infarktes groß ist.

Patienten mit ausgeprägter Herzschwäche sollten ebenfalls anstrengende Reisen, insbesondere Flugreisen und Tropenaufenthalte vermeiden. Es ist dabei zu beachten, daß ein geschädigtes Herz bei Tropenaufenthalten nicht nur durch die Hitze, sondern auch durch Durchfälle und andere Infektionskrankheiten gefährdet ist.

Zusammenfassend sollten Patienten mit bekannten Herz-Kreislauf-Erkrankungen vor Reiseantritt ihren Arzt befragen. Es ist wichtig zu wissen, daß Kurzurlaube genauso belastend sind wie längere Reisen, da die Belastung besonders bei der Reise und in den ersten Tagen und Wochen des Aufenthaltes besonders ausgeprägt ist. Weiter muß bei der Wahl eines Reisezieles Qualität und Verfügbarkeit der ärztlichen Versorgung berücksichtigt werden.

Patienten mit chronischer Bronchitis und Lungenemphysem sind flugtauglich, sofern diese Erkrankungen nicht soweit fortgeschritten sind, daß eine erhebliche eingeschränkte Lungenfunktion besteht. Patienten mit Asthma können fliegen, wenn sie imstande sind, Anfälle von Atemnot zu beherrschen. Allerdings läßt sich im Einzelfall nur schwer vorhersagen, ob am Zielort ein stärkerer Allergenkontakt besteht als in der üblichen Umgebung.

Wichtig ist es für Asthmatiker zu wissen, daß sie ihre Medikamente im Handgepäck beim Fliegen mitführen müssen.

Bei stärker eingeschränkter Nierenfunktion ist keine Tropentauglichkeit gegeben. Die Frage nach der Reisefähigkeit ist mit dem behandelnden Arzt abzuklären. Wichtig erscheint, darauf hinzuweisen, daß Patienten mit Nierensteinen häufig in der Anfangszeit eines Tropenaufenthaltes unter Nierenkoliken leiden. Ursache hierfür ist die erhöhte Harnkonzentration durch verstärktes Schwitzen, wenn nicht mehr Flüssigkeit als üblich aufgenommen wird. Ansonsten werden auch für Nierenkranke, die unter einer chronischen Dialysebehandlung stehen, Urlaubsmöglichkeiten mit Dialysebehandlung angeboten.

Patienten mit Diabetes mellitus müssen bei Wechsel der Zeitzonen ganz besonders sorgfältig ihre Medikation beachten. Aufenthalte ohne ärztliche Betreuung ist nur Patienten anzuraten, die eine Selbstkontrolle von Blut- und Harnzucker durchführen. Bei Schilddrüsenüberfunktion ist der Aufenthalt in heißen Ländern wegen der Hitzeintoleranz nicht empfehlenswert. Aufenthalte an der See werden häufig ebenfalls schlecht vertragen.

Treten schwere Erkrankungen des Herzens, der Lunge und der Nieren am Urlaubsort auf, so wird es Einzelfällen nur möglich sein, den Rücktransport mit Arztbegleitung durchzuführen, wobei die Wahl des Transportmittels im Einzelfall entschieden werden muß.

Karl Hayduk

Jahresbericht

I. Vorstand und Sektionsleiter

Protektor:

Se. Eminenz Dr. Joachim Kardinal Meisner Erzbischof von Köln

Vorstand:

Präsident:

Professor Dr. Dr. h. c. mult. Paul Mikat, Minister a. D., Erich-Hoepner-Straße 21, 40474 Düsseldorf

Vizepräsident:

Professor Dr. Rudolf Morsey, Blumenstraße 5, 67435 Neustadt

Generalsekretär:

Professor Dr. Rudolf Schieffer, St. Martin-Str. 20, 81541 München

Stellvertretender Generalsekretär:

Professor Dr. Ludger Honnefelder, Heinrich.-v.-Kleist-Str. 14, 53113 Bonn

Beisitzer:

Professor Dr. Hans Michael Baumgartner, Seebreite 4, 82335 Berg

Professor Dr. Hans Jürgen Becker, Universitätsstr. 31, Postf. 397, 93051 Regensburg

Professor Dr. med. Kurt Heinrich, Novalisstraße 1, 40474 Düsseldorf

Professor Dr. Walter Kasper, Bischof von Rottenburg-Stuttgart, Bischof-Keppler-Str. 7, 72108 Rottenburg

Professor Dr. Dr. h. c. mult. Hans Maier, Staatsminister a. D., Meichelbeckstraße 6, 81545 München

Professor Dr. Konrad Repgen, Saalestraße 6, 53127 Bonn

Sektionsleiter:

Sektion für Philosophie:

Professor Dr. Hans Michael Baumgartner, Seebreite 4, 82335 Berg

Sektion für Pädagogik:

Professor Dr. Marian Heitger, Dreimarksteinstraße 6, Haus 5, A-1190 Wien

Sektion für Psychologie, Psychopathologie und Psychotherapie: Professor Dr. med. Kurt Heinrich, Novalisstraße 1, 40474 Düsseldorf

Sektion für Geschichte:

Professor Dr. Laetitia Boehm, Hohenzollernstraße 54/I, 80801 München

Sektion für Altertumswissenschaft:

Abteilung für Klassische Philologie:

Professor Dr. Hans Jürgen Tschiedel, Richard-Strauss-Straße 5, 85072 Eichstätt

Abteilung für Alte Geschichte:

Professor Dr. Heinrich Chantraine, Neudorf 33, 64756 Unter-Mossau

Abteilung für Archäologie:

Professor Dr. Tony Hackens, 28a, Av. Léopold, B-1330 Rixensart

Sektion für Romanische Philologie:

Professor Dr. Dr. h.c. mult. Theodor Berchem, Frühlingstraße 35, 97076 Würzburg

Sektion für Deutsche Philologie:

Professor Dr. Helmuth Kiesel, Germanist. Seminar, Hauptstr. 207-209, 69117 Heidelberg

Sektion für Englisch-Amerikanische Philologie:

Professor Dr. Klaus Lubbers, Cranachweg 9, 55127 Mainz

Sektion für die Kunde des Christlichen Orients:

Professor Dr. Dr. Hubert Kaufhold, Brucknerstr. 15, 81677 München

Sektion für Rechts- und Staatswissenschaft:

Professor Dr. Josef Isensee, Meckenheimer Allee 150, 53115 Bonn

Sektion für Wirtschafts- und Sozialwissenschaft:

Professor Dr. Wolfgang J. Mückl, Am Weiher 15, 94121 Passau

Sektion für Kunstgeschichte:

Professor Dr. Johann Michael Fritz, Unter der Schanz 4, 69117 Heidelberg

Sektion für Musikwissenschaft:

Professor Dr. Günther Massenkeil, Böckingstraße 3, 53604 Bad Honnef

Sektion für Volkskunde:

Professor Dr. Wolfgang Brückner, Bohlleitenweg 59, 97082 Würzburg

Sektion für Naturwissenschaft und Technik:

Professor Dr.-Ing. Kurt Mauel, Widdauener Str. 8, 51371 Leverkusen

Sektion für Politische Wissenschaft und Kommunikationswissenschaft: Professor Dr. Heinrich Oberreuter, Eppaner Str. 12, 94036 Passau

Sektion für Soziologie:

Professor Dr. Arnold Zingerle, Döbereinerstraße 11, 95448 Bayreuth

Sektion für Medizin:

Professor Dr. Lutwin Beck, Himmelgeister Landstraße 67, 40225 Düsseldorf

Archivar der Görres-Gesellschaft: Hans Elmar Onnau, Köln

Träger des Ehrenringes der Görres-Gesellschaft

1977 Professor Dr. Clemens Bauer, Freiburg/Br. 1978 Prälat Professor Dr. Dr. h. c. Hubert Jedin, Bonn 1979 Professor Dr. med. Franz Grosse-Brockhoff, Düsseldorf 1980 Professor Dr. Dr. h. c. Johannes Broermann, Berlin 1981 Professor Dr. Dr. h. c. Ernst Friesenhahn, Bonn 1982 Dr. h.c. Hermann Josef Abs, Frankfurt 1983 Professor Dr. José Manuel Pérez-Prendes, Madrid 1984 Professor Dr. Dres. h. c. Max Müller, Freiburg/Br. 1986 Se. Eminenz Joseph Kardinal Höffner, Erzbischof von Köln 1987 Professor Dr. Dr. h. c. Josephus Joannes Maria van der Ven, Bilthoven 1988 Professor Dr. Theobald Freudenberger, Würzburg 1989 Professor Dr. Theo Mayer-Maly, Salzburg 1990 Professor Dr. Dr. h. c. mult. Josef Pieper, Münster 1992 Professor Dr. Hermann Krings, München 1993 Peter Eppenich, Köln 1994 Professor Dr. Quintin Aldea Vaquero, Madrid

II. Mitgliederstand

vom 31. Dezember 1994

Mitglieder		*5								3094
davon										
a) lebenslang.									÷	150
b) zahlende .										2852
c) Teilnehmer										92

III. Beirat

Abend, Volker, Sleipnerstr. 29, 13089 Berlin Ackermann, Rolf, Professor Dr., Am Steinebrück 83, 40589 Düsseldorf Adam, Adolf, Professor Dr., Waldthausenstr. 52, 55126 Mainz Adam, Hans, Professor Dr., CIB FIB Lond., Hellbrunner Str. 34, A- 5020 Salzburg Ahrens, Rüdiger, Professor Dr., Inst. für Englische Philologie, Am Hubland, 97074 Würzburg Albrecht, Alfred, Dr., Ministerialrat, Holunderweg 5, 40670 Meerbusch Albrecht, Dieter, Professor Dr., Adalbert-Stifter-Str. 16, 93051 Regensburg Aldea, Quintin, Professor Dr., Pablo Aranda, 3, E-28006 Madrid Altermatt, Urs, Professor Dr., Universität Miséricorde, CH-1700 Freiburg Angenendt, Arnold, Professor Dr., Waldeyer Str. 41, 48149 Münster Arnold, Gottfried, Dr., Rechtsanwalt, MdB, Leostr. 107, 40547 Düsseldorf Arnold, Rainer, Professor Dr., Plattenweg 7, 93055 Regensburg Asselmeyer, Fritz, Professor Dr.-Ing., Sollner Str. 6a, 81479 München Aßfalg, Julius, Professor Dr., Kaulbachstr. 95, 80802 München Auer, Alfons, Professor Dr., Paul-Lechler-Str. 8, 72076 Tübingen Babolin, Albino, Professor Dr., Via Ponte d'Oddi, 39/D3, I-0600 Perugia Bacelar e Oliveira, José, Professor Dr., S.J., Rua da Lapa 111, Lisboa 2 Bader, Karl Siegfried, Professor Dr., Rebbergstr. 57, CH-8049 Zürich Baldus, Manfred, Professor Dr., Schimmelsweg 4, 53894 Mechernich Ballon, Oskar J., Professor Dr., Churfürststr. 1, A-5020 Salzburg Baltes, Matthias, Professor Dr., Hornstr. 2, 48151 Münster Bartelink, G.J.M., Professor Dr., Postweg 152, NL-6523 Nijmegen Baruzzi, Arno, Professor Dr., Pfarrer-Grimm-Str. 18c, 80999 München Bauer, Adolf, Dr., Dipl.-Volkswirt, Walther-von-der-Vogelweide 35a, 97074 Würzburg Baumeister, Theofried, Professor Dr., O.F.M., Scharnhorststr. 28, 65195 Wiesbaden Bäumer, Remigius, Professor Dr., Mattenweg 2, 79199 Kirchzarten Baumgartner, Hans Michael, Professor Dr., Seebreite 4, 82335 Berg Beck, Lutwin, Professor Dr., Himmelgeister Landstr. 67, 40225 Düsseldorf Becker, Hans-Jürgen, Professor Dr., Karl-Fischer-Weg 2, 93051 Regensburg Becker, Josef, Professor Dr., Am Mühlfeld 20, 86356 Neusäß-Westheim Becker, Winfried, Professor Dr., Max-Matheis-Str. 46, 94036 Passau Belting, Hans, Professor Dr., Georgenstr. 7, 80799 München Berchem, Theo, Professor Dr. Dr. h.c.mult., Präsident, Frühlingstr. 35, 97076 Würzburg-Lengfeld

Bergsdorf, Wolfgang, Professor Dr., Ministerialdirektor, Konstantinstr. 18, 53179 Bonn

Bernhard, Ludger, Professor DDr., O.S.B., Mönchsberg, A-5020 Salzburg

Berschin, Walter, Professor Dr., Max-Reger-Str. 41, 69121 Heidelberg

Bertram, Hans, Professor Dr., Helmontstr. 13a, 81739 München

Besters, Hans, Professor Dr., Baumhofstr. 41, 44799 Bochum

Bethge, Herbert, Professor Dr., Am Seidenhof 8, 94034 Passau

Betz, Esther, Dr., Cecilienallee 33, 40474 Düsseldorf

Birk, Rolf, Professor Dr., Am Weidengraben 162, 54296 Trier

Biser, Eugen, Professor DDr., Hiltenspergerstr. 80, 80796 München

Blass, Georg, Min.-Rat a.D., OStud.Dir., Broicherdorfstr. 28, 41564 Kaarst

Blüm, Norbert, Dr., Bundesminister, Rochusstr. 1, 53123 Bonn

Boehm, Gottfried, Professor Dr., Seevogelplatz 1, CH-4052 Basel

Boehm, Laetitia, Professor Dr., Hohenzollernstr. 54/I, 80801 München

Böhm, Winfried, Professor Dr.Dr.h.c., Unterer Katzenbergweg 11, 97084 Würzburg

Böing, Günther, Dr. Engelbergstr. 9a, 79106 Stegen-Eschenbach

Bogerts, Bernhard, Professor Dr., Leipziger Str. 44, 39120 Magdeburg

Bosbach, Franz, Professor Dr., Am Kottenforst 7, 53125 Bonn

Bosch, Friedrich Wilhelm, Professor Dr. Dr. h.c., Plittersdorfer Str. 130, 53173 Bonn

Boshof, Egon, Professor Dr., Kreuzbergstr. 13, 94036 Passau

Bossle, Lothar, Professor Dr., Thüringer Str. 50, 97078 Würzburg

Brandmüller, Walter, Professor Dr., Kirchplatz 8, 82269 Walleshausen

Breinbauer, Ines, Dr., Univ.-Dozentin, Serravagasse 9-11/6, A-1140 Wien

Briesemeister, Dietrich, Professor Dr., Hildegardstr. 1, 10715 Berlin

Brohm, Winfried, Professor Dr., Wydenmöslistr. 11, CH-8280 Kreuzlingen

Broich, Ulrich, Professor Dr., Schellingstr. 3, 80799 München

Bröker, Werner, Dr.Dr., Überwasserstr. 29, 48268 Greven-Gimbte

Brückner, Wolfgang, Professor Dr., Bohlleitenweg 59, 97082 Würzburg

Buchholz, Stephan, Professor Dr., Inst. für Rechtsgeschichte, Universitätsstr. 6, 35037 Marburg

Bürkle, Horst, Professor Dr., Waldschmidtstr. 7, 82319 Starnberg

Bydlinski, Franz, Professor Dr., Hohe Wandstr. 46, A-2344 Maria Enzersdorf

Camacho, Evangeliste Fermin, Professor Dr., Carmen del Pilar Pina 4, Albaicin-Granada

Cardauns, Burkhart, Professor Dr., Von-Schilling-Str. 32, 55606 Brauweiler

Carlen, Louis, Professor Dr., Sonnenstr. 4, CH-3900 Brig

Casper, Bernhard, Professor Dr., Birkwäldele 16, 79299 Wittnau

Chantraine, Heinrich, Professor Dr., Neudorf 33, 64756 Unter-Mossau

Chelius, Karl-Heinz, Dr., Burkarderstr. 34f, 97082 Würzburg

Christes, Johannes, Professor Dr., Schloßgasse 66, 79112 Freiburg

Christian, Paul, Professor Dr., Jaspersstr. 2, 69126 Heidelberg

Coenen, Ernst, Dr. Dr.h.c., Malmedyer Str. 5, 50933 Köln

Conzemius, Viktor, Professor Dr., Schädrütihalde 12, CH-6006 Luzern

Cramer, Winfried, Professor Dr., O.S.B., Servatiikirchplatz 8, 48143 Münster

Cromme, Gerhard, Dr. Kemmansweg 9b, 45219 Essen

Cromme, Ludwig J., Professor Dr., TU Cottbus, Postfach 101344, 03013 Cottbus

Dahl, Winfried, Professor Dr., Eberburgweg 53, 52076 Aachen

Dahs, Hans, Professor Dr., Auf dem Reeg 13, 53343 Wachtberg-Pech

Dahs-Odenthal, Dagmar, Dr. Auf dem Reeg 13, 53343 Wachtberg-Pech Dalfen, Joachim, Professor Dr., Lederwaschgasse 22, A-5020 Salzburg Dassmann, Ernst, Professor Dr., Herzogsfreudenweg 25, 53125 Bonn Decker, Karl, Professor Dr., Maria-Theresia-Str. 14, 79199 Kirchzarten Deutsch, Erwin, Professor Dr., Höltystr. 8, 37085 Göttingen Dickerhof, Harald, Professor Dr., Keltenstr. 32, 85111 Möckenlohe Dieckhöfer, Klemens, Professor Dr., Poppelsdorfer Allee 84, 53115 Bonn Diemer, Hans Peter, Professor Dr., Marienhospital, Rochusstr. 2, 40479 Düsseldorf Dierkes, Hans, Dr., OStR., Geschwister-Scholl-Str. 12, 53859 Niederkassel-Rheidt Dilger, Konrad, Professor Dr., Mittelweg 187, 20148 Hamburg Dregger, Alfred, Oberbürgermeister a.D., MdB, Über der Aue 5, 36041 Fulda Drobner, Hubertus, Professor DDr., Kamp 6, 33088 Paderborn Dufraisse, Roger, Professor Dr., 7, Rue de Beuville, F-14000 Caen Düsing, Johannes, Pfarrer, Lic., P.O.B. 19935, Jerusalem/Israel Eder, Georg, Dr., Erzbischof von Salzburg, Kapitelplatz 2, A-5020 Salzburg Eggers, Philipp, Professor DDr. Dr. h.c., Universität Bonn, Am Hof 3-5, 53113 Bonn Eiff von, August W., Professor Dr., Haager Weg 18, 53127 Bonn Elbern, Victor H., Professor Dr., Ilsensteinweg 42, 14129 Berlin Elm, Kaspar, Professor Dr., Hittorfstr. 10, 14195 Berlin Engelbert, Pius, Professor Dr., O.S.B., Piazza dei Cavallieri di Malta, I-00153 Roma Engels, Odilo, Professor Dr., Pestalozzistr. 58, 50374 Erftstadt- Lechenich Engler, Bernd, Professor Dr., Wilhelmstr. 50, 72074 Tübingen Ernst, Wilhelm, Professor Dr., Kartäuserstr. 28, 99084 Erfurt Erzgräber, Willi, Professor Dr., Sonnenbergstr. 18a, 79117 Freiburg Eser, Albin, Professor Dr., Neubergweg 9, 79104 Freiburg Eßer, Ambrosius, Professor Dr., O.P., Largo Angelicum, 1, I-00184 Roma Ewig, Eugen, Professor Dr., Saalestr. 10, 53127 Bonn-Ippendorf Faber, Werner, Professor Dr., Ludwigshöhe 23, 96049 Bamberg Faussner, Hans Constantin, Professor Dr., Klementinenstr. 5, 80805 München Feinendegen, Ludwig, Professor Dr., Wolfshovener Str. 197, 52428 Jülich Ferrari d'Ochieppo, Konradin, Graf, Professor Dr., Türkenschanzstr. 17, A-1180 Wien Fleckenstein, Josef, Professor Dr., Zur Akelei 37, 37077 Göttingen Frank, Armin Paul, Professor Dr., Hainholzweg 44a, 37085 Göttingen Frey, Gerhard, Professor Dr., Bienerstr. 2, A-6020 Innsbruck

Friedl, Herwig, Professor Dr., Univ. Düsseldorf, Universitätsstr. 1, 40225 Düsseldorf

Fritz, Johann Michael, Professor Dr., Unter der Schanz 4, 69117 Heidelberg Frost, Ursula, Professor Dr., Inst. für Erziehungswissenschaften der Universität

Bonn, Am Hof 3-5, 53113 Bonn Frühwald, Wolfgang, Professor Dr., Präsident der DFG, Huppenbergstr. 41b,

53343 Wachtberg-Pech

Füglister, Notker, Professor Dr., Josefiaustr. 24, A-5020 Salzburg Ganzer, Klaus, Professor Dr., St.-Benedikt-Str. 6, 97072 Würzburg Gatz, Erwin, Professor Dr., Prälat, Via della Sagrestia, 17, I-00120 Città del Vaticano Gaugler, Eduard, Professor Dr., Büttemerweg 32, 69493 Hirschberg Geerlings, Wilhelm, Professor Dr., Kattenjagd 30, 58456 Witten Geißler, Erich E., Professor Dr., Am Kottenforst 67, 53125 Bonn (Röttgen) Gerner, Berthold, Professor Dr., Metzstr. 53, 72764 Reutlingen

Gethmann, Carl Friedrich, Professor Dr., Jägerweg 13, 45525 Hattingen

Gethmann-Siefert, Annemarie, Professor Dr., Jägerweg 13, 45525 Hattingen

Geyer, Carl-Friedrich, Dr., Privatdozent, Alte Marktstr. 53/7, 44801 Bochum

Gieraths, Paul-Gundolf, Professor Dr., O.P., Lindenstr. 45, 50674 Köln

Giesen, Dieter, Professor Dr., Ihnestr. 38, 14195 Berlin

Gietzen, Hubert-Otto, Dr., Univ.-Dozent, Blindestr. 11, 45894 Gelsenkirchen-Buer

Gillessen, Günther, Professor Dr.Dr., Speckerhohlweg 8, 61462 Königstein

Gillessen, Herbert, Dr., Königin-Luise-Str. 33, 14195 Berlin

Gnilka, Christian, Professor Dr., Rummler 36, 48324 Sendenhorst

Göller, Karl-Heinz, Professor Dr., Weingartenstr. 13, 93053 Regensburg-Oberisling

Görgens, Bernhard, Dr., Hünninghausenweg 21, 45276 Essen

Gotto, Klaus, Dr., Am Schörnchen 1, 53177 Bonn

Götz, Rainer, Professor Dr., Reinhold-Schneider-Str. 14, 79117 Freiburg

Grasmück, Ernst Ludwig, Professor Dr., Kärlicher Str. 29, 56218 Mülheim-Kärlich

Grass, Nikolaus, Professor Dr.Dr.Dr. Drs. h.c., Meraner Str. 9, A-6020 Innsbruck

Greiß, Franz, Dr.h.c., Ehrenpräsident der Industrie u. Handelskammer, Werthmannstr. 5, 50935 Köln

Greshake, Gisbert, Professor Dr., Kath.-Theolog. Fakultät, Werthmannplatz, 79098 Freiburg

Groß, Heinrich, Professor Dr., Agnesstr. 13, 93049 Regensburg

Große-Brockhoff, Hans-Heinrich, Stadtdirektor, Dürerstr. 7, 41466 Neuss

Große-Brockhoff, Ursula, Kantori 120, 45134 Essen

Großfeld, Bernhard, Professor Dr., von-Manger-Str. 16, 48145 Münster

Gründer, Horst, Professor Dr., Probsteistr. 26, 48145 Münster

Guth, Klaus, Professor Dr., Greiffenbergstr. 35, 96052 Bamberg

Habscheid, Walter J., Professor Dr. Dres. h.c., Lütisämestr. 120, CH-8706 Meilen

Hackens, Tony, Professor Dr., 28a, av. Léopold, B-1330 Rixensart

Hackmann, Johannes, Professor Dr., Seydeckreihe 11, 22043 Hamburg

Haeffner, Gerd, Professor Dr., S.J., Kaulbachstr. 33, 80809 München

Halder, Alois, Professor Dr., Riedweg 18, 86199 Augsburg

Hammermayer, Ludwig, Professor Dr., Münzbergstr. 16/0, 85049 Ingolstadt

Hampel, Johannes, Professor Dr., Kemptener Str. 54, 86163 Augsburg

Hanssler, Bernhard, Prälat, Stafflenbergstr. 46, 70184 Stuttgart

Harbrecht, Wolfgang, Professor Dr., Hans-Sachs-Str. 20, 91207 Lauf/Pegnitz

Hartinger, Walter, Professor Dr., Auhölzlweg 27, 93053 Regensburg

Hartmann, Elmar, Dr., Stud.-Dir.a.D., Riemerschmidstr. 9, 58093 Hagen

Hartmann, Peter Claus, Professor Dr., Lederergasse 27a, 94032 Passau

Hayduk, Karl, Professor Dr., Lotharstr. 37, 40547 Düsseldorf

Heftrich, Eckhard, Professor Dr., Domplatz 20-22, 48143 Münster

Hegel, Eduard, Professor Dr. Dr., Gregor-Mendel-Str. 29, 53115 Bonn

Heggelbacher, Othmar, Professor Dr. Dr., Prälat, Weide 8, 96047 Bamberg

Hehl von, Ulrich, Professor Dr., Schillerstr. 17, 04454 Holzhausen

Heigert, Hans, Dr., Eichenstr. 12, 82110 Germering

Heindrichs, Heinz-Albert, Professor Dr., Auf Böhlingshof 23, 45888 Gelsenkirchen

Heindrichs, Ursula, Dr., Auf Böhlingshof 23, 45888 Gelsenkirchen

Heinemann, Heribert, Professor Dr., Prälat, Kollegstr. 10, 44801 Bochum-

Querenburg

Heinrich, Kurt, Professor Dr., Novalisstr. 1, 40474 Düsseldorf
Heitger, Marian, Professor Dr., Dreimarksteinstr. 6, Haus 5, A-1190 Wien
Helle, Horst-Jürgen, Professor Dr., Waldtruderinger Str. 32a, 81827 München
Hemmer, Hans-Rimbert, Professor Dr., Auf der Heide 1, 35435 Wettenberg
Henrich, Franz, Dr., Prälat, Mandlstr. 23, 80802 München
Henrichs, Bernard, Prälat, Dompropst, Burgmauer 7, 50667 Köln
Herborn, Ursula, Antonius-Wohnheim, Idsteiner Str. 111, 65193 Wiesbaden
Herder-Dorneich, Hermann, Dr., Hermann-Herder-Str. 4, 79104 Freiburg
Herles, Helmut, Dr., Ölbergringweg 18b, 53639 Königswinter
Hermanns, Manfred, Professor Dr., Igelkamp 5, 21244 Buchholz
Hermens, Ferdinand A., Professor Dr., 10500 Rockville Pike, 413, Rockville, Md., 20852/USA

Hermes, Peter, Dr., Botschafter a.D., Am Draitschbusch 22, 53177 Bonn Hessen, Jan Siebert van, Professor Dr., Sweelincklan 78, NL-JH 3723 Bilthoven Hierold, Alfred, Professor Dr., Rektor der Universität Bamberg, Kapuzinerstr. 16, 96047 Bamberg

Hilgenheger, Norbert, Professor Dr., Tieckstr. 25, 50825 Köln Hiltbrunner, Otto, Professor Dr., Spitzingweg 5, 82194 Gröbenzell Hockerts, Hans-Günter, Professor Dr., Byecherstr. 34, 80689 München Hödl, Ludwig, Professor Dr., Heinrich-König-Str. 38, 44797 Bochum Höffe, Otfried, Professor Dr., Schwabstr. 13, 72074 Tübingen

Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim, Professor Dr., Ernstacher 9, CH-8126 Zumikon

Hofmann, Rupert, Professor Dr., Betzenweg 14a, 81247 München Hollerbach, Alexander, Professor Dr., Parkstr. 8, 79232 March-Hugstetten Holzamer, Karl, Professor Dr., Friedrich-Schneider-Str. 32, 55131 Mainz Homeyer, Josef, Dr. Bischof von Hildesheim, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim Hommes, Ulrich, Professor Dr.Dr., Rilkestr. 29, 93049 Regensburg Honnefelder, Ludger, Professor Dr., Heinrich-von-Kleist-Str. 14, 53113 Bonn Honsell, Heinrich, Professor Dr., Ziegelstadelstr. 21, A-5026 Salzburg-Aigen Horn, Hans-Jürgen, Professor Dr., Goebenstr. 16/I, 50672 Köln Hruschka, Joachim, Professor Dr., Hindenburgstr. 47, 91054 Erlangen Hüffer, Anton Wilhelm, Dr., c/o Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Soester Str. 13, 48155 Münster

Hunger, Herbert, Professor Dr. DDr. h.c., Weißgerberlände 40, A-1030 Wien Huning, Alois, Professor Dr., Weißdornweg 12, 42489 Wülfrath Hürten, Heinrich, Professor Dr., Schwanenstr. 1a, 85049 Ingolstadt-Gerolfing Ilgner, Rainer, Dr., Neckarstr. 6, 53757 St. Augustin Immenkötter, Herbert, Professor Dr., Haferstr. 11f, 88179 Augsburg Ipfling, Heinz-Jürgen, Professor Dr., Eichendorffstr. 9a, 93051 Regensburg Isensee, Josef, Professor Dr., Meckenheimer Allee 150, 53115 Bonn Iserloh, Erwin, Professor Dr., Domkapitular, Domplatz 29, 48143 Münster Jacobs, Wilhelm G., Dr., Privatdozent, Primelweg 1, 82223 Eichenau Jaeschke, Walter, Dr., Professor Dr., Bergstücker Str. 20, 14109 Berlin Jäger, Wilhelm, Dr., Akad. Direktor, Lärchenweg 1, 48165 Münster-Hiltrup Jäger, Wolfgang, Professor Dr., Kirnerstr. 14, 79117 Freiburg Jahn, Wolfgang, Dr., Mitglied des Vorstands der Commerzbank, Rosenstr. 4, 40667 Meerbusch

Jaitner, Klaus, Dr., Zaubzerstr. 18, 81677 München

Janssen, Wilhelm, Professor Dr., Kalkstr. 14a, 40489 Düsseldorf

Jessl, Oskar R., Dr., Ferdinand-von-Kobell-Str. 2, 85540 Haar

Joel, Werner, Dr., Am Hohen Weg 10, 41462 Neuss

Junker, Abbo, Professor Dr., Platz der Göttinger Sieben, 37073 Göttingen

Juretschke, Hans, Professor Dr., Andrés Mellado, 76, Madrid

Jürgensmeier, Friedhelm, Professor Dr., Obere Waldstr. 1b, 49090 Osnabrück-Pye

Jurt, Joseph, Professor Dr., Im Gärtle 11, 79104 Freiburg.

Kalista, Monika, Dr., Ltd. Oberregierungsrat, Chiemseehof, Postf. 527,

A-5010 Salzburg

Kanz, Heinrich, Professor Dr., Adolfstr. 157, 56112 Lahnstein

Kapp, Volker, Professor Dr., Klausdorfer Str. 77, 24161 Kiel-Altenholz

Karpen, Hans-Ulrich, Professor Dr., Oldenfelder Str. 32, 22143 Hamburg

Kasper, Walter, Professor Dr., Bischof von Rottenburg-Stuttgart, Bischof-Keppler-Str. 7, 72108 Rottenburg

Kaufhold, Hubert, Professor Dr.Dr., Brucknerstr. 15, 81677 München

Kaufmann, Arthur, Professor Dr.Dr. h.c.mult., Longinusstr. 3, 81247 München

Kaufmann, Franz-Xaver, Professor Dr., von-Galen-Str. 5, 33619 Bielefeld

Kempf, Friedrich, Professor Dr., S.J., Offenbacher Landstr. 224, 60599 Frankfurt/M.

Kerber, Walter, Professor Dr.Dr., S.J., Kaulbachstr. 31a, 80539 München

Kerner, Hans, Professor Dr., Furtwänglerstr. 80, 95445 Bayreuth

Kertelge, Karl, Professor Dr., Isolde-Kurz-Str. 19, 48161 Münster

Kiefer, Heinz, Professor Dr., Frankenstr. 311, 45133 Essen

Kienzler, Klaus, Professor Dr., Universitätsstr. 10, 86159 Augsburg

Kierdorff, Wilhelm, Professor Dr., Marthastr. 33, 51069 Köln

Kiesel, Helmuth, Professor Dr., Germanist. Seminar, Hauptstr. 207-209, 69117 Heidelberg

Kirchhof, Paul, Professor Dr., Am Pferchelhang 33/1, 69118 Heidelberg

Klaus, Josef, Dr., Bundeskanzler a.D., Saurangasse 11, A-1130 Wien

Kleber, Karl-Heinz, Professor Dr., Tannenstr. 3, 67067 Ludwigshafen

Klein, Franz, Professor Dr., Präsident des Bundesfinanzhofes, Ismaninger Str. 109, 81675 München

Klein, Richard, Professor Dr., Kleestr. 9, 90530 Wendelstein

Kleinhenz, Gerhard, Professor Dr., Dr.-Ritter-von-Scheuring-Str. 16, 94036 Passau

Kleinheyer, Gerd, Professor Dr., Steinergasse 58, 53347 Alfter

Klemmer, Paul, Professor Dr., An der Pfannenschmiede 9, 45549 Sprockhövel

Klemmert, Oskar, Dr., Oberbürgermeister a.D., Schellingstr. 26a, 97074 Würzburg

Klippel, Diethelm, Professor Dr., Graudornstr. 4, 35463 Fernwald

Klose, Alfred, Professor DDDr., Starkfriedgasse 1, A-1180 Wien

Kluxen, Wolfgang, Professor Dr.Dr.h.c., Humboldtstr. 9, 53115 Bonn

Knemeyer, Franz-Ludwig, Professor Dr., Unterdürrbacher Str. 353, 97080 Würzburg

Kobler, Michael, Professor Dr., Brixener Str. 26, 94036 Passau

Kobusch, Theo, Professor Dr., Hustadtring 79, 44801 Bochum

Köck, Heribert Franz, Professor Dr., Eckpergasse 46/1, A-1180 Wien

Köhler, Oskar, Professor Dr., Sickingenstr. 35, 79117 Freiburg

Köhler, Theodor W., Professor Dr., O.S.B., Nonnberggasse 2, A-5020 Salzburg

Kölmel, Wilhelm, Professor Dr., Marienmattenweg 15, 79115 Freiburg

Königstein, Franz-Josef, Dr., Dipl.-Chem., Am Kapellenbusch 19, 50374 Erftstadt Konrad, Helmut, Professor Dr., Huberweg 37, 77933 Lahr Koopmann, Helmut, Professor Dr., Watzmannstr. 51, 86163 Augsburg Kopp, Ferdinand Otto, Professor Dr., Martin-Prech-Str. 6, 94034 Passau Korff, Wilhelm, Professor Dr., Westendstr. 115, 80339 München Kormann, Adam, Dr., Wilhelm-Hauff-Str. 20, 84036 Landshut Koslowski, Peter, Professor Dr., Mars-la-Tour-Str. 16, 30175 Hannover Koster, Severin, Professor Dr., Guerickestr. 22, 66123 Saarbrücken Kötting, Bernhard, Professor Dr., Prälat, Theresiengrund 24, 48149 Münster Kottje, Raymund, Professor DDr., Im Sportfeld 15, 53639 Königswinter Kraft, Otto, Bankdirektor a.D., Graf-Spee-Str. 15, 45133 Essen Krampe, Christoph, Professor Dr., Markstr. 262, 44799 Bochum Kraus, Andreas, Professor Dr., Nederlinger Str. 30a, 80638 München Kremer, Karl, Professor Dr., Elmenweide 16, 40589 Düsseldorf Krenn, Kurt, Professor Dr., Bischof von St. Pölten, Domplatz 1, A-2100 St. Pölten Krings, Hermann, Professor Dr., Zuccalistr. 19a, 80639 München Krömer, Dietfried, Dr., Am Pöglschlag 8a, 82256 Fürstenfeldbruck Kropp, Manfred, Professor Dr., Anselm-Feuerbach-Str. 15, 68723 Schwetzingen Kühlmann, Wilhelm, Professor Dr., Am Waldrand 42, 68219 Mannheim Kuhn, Rudolf, Professor Dr., Bothmerstr. 6, 80634 München Kurth, Hans Heinrich, Dr., Nonnenstrombergstr. 5, 53757 St. Augustin Ladner, Pascal, Professor Dr., Avenue du Moléson 16, CH-1700 Fribourg Laufer, Heinz, Professor Dr., 82549 Höfen 22, Post Königsdorf Laufhütte, Hartmut, Weinleitenweg 54a, 94036 Passau Laufs, Adolf, Professor Dr., Kohlackerweg 12, 69151 Neckargemund Laurien, Hanna-Renate, Dr., Präsidentin des Abgeordnetenhauses, Dillgesstr. 4, 12247 Berlin Lazarowicz, Klaus, Professor Dr., Schubertstr. 2, 82327 Tutzing Lebek, Wolfgang Dieter, Professor Dr., Zeitgrafenstr. 9, 50259 Pulheim Leder, Gottfried, Professor Dr., Ortelsburgerstr. 35, 31141 Hildesheim Lehenhofer, Heribert, Professor Dr., Engerthstr. 56/4/21, A-1200 Wien 45117 Essen Lehmann, Karl, Professor Dr. Dr., Bischof von Mainz, Bischofsplatz 2, 55116 Mainz

Lehmann, Elmar, Professor Dr., Rektor der Gesamthochschule Essen, Postfach,

Lehr, Gottfried, Tegelhof 17, 33014 Bad Driburg

Lehr, Ursula, Professor Dr. Dr. h.c., An den Buchen 18, 53125 Bonn Lenzenweger, Josef, Professor DDr., Waldegghofgasse 3, A-1170 Wien Lepper, Herbert, Dr. Archivdirektor, Haus-Heyden-Str. 11, 52072 Aachen Lermen, Brigitte Johanna, Professor Dr., Gartenstr. 30, 52064 Aachen

Lill, Rudolf, Professor Dr., Alvenslebenstr. 8, 50668 Köln Link, Franz H., Professor Dr., Eichrodtstr. 1, 79117 Freiburg

Lipp, Wolfgang, Professor Dr., Oberer Bogenweg 19, 97074 Würzburg

Listl, Joseph, Professor Dr., S.J., Lennéstr. 5, 53113 Bonn

Llompart, José, Professor Dr., S.J., Kiocho 7, S.J. House, 102-Tokyo, Chiyoda-Ku Lobkowicz, Nikolaus, Professor Dr. Dres. h.c., 91804 Mörnsheim-Ensfeld

Lönne, Karl-Egon, Professor Dr., Oberstr. 37, 41516 Grevenbroich

Loos, Helmut, Professor Dr., Universität Chemnitz-Zwickau, Postfach 964, 09009 Chemnitz

Loschelder, Wolfgang, Professor Dr., Schlüterstr. 3, 14471 Potsdam Lubbers, Klaus, Professor Dr., Cranachweg 9, 55127 Mainz Luthe, Hubert, Bischof von Essen, Burgplatz 2, 45127 Essen Lutterotti, Markus von, Professor Dr., Lugostr. 8, 79100 Freiburg Maier, Hans, Professor Dr.Dr. h.c. mult., Staatsminister a.D., Meichelbeckstr. 6, 81545 München

Malms, Johannes, Beigeordneter, Im Mittelfeld 83, 52074 Aachen Marré, Dr. Heiner, Justitiar, Obere Schillerstr. 39, 45964 Gladbeck Martin, Norbert, Professor Dr., Am Sonnenhang 21, 56179 Vallendar Marx, Hans-Joachim, Professor Dr., Alsterchaussee 3, 20149 Hamburg Massenkeil, Günther, Professor Dr., Böckingstr. 3, 53604 Bad Honnef Matscher, Franz, Professor DDr., Weiserstr. 22, A-5020 Salzburg Mauel, Kurt, Professor Dr.-Ing., Widdauener Str. 8, 51371 Leverkusen Mayer, Josef, Professor Dr., Moosmattenstr. 24, 79117 Freiburg-Kappel Mayer-Maly, Theo, Professor Dr., Josef-Thosalt-Str. 19, A-5020 Salzburg Meessen, August, Professor Dr., rue des Bruyères, 7, B-5990 Hamme-Mille Meier, Konstantin, Professor Dr., Jahnstr. 8, 88453 Erolzheim Meister, Walter, Rechtsanwalt und Notar, Akazienweg 1, 61118 Bad Vilbel Menze, Clemens, Professor Dr., Paul-Gerhardt-Str. 8, 53332 Bornheim-Walberberg Merk, Gerhard, Professor Dr., Albertus-Magnus-Str. 2, 57072 Siegen Merklein, Helmut, Professor Dr., Töpferstr. 6a, 53343 Wachtberg Mertens, Gerhard, Professor Dr., Hummelbergstr. 14, 93186 Pettendorf Metzler, Josef, Dr. Prefetto, O.M.I., Archivio Segreto Vaticano, I-00120 Città del Vaticano

Meuthen, Erich, Professor Dr., Leipziger Str. 7, 50858 Köln Meyer, Hans-Joachim, Professor Dr., Staatsminister, Albertstr. 14, 01097 Dresden Mikat, Paul, Professor Dr.Dr.h.c.mult., Präsident, Erich-Hoepner-Str. 21, 40474 Düsseldorf

Minwegen, Erwin, Gesandter a.D., Eschenweg 19, 53177 Bonn Misera, Karlheinz, Professor Dr., Büchertstr. 15, 69207 Sandhausen Molitor, Hansgeorg, Professor Dr., Oberstr. 39, 41066 Mönchengladbach Möller, Joseph, Professor Dr., Seewiesstr. 23, 82340 Feldafing Molsberger, Josef, Professor Dr., Ammertalstr. 5, 72108 Rottenburg Morsey, Rudolf, Professor Dr., Vizepräsident, Blumenstr. 5, 67435 Neustadt Mosler, Hermann, Dr., Mühltalstr. 117, 69121 Heidelberg-Handschuhsheim Mossay, Justin, Professor Dr., Voie du Roman Pays, 31/102, B-1348 Louvain-la-Neuve

Mückl, Wolfgang J., Professor Dr., Am Weiher 15, 94121 Salzweg Mühleck, Karl, Professor Dr., Höllgasse 24, 94032 Passau Mühleisen, Hans-Otto, Professor Dr., Universitätsstr. 10, 86159 Augsburg Mühlher, Robert, Professor Dr., Alserstr. 69/12, A-1080 Wien Müllenbrock, Heinz-Joachim, Professor Dr., Thomas-Dehler-Weg 14, 37075 Göttingen

Müller, Hermann-Josef, Professor Dr., Neuenweg 39, 41929 Wermelskirchen Müller, Kurt, Professor Dr., Schroeterstr. 1, 07745 Jena Müller, Rainer A., Professor Dr., Longinusstr. 7, 81247 München Müller, Severin, Professor Dr., Hauptstr., Postfach, 83246 Unterwössen Mummenhoff, Winfried, Professor Dr., Hubgraben 5, 35041 Marburg

Musielak, Hans-Joachim, Professor Dr., Heilikastr. 6, 94034 Passau Muth, Robert, Professor Dr., Schneeburggasse 86b/17, A-6020 Innsbruck Naendrup, Peter-Hubert, Professor Dr., Am langen Seil 95c, 44799 Bochum-Querenburg

Narr, Karl J., Professor Dr., Nerzweg 48, 48157 Münster

Nehlsen, Hermann, Professor Dr., Prof.-Dr.-Kurt-Huber-Str. 21, 82166 Gräfelfing Neidl, Walter M., Professor Dr., Halleiner Landesstr. 14, A-5061 Elsbethen-Glasenbach

Niemeyer, Johannes, Dr., Reg.-Dir.a.D., Ahrstr. 1, 53757 St. Augustin Niggl, Günter, Professor Dr., Kilian-Leib-Str. 129, 85072 Eichstätt Oberreuter, Heinrich, Professor Dr., Eppaner Str. 12, 94036 Passau Oelmüller, Willi, Professor Dr., Dechaneistr. 4, 48145 Münster Onnau, H. Elmar, Haagstr. 100, 50171 Kerpen Ott, Hugo, Professor Dr., Von-Schnewling-Str. 5, 79249 Merzhausen Otte, Gerhard, Professor Dr., Lina-Oetker-Str. 22, 33615 Bielefeld

Paarhammer, Hans, Professor Dr., Universitätsplatz 1, A-5020 Salzburg Patt, Helmut J., Dr., Prälat, Eichenstr. 5, 59590 Gesecke

Paus, Ansgar, Professor Dr., O.S.B., Salzachgäßchen 3, A-5020 Salzburg Pérez-Prendes, José Manuel, Professor Dr., Min. Ibánez Martin, 1-3° isq., Madrid 3

Perrez, Meinrad, Professor Dr., Chemin du Gerbey 3, CH-1752 Villars-sur Glâne Petermann, Franz, Professor Dr., Hinterm Berg 29, 27726 Worpswede Peters, Karl, Professor Dr. Dres. h.c., Kleimannstr. 3, 48149 Münster Petersmann, Hubert, Professor Dr., Schweizertalstr. 27, 69118 Heidelberg Pfaff, Carl, Professor Dr., Fontanaweg 236, CH-3280 Muntelier Pfeil, Hans, Professor DDr., Ottostr. 10, 96047 Bamberg Pfligersdorffer, Georg, Professor Dr., Akademiestr. 15, A-5020 Salzburg Pfohl, Gerhard, Professor Dr., Benekestr. 60, 90409 Nürnberg Pichler, Johannes W., Dr., Univ.-Doz., Cebotaristr. 31, A-5020 Salzburg Pieper, Annemarie, Professor Dr., Carl-Günthert-Str. 17, CH-4310 Rheinfelden Plaikner, Peter, Magister, Arthur-Schnitzler-Str. 8/24, A-5026 Salzburg Plassmann, Engelbert, Professor Dr., Robert-Koch-Str. 16, 44801 Bochum Pöggeler, Franz, Professor Dr. Dr. h.c., Eichendorffweg 7, 52064 Aachen Pohl, Hans, Professor Dr., Friedrich-Engels-Str. 28, 50374 Erftstadt Pohlmeier, Hermann, Professor Dr., Humboldtallee 38, 37073 Göttingen Pollok, Karl-Heinz, Professor Dr., Präsident, Bischof-Landersdorfer-Str. 2, 94034 Passau

Pommerin, Reiner, Professor Dr., Mommsenstr. 13, 01069 Dresden Posch, Sebastian, Professor Dr., Reithmannstr. 18, A-6020 Innsbruck Pötscher, Walter, Professor Dr., Favoritenstr. 100, A-1100 Wien Pötter, Wilhelm, Dr., Präsident des Verfassungsgerichtshofs und des OVG.

NW. a.D., Fliednerstr. 9, 48149 Münster

Potthast, Bernhard, Dr. Rechtsanwalt, Mettfelder Str. 24, 50996 Köln Prokop, Ernst, Professor Dr., Memeler Str. 79, 81927 München Puelma, Mario, Professor Dr., H.-Dunant-Str. 17, CH-1700 Fribourg Rädle, Fidel, Professor Dr., Am Sölenborn 18, 37085 Göttingen Rager, Günter, Professor Dr.Dr., Chemin St. Marc 18, CH-1700 Fribourg Rainer, Johannes, Professor Dr., Historisches Institut, Innrain 52, A-6020 Innsbruck

Rath, Matthias, Dr., Privatdozent, Schimmelleite 13a, 85072 Eichstätt Rato, Maria Eugenia, Dr., Universidade Católica Portuguésa, Palma de Cima, P-1600 Lisboa

Rauscher, Anton, Professor Dr., Wilhelm-Hauff-Str. 28/XIV, 86161 Augsburg Real, Willy, Professor Dr., Benngasse 26, 53177 Bonn

Regenbrecht, Alois, Professor Dr., Neuheim 23a, 48155 Münster

Reinecker, Hans, Professor Dr., Lehrstuhl Klin. Psychologie, Markusstr. 6, 96047 Bamberg

Reinhard, Wolfgang, Professor Dr., Sundgauallee 68, 79110 Freiburg

Reis, Hans, Dr., Rechtsanwalt und Hauptrechtsrat, Gellertstr. 21, 30175 Hannover

Reiter, Josef, Professor Dr., Auf dem Krahl 2, 55120 Mainz

Rekus, Jürgen, Professor Dr., Hermine-Maierheuser-Str. 8, 76351 Linkenheim

Repgen, Konrad, Professor Dr., Saalestr. 6, 53127 Bonn-Ippendorf

Ricken, Friedo, Professor Dr., S.J., Kaulbachstr. 31, 80539 München

Riesenhuber, Heinz, Dr., Bundesminister a.D., Nachtigallenweg 6, 65929 Frankfurt/M.

Riklin, Alois, Professor Dr., Holzstr. 31, CH-9010 St. Gallen

Roegele, Otto B., Professor Dr., Hasselsheider Weg 35, 51429 Bergisch Gladbach

Rogger, Iginio, Professor Dr., Via C. Esterle 2, I-38100 Trento

Rombach, Heinrich, Professor Dr., Judenbühlweg 25a, 97082 Würzburg

Röttgen, Peter, Professor Dr., Heinrich-Fritsch-Straße 16, 53127 Bonn

Rüdiger, Dietrich, Professor Dr., Siebenkeesstr. 11, 93049 Regensburg

Rüfner, Wolfgang, Professor Dr. Hagebuttenstr. 26, 53340 Meckenheim

Rüthers, Bernd, Professor Dr., Postfach 5560 D 107, 78434 Konstanz

Salzmann, Heinrich, Rechtsanwalt, Einsteinstr. 35, 40670 Meerbusch

Saxer, Victor, Professor Dr., Prälat, Via S. Giovanni d'Arco, 5, I-00186 Roma

Sayn-Wittgenstein-Berleburg, Rupertus, Prinz zu, Haus Selbach, 51519 Odenthal

Schäfer, Hermann, Professor Dr., Direktor, Am Baumgarten 7, 53175 Bonn

Schaeffler, Richard, Professor Dr., Albweg 7, 72072 Tübingen

Schall, Anton, Professor Dr., Trübnerstr. 38, 69121 Heidelberg

Schambeck, Herbert, Professor Dr., Bundesrat, Hofzeile 21, A-1190 Wien

Schavan, Annette, Dr., Kiefernweg 2, 53127 Bonn

Scheffczyk, Leo, Professor Dr., Dall'Armistr. 3a, 80638 München

Scheuch, Erwin, Professor Dr., Hauptstr. 39 c, 51143 Köln

Scheuermann, Konrad Audomar, Professor Dr., Viktualienmarkt 1, 80331 München

Schick, Eduard, Professor Dr., em. Bischof von Fulda, Aachener Str. 14, 36039 Fulda

Schieb, Alfred, Professor, Dipl.-Ing., De-Vries-Str. 6, 50733 Köln

Schiedermair, Hartmut, Professor Dr., Kaiserstr. 72, 69115 Heidelberg

Schieffer, Rudolf, Professor Dr., Generalsekretär, St. Martin-Str. 20, 81541 München

Schilmöller, Reinhard, Akad. Oberrat, Rubensstr. 166, 48165 Münster-Hiltrup

Schindling, Anton, Professor Dr., Antoniterstr. 12, 65929 Frankfurt

Schleißheimer, Bernhard, Professor Dr., Bahnhofstr. 25, 82547 Beuerberg

Schlüter, Arnulf, Professor Dr., Doeberlstr. 10, 80937 München

Schmid, Alfred, Professor Dr., Rue du Simplon 1, CH-1700 Fribourg

Schmid, Alois, Professor Dr., Ostenstr. 26-28, 85072 Eichstätt

Schmidinger, Heinrich, Professor Dr., Höttinger Au 44, A-6020 Innsbruck

Schmidt, Hans, Professor Dr., Tulpenstr. 15, 85609 Aschheim

Schmidt-Kaler, Theodor, Professor Dr., Optikzentrum NRW, Universitätsstr. 142, 44799 Bochum

Schmitt, Hatto, Professor Dr., Straßberger Str. 4, 80809 München

Schmitt, Rudolf, Professor Dr., Jakobistr. 47, 79104 Freiburg

Schmitt Glaeser, Walter, Professor Dr., Rübezahlweg 9a, 95447 Bayreuth

Schmitz, Wolfgang, Dr., Präsident a.D., Gustav-Tschermak-Gasse 3/2, A-1180 Wien

Schmolke, Michael, Professor Dr., Ainringweg 13, A-5020 Salzburg

Schmölz, Franz-Martin, Professor Dr., Gaisbergstr. 27, A-5020 Salzburg

Schmugge, Ludwig, Professor Dr., Hochstr. 26, CH-8044 Zürich

Schnackenburg, Rudolf, Professor Dr., Prälat, Erthalstr. 22d, 97074 Würzburg

Schneider, Heinrich, Professor Dr., Doktorberg Haus 3 B/4, A-2391 Kaltenleutgeben

Schnith, Karl, Professor Dr., Gustav-Mahler-Weg 7/II, 85598 Neubaldham

Schöllgen, Gregor, Professor Dr., Rathsbergerstr. 36a, 91054 Erlangen

Schönberger, Rolf, Dr., Privatdozent, Aberlestr. 19, 81371 München

Schöningh, Ferdinand, Verleger, Jühenplatz 3, 33098 Paderborn

Schönrich, Gerhard, Professor Dr., Grillparzerstr. 8, 95447 Bayreuth

Schoos, Jean, Professor Dr., Bismarckstr. 2, 53113 Bonn

Schopper, Werner, Bibliotheksdirektor, Luitpoldstr. 13, 92637 Weiden

Schrader, Franz, Dr., Bistumsarchivar, Karlstr. 1, 33098 Paderborn

Schreiber, Hans-Ludwig, Professor Dr., Linzer Str. 1, 30519 Hannover

Schreiner, Helmut, Professor Dr., Sinnhubstr. 30, A-5020 Salzburg

Schrödter, Hermann, Professor Dr., Hubertusanlage 38, 63150 Heusenstamm

Schüller, Bruno, Professor Dr., An der Clemenskirche 6, 48143 Münster

Schulte, Raphael, Professor Dr., O.S.B., Pötzleinsdorfer Str. 108, A-1010 Wien

Schulte-Herbrüggen, Heinz, Professor Dr., Schmidt-Ott-Str. 3A, 12165 Berlin

Schulte Herbrüggen, Hubertus, Professor Dr., Dürerstr. 30, 41466 Neuss-Selikum

Schulten, Rudolf, Professor Dr., KFA Forschungszentrum Jülich, Postfach 1913, 52425 Jülich

Schumacher, Martin, Dr., Beueler Str. 44, 53229 Bonn

Schumacher, Walter Nikolaus, Professor Dr., Schwimmbadstr. 10, 79100 Freiburg

Schwab, Dieter, Professor Dr., Riesengebirgsstr. 34, 93057 Regensburg

Schwabl, Hans, Professor Dr., Preindlgasse 19/21/5, A-1130 Wien

Schwarte, Karl-Heinz, Professor Dr., Eichenhof 2, 53340 Meckenheim-Merl

Schwarz, Albert, Professor Dr., Seilerbrücklstr. 22a, 85354 Freising

Schwarz, Jürgen, Professor Dr., Angerstr. 9, 82515 Wolfratshausen

Schwemmer, Oswald, Professor Dr., Am Wäldchen 14, 35043 Marburg-Bauerbach

Seegrün, Wolfgang, Dr., Körnerstr. 2, 49124 Georgsmarienhütte

Segl, Peter, Professor Dr., Behringstr. 6, 95444 Bayreuth

Servatius, Bernhard, Dr., Klosterstieg 15, 20149 Hamburg Severinski, N., Professor DDr., Salzergasse 8-10/19, A-1090 Wien

Sicherl, Martin, Professor Dr., Weierstraßweg 8, 48149 Münster

Siebel, Wigand, Professor Dr., Universität, Fachrichtung 6.3 Soziologie, Postfach 1150, 66041 Saarbrücken

Signore, Mario, Professor, Via Catalani 9, I-73100 Lecce

Sigrist, Helmut, Botschafter a.D., Donatusstr. 21, 53175 Bonn

Simon, Josef, Professor Dr., Birkenweg 29, 53343 Wachtberg-Niederbachem

Simon, Norbert, Professor, c/o Verlag Duncker & Humblot, Carl-Heinrich-Becker-Weg 9, 12165 Berlin

Smolinsky, Herbert, Professor Dr., Waldstr. 29, 79194 Gundelfingen

Solar, Josef, Professor Dr., Mahenova 19, CSR-60200 Brno

Sonderkamp, Ursula, Ltd. Ministerialrätin, Ehrlichstr. 14, 41464 Neuss

Spaemann, Robert, Professor Dr., Umgelterweg 10e, 70195 Stuttgart

Specht, Rainer, Professor Dr., Neue Anlage 25, 69198 Schriesheim-Altenbach

Speigl, Jakob, Professor Dr., Schneewittchenweg 10, 97084 Würzburg

Spieker, Manfred, Professor Dr., Südstr. 8, 49124 Georgsmarienhütte

Stagl, Justin, Professor Dr., Inst. für Kultursoziologie, Rudolf-Kai 42, A-5020 Salzburg

Starck, Christian, Professor Dr., Schlegelweg 10, 37075 Göttingen Stasiewski, Bernhard, Professor DDr., Pfarrer-Franssen-Weg 2,

53639 Königswinter

Stegmann, Josef, Professor DDr., Breite Str. 30, 58452 Witten

Stehkämper, Hugo, Professor Dr., Am Hang 12, 51429 Bergisch Gladbach

Steinbach, Paul-Dieter, Professor Dr., Elmenweide 18, 40589 Düsseldorf

Steinhäusler, Fritz, Professor Dr., Universität, Postfach 505, A-5020 Salzburg

Steinmüller, Heinz, Professor Dr., Traubinger Str. 62, 82327 Tutzing

Stickler, Alfons, Professor Dr. Dr. h.c., Kardinal, Palazzo del S. Ufficio, I-00120 Città del Vaticano

Stix, Gottfried W., Professor Dr., Sandgasse 43/4, A-1190 Wien

Stöckler, Manfred, Professor Dr., Hinter dem Gartel 28, 27711 Osterholz-Scharmbeck

Stoeckle, Bernhard, Professor Dr.Dr.h.c., Pfarrhaus, 83256 Frauenchiemsee

Strassl, Hans, Professor Dr., Ochtrupweg 39, 48161 Münster

Strätz, Hans-Wolfgang, Professor Dr., Fischerstr. 12, 78464 Konstanz

Straub, Johannes, Professor Dr. Dr. h.c., Auf dem Hügel 14, 53121 Bonn-Endenich

Süssmuth, Rita, Professor Dr., Bundestagspräsidentin, Droste-Hülshoff-Str. 1, 41464 Neuss

Sutor, Bernhard, Professor Dr., Speckmühle 8, 85128 Nassenfels

Suttner, Ernst Christoph, Professor Dr., Alserstr. 19/II/2, A-1080 Wien

Szydzik, Stanis-Edmund, Dr., Prälat, Horionstr. 37, 53177 Bonn

Teltschik, Horst, Elisabethstr. 3, 80796 München

Tettinger, Peter Joseph, Professor Dr., Bergstr. 30, 50999 Köln

Theobald, Michael, Professor Dr., Filsenbergstr. 17, 72116 Mössingen

Thoben, Christa, Dipl.-Volksw., Prinz-Eugen-Str. 32, 48151 Münster

Thurnher, Eugen, Professor Dr., Universität, A-6020 Innsbruck

Treziak, Heinrich, Professor Dr., Weinweg 45, 93049 Regensburg

Trippen, Norbert, Professor Dr., Domkapitular, Gereonstr. 16, 50670 Köln

Trusen, Winfried, Professor Dr.Dr., Albert-Hoffa-Str. 14a, 97074 Würzburg Tschiedel, Hans Jürgen, Professor Dr., Richard-Strauss-Str. 5, 85072 Eichstätt

Twickel, Clemens, Reichsfreiherr von, Haus Havixbeck, 48329 Havixbeck

Ulrich, Bernward, Professor Dr., Gräulinger Str. 120, 40625 Düsseldorf

Unsöld, Renate, Professor Dr., Moorenstr. 5, 40225 Düsseldorf

Vara-Thorbeck, R., Professor Dr., Fray Leopoldo, 4, Granada/Spanien

Vascovics, Laslo, Professor Dr., Feldkirchenstr. 21, 96052 Bamberg

Verhoeven, J., Professor Dr., Heuvelstraat 10, B-3045 Oud-Heverlee

Vogel, Bernhard, Dr., Ministerpräsident, Johann-Sebastian-Bach-Str. 1, 05085 Erfurt Vossenkuhl, Wilhelm, Professor Dr., Ganghoferstr. 23, 70192 Stuttgart Waldenfels, Hans, Professor Dr. Dr., S. J., Grenzweg 2, 40489 Düsseldorf Waldstein, Wolfgang, Professor Dr. Dr., Essergasse 11, A-5020 Salzburg Weber, Christoph, M.A., Professor Dr., Florastr. 52, 40217 Düsseldorf Weber, Wilhelm, Professor Dr., Himmelstr. 62, A-1190 Wien Wehle, Winfried, Professor Dr., Schneebeerenweg 7, 85072 Eichstätt Weier, Joseph, Dr., Bischöfl. Oberrechtsrat, Kreuzeskirchstr. 11, 45127 Essen Weinfurter, Stefan, Professor Dr., Institut für mittelalterl. Geschichte, Wagmüllerstr. 23, 80538 München Wenzler, Ludwig, Dr., Privatdozent, Ludwigstr. 42, 79104 Freiburg Westphalen, Johanna, Gräfin von, Haus Laer, 59872 Meschede Wewel, Meinolf, Dr., Alemannenstr. 11, 79211 Denzlingen Wieland, Georg, Professor Dr., Rammertblick 18, 72072 Tübingen-Bühl Wiesflecker, Hermann, Professor Dr., Schubertstr. 23, A-8010 Graz Wiesner, Joachim, Professor Dr., Kiebitzstr. 13, 51427 Bergisch Gladbach Willoweit, Dietmar, Professor Dr., Judenbühlweg 46, 97082 Würzburg Wingen, Max, Professor Dr., Präsident des Statistischen Landesamtes, An den Buchen 12, 53125 Bonn Winkler, Bernhard, Professor DDr., Getreidegasse 13, A-5020 Salzburg Wittstadt, Klaus, Professor Dr.Dr., Dieninckstr. 19, 48167 Münster Wolf, Alois, Professor Dr., Goethestr. 69, 79100 Freiburg Wuchterl, Kurt, Professor Dr., Isarstr. 7, 73529 Schwäbisch Gmünd Zacharasiewicz, Waldemar, Professor Dr., Messerschmidtgasse 14, A-1180 Wien Zacher, Hans F., Professor Dr., Starnberger Weg 7, 82343 Pöcking Zdarzil, Herbert, Professor Dr., Wallrißstr. 62/6, A-1180 Wien Zeeden, Ernst Walter, Professor Dr., Im Schönblick 54, 72076 Tübingen Zehetmair, Hans, Staatsminister, Salvatorplatz 2, 80333 München Zielinski, Zygmunt, Professor Dr., ul. Slavíenskiego 8/90, PL-20-080 Lublin Zimmermann, Albert, Professor Dr., Hauptstr. 279, 51143 Köln Zingerle, Arnold, Professor Dr., Döbereinerstr. 11, 95448 Bayreuth Zinnhobler, Rudolf, Professor Dr., Petrinumstr. 12. A-4040 Linz Zinterhof, Peter, Professor Dr., Hellbrunner Str. 34, A-5020 Salzburg Zöller, Michael, Professor Dr., Walchenseestr. 16, 95445 Bayreuth Zurnieden, Paul, Schmidtbonnstr. 1, 53115 Bonn Zwierlein, Otto, Professor Dr., Mozartstr. 30, 53115 Bonn

IV. Haushaltausschuß

Professor Dr. Odilo Engels, Vorsitzender, Pestalozzistr. 58, 50374 Erftstadt-Lechenich
Professor Dr. Remigius Bäumer, Mattenweg 2, 79199 Kirchzarten
Professor Dr. Marian Heitger, Dreimarksteinstr. 6, Haus 5, A-1190 Wien
Professor Dr. Alexander Hollerbach, Parkstr. 8, 79232 March-Hugstetten
Dr. Wolfgang Jahn, Rosenstr. 4, 40667 Meerbusch

Professor Dr. Dr. Alfred Klose, Starkfriedgasse 11, A-1180 Wien Professor Dr. Wolfgang Mückl, Am Weiher 15, 94121 Salzweg Professor Dr. Hugo Ott, Von-Schnewling-Str. 5, 79249 Merzhausen Professor Dr. Ludwig Schmugge, Hochstr. 26, CH-8044 Zürich Professor Norbert Simon, c/o Verlag Duncker & Humblot, Carl-Heinrich-Becker-Weg 9, 12165 Berlin

V. Unsere Toten

Prälat Konsistorialrat DDr. Ernst Borchert, München Dr. Juan Conesa Sánchez, Hoyo de Mananares/Madrid

Professor Dr. Georg Droege, Bonn

Professor Dr. Werner Fechter, Lenzkrich

Professor Dr. Hans Flasche, Bonn

Kaufmann Johannes Freckmann, Wittlich

Professor Dr. José de Freitas Ferreira, Lisboa

Professor Dr. Theobald Freudenberger, Würzburg

Senatspräsident Bundesverfassungsrichter Professor Dr. Willi Geiger, Karlsruhe

Professor Dr. Franz Grass, Innsbruck

Professor Dr. Cassius Hallinger O.S.B., Rom

Dr. Franz Hermann, Großschönach

Freiherr Professor Dr. Friedrich August von der Heydte, Aham

Hofrat Dr. Hans Hochenegg, Hall/Tirol

Professor Dr. Rudolf Hofmann, Freiburg

Notar Hans Hüren, Mönchengladbach

Dr. Joachim Kahl, Köln

Buchhändler Aloys Kamp, Paderborn

Professor Dr. Wilhelm Kewenig, Frankfurt/M.

Professor Dr. Bruno Lehr, Lörrach

Prälat Professor Dr. August Leidl, Passau

Professor Dr. Dr. Reinhard Löw, Isernhagen

Professor Dr. Max Müller, Kirchzarten

Saatsminister a.D. Dr. Fritz Pirkl, München

Professor Dr. Heinz Reinelt, Fulda

Professor Dr. Otto Saame, Wackersheim

Professor Dr. Walter Selb, Wien

Rechtsanwalt Franz Siedler, Bruchsal

Professor Dr.Dr.h.c. J. Ströder, Würzburg

Professor Dr. Jürgen Sydow, Tübingen

Professor Dr. Dr. Hubertus Tellenbach, München

Professor Dr. Friedrich Tenbruck, Tübingen

Professor Dr. Dr. Wilhelm Vaillant, München

Professor Dr.Dr.h.c.mult. Dieter Wyss, San Carlos/Ibiza

VI. Institute und Auslandsbeziehungen

Institut Rom

Anschrift: Collegio Teutonico, I-00120 Città del Vaticano, Tel. 698.83923, 698.83788

Direktorium

Minister a.D. Prof. Dr.Dr. h.c. mult. Paul Mikat, Präsident der Görres-Gesellschaft, Düsseldorf

Prof. Dr. Erwin Gatz, Geschäftsführender Direktor, Rom

Prof. Dr. Erwin Iserloh, Münster

Prof. Dr. Bernhard Kötting, Münster

Prof. Dr. Konrad Repgen, Bonn

Fachbearbeiter

Prof. Dr. Burkhard Roberg, Bonn: Kölner Nuntiaturberichte Dr. Josef Wijnhoven, Amsterdam: Kölner Nuntiaturberichte

Dr. Peter Schmidt, Köln: Kölner Nuntiaturberichte Dr. Stefan Samerski, Rom: Kölner Nuntiaturberichte Dr. Peter Burschel, Freiburg: Kölner Nuntiaturberichte

Prof. Dr. Klaus Ganzer, Würzburg: Concilium Tridentinum

Dr. Albrecht Weiland, Rom: Erfassung der Malereien in der Commodilla-Katakombe. Diese Arbeit erfolgt im Rahmen eines Gemeinschaftsprojektes mit dem Deutschen Archäologischen Institut Rom und der Mainzer Akademie der Wissenschaften.

Bibliothekar Marian Rebernik

Beiratsmitglieder sechs

Erworbene Bücher 315

Öffentliche Vorträge

29. Januar 1994, Prof. Dr. Rudolf Schieffer, Bonn: Der geschichtliche Ort der ottonisch-salischen Reichskirchenpolitik

26. Februar 1994, Prof. Dr. Bernard Andreae, Rom: Der Bildkatalog der antiken Skulpturen in den Vatikanischen Museen. Die Sammlung Chiaramonti.

26. März 1994, Prof. Dr. Jürgen Petersohn, Marburg: Rom und der Reichstitel "Sacrum Romanum Imperium"

29. Oktober 1994, Generalvikar Prälat Dr. Josef Michaeler, Bozen: Die Finanzierung der Kirche in Italien seit der Neufassung des Konkordates

26. November 1994, Prof. Dr. Erwin Gatz, Rom: Papst Sixtus V. (1585–1590) und die Vatikanische Bibliothek

Symposion und Konferenz der deutschsprachigen Kirchenhistoriker vom 25. bis 28. Mai 1994:

"Die römischen Katakomben und ihre Wirkungsgeschichte"

Referate

Prof. Dr. Victor Saxer, Rom: Giovanni Battista de Rossi und Joseph Wilpert

Dr. Albrecht Weiland, Rom: Zum Stand des stadtrömischen Katakombenforschung Prof. Dr. Vincenzo Fiocchi Nicolai, Rom: Zum Stand des Katakombenforschung in Latium

Prof. Dr. Reinhard Seeliger: Der heutige Zustand der römischen Katakombenmalereien im Spiegel der historischen Photos der Sammlung J. H. Parker (1806–1884)

Prof. Dr. Arnold Angenendt, Münster: Grab – Reliquien – Altar. Unterschiede in Rom und Gallien während des frühen Mittelalters.

Dr. Andrea Polonyi, Tübingen: Römische Katakombenheilige - Signa authentischer Tradition. Zur Wirkungsgeschichte einer Idee in Mittelalter und Neuzeit

Dr. Andreas Holzem, Münster: Die Katakomben in der Erbauungsliteratur des 19. und frühen 20. Jahrhunderts

Prof. Dr. Wolfgang Brückner, Würzburg: Die Katakomben im Glaubensbewußtsein des katholischen Volkes. Geschichtsbilder und Frömmigkeitsformen

Veröffentlichungen

Römische Quartalschrift 89 (1994)

Christiane Boehden: Der Susannensarkophag von Gerona. Ein Versuch zur typologischen Deutung des Susannenzyklus

Hubertus Lutterbach: Der locus resurrectionis - Ziel der irischen Peregrini. Zugleich ein Beitrag zur Eschatologie im frühen Mittelalter

Christiane Schuchard: Karrieren späterer Diözesanbischöfe im Reich an der päpstlichen Kurie des 15. Jahrhunderts

Alois Schmid: Die Anfänge der Domprädikaturen in den deutschsprachigen Diözesen Stefan Samerski: Die Ernennung Richelieus zum Bischof von Lucon: ein "kurialer Normalfall" oder die Stilisierung eines politischen Genies?

Victor Saxer: Giovanni Battista de Rossi und Joseph Wilpert

Albrecht Weiland: Zum Stand des stadtrömischen Katakombenforschung Vincenzo Fiocchi Nicolai: Zum Stand des Katakombenforschung in Latium

Arnold Angenendt: Grab - Reliquien - Altar. Unterschiede in Rom und Gallien während des frühen Mittelalters.

Andrea Polonyi: Römische Katakombenheilige – Signa authentischer Tradition. Zur Wirkungsgeschichte einer Idee in Mittelalter und Neuzeit

Andreas Holzem: Die Katakomben in der Erbauungsliteratur des 19. und frühen 20. Jahrhunderts

Wolfgang Brückner: Die Katakomben im Glaubensbewußtsein des katholischen Volkes. Geschichtsbilder und Frömmigkeitsformen

Römische Quartalschrift. Supplementheft 50

Michael Fiedrowicz: Das Kirchenverständnis Gregors des Großen in seinem exegetischen und homiletischen Werken

Erwin Gatz

Institut Madrid

Anschrift

Instituto Germano-Español de Investigación de la Sociedad Görres. San Buenaventura, 9, E-28005 Madrid. Tel. 366 85 08 Fax 366 85 09.

Leitung

Prof. Em. Dr. Quintín Aldea, Consejo Superior de Investigaciones Científicas, Madrid Prof. Em. Dr. Hans Juretschke, Universidad Complutense, Madrid

Wissenschaftlicher Mitarbeiter Prof. Dr. Hans-Otto Kleinmann, Universität Köln

Administrative Mitarbeiter Frau Regine Baumeister Frau Jutta Ploss

Öffnungszeiten Montag bis Freitag von 9.00 bis 13.30 Uhr zusätzlich Dienstag und Donnerstag bis 17.00 Uhr Mittwoch von 16.00 bis 19.30 Uhr

Besucher 216

Neuzugänge 296

Leihdienst (einschließlich Fernleihe) 520

Im letzten Jahr ist ein starkes Anwachsen der Besucherzahl zu verzeichnen, beträgt doch die Ziffer eine Zunahme von rund 30%. Unter den Benutzern unserer Bibliothek befinden sich in steigendem Masse Germanisten und Historiker. Dagegen machen Vertreter anderer Fachrichtungen infolge mangelnder Kenntnisse des Deutschen wie bisher nur einen begrenzten Gebrauch unserer Bestände. Dies trifft nicht zuletzt auch für die "Spanischen Forschungen der Görres-Gesellschaft" zu. Es wäre daher zu überlegen, ob dieser Umstand nicht durch längere Resumees der Texte zu überwinden wäre.

Wissenschaftliche Vorträge und Veröffentlichungen

Das bereits für 1993 geplante Symposium über "Die Anfänge des geschichtlichen Bewußtseins der Spanier im Laufe des 18. Jahrhunderts" mußte leider erneut aufgeschoben werden. Denn einige Mitarbeiter waren nicht in der Lage, ihren Beitrag rechtzeitig vorzulegen. Das Kolloquium wird daher erst im Monat Oktober 1995 stattfinden. Für das Programm sollen auch bereits systematisch Themen über die fremden Anregungen berücksichtigt werden.

Band XVII der "Berichte der diplomatischen Vertreter des Wiener Hofes aus der Regierungszeit Karls IV" erschien im Spätherbst. Band XVIII, der ausschließlich das Jahr 1793 umfaßt, wird im kommenden Herbst

vorliegen.

Im Hinblick auf die gute Aufnahme unserer Publikation über "La imagen de España en la Ilustración Alemana", die nahezu vergriffen ist, wurde beschlossen, eine deutsche Ausgabe des Textes vorzubereiten. Zu den bereits verfügbaren Aufsätzen wurde eine Darstellung des Spanien-Erlebnisses von Wilhelm von Humboldt angefügt. Der Verfasser, Prof. Wido Hempel von der Universität Tübingen, behandelte dieses Thema bereits in seinen Grundzügen in einem Vortrag, den er im Frühjahr 94 in unserem Institut hielt.

Der Sammelband soll in den Monographien der "Spanischen Forschungen" unserer Gesellschaft publiziert werden.

Prof. Aldea konnte inzwischen den 3. Band seiner "Correspondencia de Saavedra Fajardo" zum Abschluß bringen. Die Berichte, die 1631 einsetzen, umfassen den noch fehlenden Teil des Jahres 1634 und bezeugen erneut das große Interesse, daß diese Korrespondenz für die deutsche Historiographie der Zeit besitzt.

Hans Juretschke

Institut Lissabon

Anschrift

Instituto Portuguès da Sociedade Científica de Goerres c/o Universidade Católica Portuguesa, Palma de Cima, P-1600 Lissabon.

Direktorium

Der Präsident der Görres-Gesellschaft, der Rektor der Universidade Católica Portuguesa, ein weiterer Vertreter der Universidade Católica Portuguesa.

Geschäftsführende Referentin

Dr. Maria Eugenie Rato

Institut Jerusalem

Anschrift Institut der Görres-Gesellschaft Notre Dame of Jerusalem Center P.O. Box 4595 91044 Jerusalem, Israel

Direktorium Minister a.D. Prof. Dr.Dr. h.c. mult. Paul Mikat, Präsident der Görres-Gesellschaft, Düsseldorf Prof. Dr. Erwin Gatz, Rom

Geschäftsführende Leitung Prof. Dr. Gustav Kühnel, Jerusalem

Wissenschaftliche Tätigkeit und Veröffentlichungen Unsere Feldarbeiten zur Freilegung der Christusmosaik in der Golgotha-Kapelle (s. Jahresbericht 1993) wurden erfolgreich abgeschlossen. Die Bedeutung der wiedergewonnenen Christus-Darstellung kommt besonders auf zwei Ebenen zum Ausdruck:

Kunsthistorisch stellt diese Darstellung das einzige figürliche Zeugnis eines im 12. Jahrhundert sehr reichen Bildprogramms der Kreuzfahrer dar, das die ganze Grabeskirche ausgeschmückt hatte. Aus dem Nichts sozusagen haben wir nun ein Unikat gewonnen, das die Beziehung Abendland – Grabeskirche über die schriftlichen Quellen hinaus mit einem prachtvollen Dokument der Kunst lebendig veranschaulicht. Der Zufall will es, daß die freigelegte Mosaik, sowohl Teil einer größeren Komposition, die ursprünglich die Himmelfahrt wiedergab, auf uns so gekommen ist, daß sie eine in sich geschlossene ikonographische Einheit darstellt: Der auf dem Regenbogen in kaiserlicher Tracht majestätisch sitzende Christus, mit der linken Hand das geschlossene Evangelium haltend, mit der erhobenen Rechten segnend, das Ganze von einer ovalen Mandorla umschlossen. Diese klar lesbare Darstellung führt uns nun zu der anderen Bedeutungsebene:

Nach der Freilegung und Reinigung erweckt die Mosaik den Eindruck einer selbständigen Christus-Ikone, die aufgrund ihres Alters wie eine ehrwürdige Reliquie im schroffen Kontrast steht zu den anderen modernen Mosaiken, die sie umgeben. Somit übt sie eine nachhaltige Wirkung auf die Andacht der Pilger und Besucher der Golgotha-Kapelle aus.

Eine ausführliche kunsthistorische Präsentierung der Mosaik ist auf der Görres-Gene-

ralversammlung in Dresden im Jahre 1995 vorgesehen.

Die in Bamberg vorgetragene Arbeit über "Jüdische und christliche Kunst im Hl. Land bis zum Islam" wird – nachdem sie ein gutes internationales Echo auf dem Mediävisten-Kongreß in Kalamazoo, USA, und auf dem "Kurt Weitzmann Symposium" der Hebräischen Universität in Jerusalem fand – im Oriens Christianus 1995 erschienen. Hier sei auch das Buch von Prof. Dr. B. Kühnel, Crusader Art of the Twelfth Century, Berlin, Gebr. Mann, 1994, erwähnt, das nicht zuletzt auch dank der Forschungsmöglichkeiten im Institut und dessen Bildarchiv erscheinen konnte.

Bibliothek

Die Neuerwerbungen beliefen sich 1994 auf 110 Bücher. Die meisten Titel beziehen sich auf Ikonographie, Archäologie und Geschichte des Hl. Landes und der umliegenden Welt.

Öffnungszeiten: Mo., Di., Fr., 9-13 Uhr.

Bildarchiv und Index der christlichen Kunst des Heiligen Landes

Der "Index der Antiken Kunst und Architektur" mit seinen rund 250 000 Photos steht nun allen Interessenten zur Verfügung. Mit Hilfe eines sehr praktischen Microfiche-Lesegeräts kann man das wertvolle Photomaterial, das in Jerusalem nur in unserem Institut existiert, studieren. Unser Index der christlichen Kunst des Hl. Landes wurde während des Berichtsjahres mit neuem Photomaterial angereichert. Die bisherige Erfahrung zeigt, daß das Mitwirken einer Hilfskraft – wenn auch nur im bescheidenen Umfang – im Hinblick auf eine schnellere Veröffentlichung des vorliegenden Materials unentbehrlich ist.

Vorträge

- 22. März, Prof. Dr. Marian Heitger, Universität Wien: "Das Phänomen des Rechtsextremismus und Neonazismus eine pädagogische Herausforderung
- 26. April, Prof. Dr. E. Netzer, Hebräische Universität, Jerusalem: "The Hellenistic and Herodian Winter Palaces at Jericho."
- 25. Mai, Prof. Dr. Peter Schreiner, Universität Köln: "Ideas and Books Travelling: the Mediterranean World A Mediator of Culture."

- 5. Juni, Prof. Dr. Gustav Kühnel, Universität Tel-Aviv: "Jüdische und christliche Kunst in Galiläa bis zum Islam."
- 5. Juni, Prof. Dr. Daniel Weiss, The Johns Hopkins University, Baltimore: "Louis IX and the Holy Land."

Die beiden am 5. Juni gehaltenen Vorträge fanden im Rahmen des "Kurt Weitzmann-Symposiums" statt.

29. August, Prof. Dr. Gustav Kühnel, Universität Tel-Aviv: "Die Ikonographie des Tierkreises anhand der Kunstdenkmäler im Hl. Land."

Exkursionen

Die Arbeit des Instituts sowie die Veröffentlichungen über einzelne Monumente des Hl. Landes führen zu immer stärkerer Nachfrage von Institutsgästen aus dem In- und Ausland nach Führungen an die loca sancta und Erklärung ihrer Kunstwerke "aus erster Hand". Unter den vielen Besichtigungen und Exkursionen, die diese Tendenz veranschaulichen, seien hier die prominentesten erwähnt:

- 3. Februar Exkursion mit Seiner Eminenz Kardinal Joseph Ratzinger und Begleitung nach Bethlehem.
- 2.-4. August Exkursion mit Herrn Finanzminister Dr. Theo Waigel und Begleitung in Jerusalem und Galiläa.
- 5. November Exkursion mit Herrn Ministerpräsidenten des Landes Brandenburg Dr. Manfred Stolpe und Begleitung in Jerusalem.
- 14. November Exkursion mit Herrn Dr. Thomas Klestil, Bundespräsident der Republik Österreich und Begleitung nach Bethlehem.

Gäste im Institut

21.-28. Februar: Dr. J. Stanzel

20.-26. März: Prof. Dr. M. Heitger und Frau Heitger 25.-31. Mai: Prof. Dr. P. Schreiner und Frau Schreiner

5.-12. Juni: Prof. Dr. D. Weiss und Frau Weiss

Gustav Kühnel

Institut für Interdisziplinäre Forschung

(Naturwissenschaft, Philosophie, Theologie)

Das zentrale Ereignis des Institutslebens war wiederum die Jahrestagung, wiewohl die neu geschaffenen, dezentralen Arbeitsgruppensitzungen eine erhebliche Bedeutung für das laufende Projekt "Beginn, Personalität und Würde des Menschen" erlangten. Die 38. Arbeitstagung fand vom 26. bis 31. August 1994, wiederum in Feldafing, statt. Sie war von 12 aktiven und 3 emeritierten Mitgliedern, sowie von 3 Gastreferenten (Frau Dr. Bodden-Heidrich, Düsseldorf, Herr Prof. Dr. Cremer, Heidelberg, und Herr Prof. Dr. Höver, Bonn) und Herrn Dr. Wildfeuer, Bonn, als Koordinator der Arbeitsgruppe B, insgesamt also von 19 Teilnehmern besucht.

Am Abend des 26.8. berichteten die Leiter der Arbeitsgruppen A (Naturwissenschaften und Medizin) und B (Philosophie und Theologie), die Herrn Kollegen Rager und

Honnefelder, über den Stand der Gruppenarbeit. Aufbauend auf den erarbeiteten Resultaten und "Staatpapieren" der Arbeitsgruppen wurde am 27.8. das Thema "Der Mensch in der Ontogenese und die Einheit seiner Entwicklung" mit Referaten von Rager ("Von der Fertilisation bis zur Implantation, morphologische und entwicklungsbiologische Aspekte"), Decker ("Molekular- und Zellbiologie der Fertilisation und Reifung") und Jäger ("Systemtheoretische Aspekte") eingeleitet und von Rager ("Entwicklung ab der 2. Woche, kommunikative und kognitive Fähigkeiten") fortgesetzt. Narr behandelte das Thema "Der Anfang der menschlichen Spezies und deren Stellung in der Entwicklung des Lebendigen" und Cremer den Komplex "Humangenetik und ärztliches Handeln". Schließlich rundete Frau Bodden-Heidrich diesen Zyklus ab mit einem Referat "Der Einfluß der Mutter auf Embryo und Foetus". Aus dem Bereich B diskutierten am 28.8. und 29.8. Honnefelder und Baumgartner den Komplex "Menschenwürde, Person und Lebensschutz" unter dem Aspekt der Philosophie, Höver das Thema "Menschenwürde im Horizont des christlichen Glaubens".

An diese Referate schloß sich jeweils eine intensive *Debatte* an, die in der Generaldebatte am 29.8. nachmittags zusammengefaßt und vertieft werden konnte. Am Abend versammelten sich die Arbeitsgruppen getrennt, um das weitere Vorgehen und die Terminvorgaben für die schriftlichen Beiträge zu fixieren. Dieses Programm wurde am 30.8. nochmals abgestimmt und koordiniert. Die Federführung des Gesamtprojekts liegt weiterhin in den Händen von Herrn Kollegen Rager.

Die Mitgliederversammlung fand am 28.8. statt. Das Protokoll der Versammlung 1993 wurde ohne Änderung angenommen. Die Versammlung gedachte ihres am 8.12.1993 verstorbenen emeritierten Mitglieds, Herrn Prälat Prof. Dr. Michael Schmaus. Nach den Berichten der Direktoriumsmitglieder wurde der Institutsleitung einstimmig Entlastung erteilt. Nach der Geschäftsordnung stand in diesem Jahr die Wahl der Vizedirektoren an; in geheimer Abstimmung wurden die Herren Kollegen Baumgartner, Honnefelder, Rager und Schulte wieder bzw. neu gewählt. Die dringend erwünschte Cooptation neuer Mitglieder wurde intenstiv diskutiert; es wurden konkrete Vorschläge unterbreitet.

Die Jahrestagung 1995 wird sich am 1.9. mit der Endredaktion des Bandes "Beginn, Personalität und Würde des Menschen" befassen und vom 2.–5.9.95 das Thema "Gesetze und Prognosen im Lichte neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse" unter der Federführung von Herrn Kollegen Weingartner behandeln.

Im Jahr 1994 erschien der Band 21 der Reihe "Grenzfragen" unter dem Titel "Zeitbegriffe und Zeiterfahrung".

Es fanden wiederum zwei Sitzungen der Institusleitung, in Kirchzarten und Feldafing, statt.

Karl Decker

VII. Publikationen

Philosophisches Jahrbuch

Das Philosophische Jahrbuch wird im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Hermann Krings, Arno Baruzzi, Hans Michael Baumgartner, Alois Halder, Klaus Jacobi, Heinrich Rombach.

Jährlich 2 Halbbände (im April und Oktober). Umfang des Jahrgangs: 456 Seiten. Preis des kompletten Jahrgangs: 98,– DM; Halbjahresband: 58,– DM. Mitglieder erhalten das Jahrbuch zum ermäßigten Preis (20% Nachlaß bei Bezug im Abonnement) durch Bestellung bei der Görres-Gesellschaft, Geschäftsstelle, Postfach 101618, 50456 Köln.

Lieferbare Jahrgänge: 64 (1956) bis 68 (1960), 79 (1972), 80 (1973), 82 (1975) bis 100 (1993).

Verlag Karl Alber, Hermann-Herder-Straße 4, 79104 Freiburg i.Br.

Inhalt des 101. Jahrgangs (1994):

Beiträge

Kogaku Arifuku, Heidegger und Dogen. Der Begriff ,Sein zum Tode' und die Idee der ,Unzweiheit von Leben und Tod'

Manuel Bachmann, Die paradoxale Struktur des Absoluten in Schellings Identitätssystem

Bernd Burkhardt, Der spekulative Begriff und das "positive Mehr". Christian Hermann Weißes frühe Hegel-Kritik

Michael Eckert, Vernunftkritik und Ästhetik der Moderne

Fernando Inciarte, Die Einheit der Aristotelischen Metaphysik

Regine Kather, Der Begriff der Causa sui bei Spinoza und Whitehead

Uwe Meixner, Abstraktion und Universalie bei Thomas von Aquin

Willi Oelmüller, Philosophisches Sprechen über Kunst in Tradition des Bilderverbots und der negativen Theologie. Zur Debatte über zwei Bücher von Steiner ,Von realer Gegenwart' und Belting ,Bild und Kult'

Aldona Pobojewska, Mesokosmische Erfahrungen und objektives Wissen. Vom realistischen Charakter des Wissens in der Evolutionären Erkenntnistheorie

Matthias Rath, Von der Logik zur Psycho-Logik. Der Psychologismus seit Jakob Friedrich Fries

Robert Theis, Das Prosologion des Anselm von Canterbury und die Frage nach der Erkennbarkeit Gottes

Eckard Wolz-Gottwald, Die Transzendentale Phänomenologie und die philosophische Mystik. Zum Durchbruch eines neuen Denkens im Spätwerk Edmund Husserls Rega Wood, Göttliches Gebot und Gutheit Gottes nach Wilhelm von Ockham

Berichte und Diskussionen

Bernhard-Welte-Gesellschaft e.V.

Friedhelm Decher, Geist und freier Gebrauch des Willens. Zu Vicos Wesensbestimmung des Menschen in der "Neuen Wissenschaft"

Herman van Erp, Das Problem der politischen Repräsentation bei Kant, Hegel und Marx Bernward Grünewald, Das metaphysische Problem der Freiheit. Versuch einer Revision im Ausgang von der Kantischen Lösung

Peter Kunzmann, Mystik als Selbstbegrenzung der Sprache: Wittgenstein und Diony-

sios Areopagita

Burkhard Liebsch, Abgebrochene Beziehungen: Merleau-Ponty und Foucault über Ontogenese und Geschichte (I)

Burkhard Liebsch, Abgebrochene Beziehungen: Merleau-Ponty und Foucault über

Ontogenese und Geschichte (II)

Christof Rapp/Wolfgang Ulrich, Warum die Deduktion der Geschmacksurteile so leicht sei – Versuch einer Rechtfertigung des § 38 der "Kritik der Urteilskraft"

Neil Roughley, In der Überlieferung sein. Eine historisch-systematische Rekonstruktion der Hermeneutik Gadamers

Michael Schramm, Aisthetik des Mystischen. Religionsphilosophische Überlegungen zu Ludwig Wittgenstein

Manfred Wetzel, Synthesis und Regelbefolgung. Kant im Diskurs mit Husserl, Wittgenstein und Piaget

Buchbesprechungen

Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik

Im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Winfried Böhm, Marian Heitger, Heinz-Jürgen Ipfling, Otto Kreis, Elisabeth Krohmann, Hanna-Renate Laurien, Clemens Menze, Karl-Gerhard Pöppel, Aloysius Regenbrecht, Rita Süssmuth, Herbert Zdarzil.

Schriftleitung: Univ.-Prof. Dr. Marian Heitger, Dreimarksteingasse 6/5, A-1190 Wien, unter Mitarbeit von Univ.-Doz. Dr. Ines M. Breinbauer, Wien, und Univ.-Doz. Dr. Alfred Schirlbauer, Wien

Anschrift der Redaktion der Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik: Dr. Otto Kreis, Im Dahl 58, 48165 Münster

Bezugspreis 64,- DM jährlich, Einzelheft 19,80 DM.

Verlag Ferdinand Kamp GmbH & Co.KG, Widumestraße 6-8, 44787 Bochum

Zeitschrift für Klinische Psychologie, Psychopathologie und Psychotherapie

Im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von K. Heinrich (Düsseldorf), H. Lang (Würzburg), H. Lauter (München), M. Perrez (Fribourg), F. Petermann (Bremen), und D. Wyss (Würzburg).

Wissenschaftlicher Beirat: U. Baumann (Salzburg), W. Blankenburg (Marburg/Lahn), L. Blöschl (Graz), R. Ferstl (Kiel), V. E. Frankl (Wien), J. Glatzel (Mainz), W. Huber (Louvain-La-Neuve), B. Kimura (Kyoto), K. P. Kisker (Hannover), A. Kraus (Heidelberg), H. Lang (Heidelberg), S. Lebovici (Paris), P. Matussek (München), A. E. Meyer (Hamburg), U. Moser (Zürich), P. Netter (Gießen), B. Pauleikhoff (Münster), L. Pongratz (Würzburg), E. Roth (Salzburg), H. Schipperges (Heidelberg), W. Spiel (Wien), J. Stork (München), I. Strauch (Zürich), H. Strotzka (Wien), R. Tausch (Hamburg), H. Tellenbach (München), A. Vukovich (Regensburg), W. Wittling (Eichstätt).

Schriftleiter: Prof. Dr. Franz Petermann, Klinische Psychologie der Universität Bremen, Grazer Straße 2, 28359 Bremen; Prof. Dr. med. K. Heinrich, Psychiatrische Klinik der Universität Düsseldorf, Bergische Landstraße 2, 40629 Düsseldorf.

Redaktion: Dr. Silvia Wiedebusch, Klinische Psychologie der Universität Bremen, Grazer Str. 2, 28359 Bremen.

Erscheint vierteljährlich, Heftumfang: 96 Seiten. Bezugspreis: 96,– DM; Einzelheft 28,– DM. Die Mitglieder erhalten die Zeitschrift zum ermäßigten Preis (20% Nachlaß bei Bezug im Abonnement) durch Bestellung bei der Görres-Gesellschaft, Geschäftsstelle, Postfach 10 16 18, 50456 Köln.

Lieferbar: 19. Jahrgang (1971) bis 42. Jahrgang (1994) – Vorläufer der Zeitschrift für Klinische Psychologie, Psychopathologie und Psychotherapie ist bis zum 18. Jahrgang (1970): Jahrbuch für Psychologie, Psychotherapie und medizinische Anthropologie. Lieferbare Jahrgänge: 4 (1956) bis 18 (1970).

Inhalt des 42. Jahrgangs 1994:

Beiträge

M. Bassler/H. Willenberg/M. Kränkle-Schmid: Der Repertory Grid als Forschungsinstrument bei stationärer Psychotherapie – Möglichkeiten der semantischen Konstruktanalyse bei psychogenen Schmerzpatienten

D. Beckmann/G. Beckmann: Zur Anthropologie der Vaterrolle

F. Bochmann/F. Petermann: Psychiatrische und klinisch-psychologische Epidemiologie: Methodenkritik und Systematisierungsansätze

W. Bolm: Goal Attainment Scaling: Gütemaße und praktische Erfahrungen bei 379 psychiatrischen Behandlungsverläufen

H. J. Bretz/H. P. Heekerens/B. Schmitz: Eine Metaanalyse der Wirksamkeit von Gestalttherapie

H. Csef: Psychoanalytische Behandlung der Angststörungen. Therapiekonzepte und Ergebnisse der Evaluationsforschung

M. Deuchert/A. Hirschbichler/F. Petermann/W. Petro: Kortikoidangst bei chronisch-obstruktiven Atemwegserkrankungen: Eine Patientenbefragung

C. Ermert: Alters-, geschlechts- und belastungsspezifische Unterschiede beim Spiel von Vorschulkindern mit dem Scenotest – Eine Studie zur Konstruktvalidität von Beobachtungssystemen

M. Galliker / J. Herman: Verbales Reflektieren im therapeutischen Diskurs

E. Geissner/G. Jungnitsch/J. Schmitz: Psychologische Behandlungsansätze bei Schmerz – Eine Therapievergleichsstudie an Patienten mit chronischer Polyarthritis

V. A. Gheorghiu/E. Koch/M. Hübner/K. Keller: Ein Verfahren zur Erfassung der "Entspannbarkeit" in Anlehnung an die Grundübungen des Autogenen Trainings

H. Haltenhof / A. Vossler: Coping der Depression: Wie begegnen depressive Patienten ihrer Erkrankung? Eine Literaturübersicht

H. Lang/H. Weiß: Zur Sturktur und Psychodynamik des Wahns

F. Leichsenring/H. A. Meyer: Reduzierung von Ambiguität: sprachstatistische Untersuchungen an "Normalen", "Neurotikern", Borderline-Patienten und Schizophrenen

E. J. Mans/H. Bast: Beiträge der Psychotherapieforschung zur Theorie und Praxis der interkonzeptionellen differentiellen Indikation

W. Meins: Psychische Störungen bei geistiger Behinderung – Prävalenz und psychopathologische Besonderheiten

M. Reicherts/M. Perrez: Fragebogen zum Umgang mit Belastung im Verlauf

I. Sammet-Hofmann/U. Stuhr/A. E. Meyer: Erlebnisse und Probleme zeitreihenanalytischer Einzelfallbetrachtungen bei klientenzentrierter und psychodynamischer Kurzpsychotherapie

G. Schiepek: Gibt es eine systemische Psychotherapieforschung?

P. Steck/M. Aghazadeh/M. Birk: Erhöhung der Reliabilität anamnestischer Daten

durch Verlängerung der Befragung

B. Strauß/U. Kröger/K. Hoffmann/M. Burgmeier-Lohse: Prozeßmerkmale des Indikations- und Abschlußgesprächs in stationärer Psychotherapie: Indikatoren für den Behandlungserfolg?

K.-H. Wiedl: Bewältigungsorientierte Therapie bei Schizophrenen

Buchbesprechungen

Zusammenfassungen

Verlag Ferdinand Schöningh, Postfach 2540, 33055 Paderborn

Historisches Jahrbuch

Im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Laetitia Boehm, Odilo Engels, Hans Günter Hockerts, Erwin Iserloh, Rudolf Morsey, Rainer A. Müller, Konrad

Repgen.

Pro Jahr erscheinen im allgemeinen 2 kartonierte Halbbände mit zusammen 33 Bogen (= 528 Seiten). Preis des kompletten Jahrgangs: 128,– DM, Halbband: 76,– DM. Mitglieder erhalten das Historische Jahrbuch zum ermäßigten Preis (20% Nachlaß bei Bezug im Abonnement) durch Bestellung bei Frau Professor Dr. Laetitia Boehm, Universitäts-Archiv, Geschwister-Scholl-Platz 1, 80539 München.

Lieferbare Jahrgänge: 70 (1951), 71 (1952), 73 (1954), 75 (1956), 76 (1957), 78 (1959) bis 83 (1964), 86 (1966), 88 (1968) bis 113 (1993).

Register zu den Jahrgängen 1–100, herausgegeben von Laetitia Boehm, bearbeitet von Sigurd Merker und Hubertus von Schrottenburg, 1982, XV und 216 Seiten, kart. 58,–DM; es enthält Autoren- bzw. Titelregister und Sachregister der Aufsätze, Beiträge und Berichte, Verzeichnisse u. a. der Herausgeber und der Nekrologe sowie ausführliche Hinweise für die Benutzung.

Verlag Karl Alber, Hermann-Herder-Straße 4, 79104 Freiburg i. Br.

Inhalt des 114. Jahrgangs (1994):

Aufsätze

Angermeier Heinz, Reuchlin, Württemberg und das Reich Conze Eckart, Deutsche Frage und Europäische Integration 1945–1990 Eberhard Winfried, Klerus- und Kirchenkritik in der spätmittelalterlichen deutschen Stadtchronistik

Eickhoff Ekkehard, Basilianer und Ottonen

Kölzer Theo, Magna imperialis curia. Die Zentralverwaltung im Königreich Sizilien unter Friedrich II.

Mensing Hans Peter, Die Adenauer-Memoiren: Entstehung, Zielsetzung, Quellenwert

Müller Winfried, Die Gründung der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Bundesrepublik Deutschland

Nadolny Sten, Die Sprache des Geschichts-Erzählers. Über Thomas Nipperdey

Oberste Jörg, Normierung und Pragmatik des Schriftgebrauchs im cisterziensischen

Visitationsverfahren bis zum beginnenden 14. Jahrhundert

Sarnowsky Jürgen, England und der Kontinent im 10. Jahrhundert

Beiträge und Berichte

Becker Winfried, Christliche Parteien und Strömungen im 19. und 20. Jahrhundert. Ein Forschungsbericht 1986–1994

Laudage Johannes, Reich und Kirche in der Salierzeit

Neuhaus Helmut, Karl III. von Spanien und seine Zeit (1759-1788). Bemerkungen zu einer Quellenedition

Pohl Dieter, Großraumplanung und NS-Völkermord

Reinhard Wolfgang, Konfession und Konfessionalisierung. "Die Zeit der Konfessionen (1530–1620/30)" in einer neuen Gesamtdarstellung

Schmale Wolfgang, Das Bicentenaire. Ein Forschungsbericht (Teil II).

Wengst Udo, Die SPD-Fraktion im Deutschen Bundestag 1949–1966. Bemerkungen über eine Quellenedition

Zedelmaier Helmut, Geschichtsschreibung im konfessionellen Zeitalter. Die neu erschlossene "Historia" des Hammelburger Prädikanten Georg Horn

Buchbesprechungen

Zusammenfassungen (Summaries)

Quellen und Forschungen aus dem Gebiet der Geschichte

Alte Folge

Die Bände IV und VII der "Quellen und Forschungen" liegen als Reprints als Bände I und II/1 der "Nuntiaturberichte aus Deutschland – Die Kölner Nuntiatur" vor. Näheres siehe dort.

Neue Folge. Hrsg. von L. Boehm, K. Ganzer, H. Nehlsen, H. Ott und L. Schmugge.

Band 1

Sozialgeschichtliche Probleme in der Zeit der Hochindustrialisierung (1870–1914). Herausgegeben von Hans Pohl. Mit Beiträgen von Walter Achilles, Karl Heinrich Kaufhold, Hans Pohl, Hermann Schäfer und Günther Schulz. 1979, 266 S., kart. DM 46,80.

Band 2

Jesuiten an Universitäten und Jesuiten-Universitäten. Zur Geschichte der Universitäten in der Oberdeutschen und Rheinischen Provinz der Gesellschaft Jesu im Zeitalter

der konfessionellen Auseinandersetzung. Von Karl Hengst. 1981, 425 S., kart. DM 90,-.

Band 3

Karl der Große und die Entstehung des Aachener Marienstiftes. Von Ludwig Falkenstein. 1981, 148 Seiten, kart. DM 29,80.

Band 4

Weltpolitik als Kulturmission. Auswärtige Kulturpolitik und Bildungsbürgertum in Deutschland am Vorabend des Ersten Weltkriegs. Von Rüdiger vom Bruch. 1982, 232 Seiten, kart. DM 37,80.

Band 5

Ketzer in Österreich. Untersuchungen über Häresie und Inquisition im Herzogtum Österreich im 13. und beginnenden 14. Jahrhundert. Von Peter Segl. 1984, CXXI und 360 Seiten, kart. DM 150,–.

Band 6

Heinrich von Langenstein. Studien zur Biographie und zu den Schismatraktaten unter besonderer Berücksichtigung der Epistola pacis und der Epistola concilii pacis. Von Georg Kreuzer. 1987, 268 Seiten, kart. DM 84,-.

Band 7

Akademische Ausbildung zwischen Staat und Kirche. Das bayerische Lyzealwesen 1773-1849. Von Rainer A. Müller. 1986, 2 Teile, zus. 743 Seiten, DM 218,-.

Band 8 (in Vorbereitung)

Die Vertragsurkunden der Grafen von Württemberg. Herausgegeben von Peter Johannes Schuler.

Band 9

Trier im frühen Mittelalter. Von Hans Hubert Anton. 1987, 237 Seiten, kart. DM 80,-.

Pfarr- und Gemeindeorganisation. Studien zu ihrer historischen Entwicklung in Deutschland, Österreich und der Schweiz seit dem Ende des 18. Jahrhunderts. Herausgegeben von Erwin Gatz. Mit Beiträgen von Hans Ammerich, Hans-Georg Aschoff, Erwin Gatz, Heinrich Meier, Pierre-Louis Surchat, Johannes Weißensteiner und Rudolf Zinnhobler. 1987, 151 Seiten, kart. DM 34,80.

Band 11

Katholizismus und Reichsgründung. Neue Quellen aus dem Nachlaß Karl Friedrich von Savignys. Von Willy Real. 1988, 414 Seiten, kart. DM 92,-.

Band 12

Kirche, Staat und katholische Wissenschaft in der Neuzeit. Festschrift für Heribert Raab zum 65. Geburtstag am 16. 3.1988. Herausgegeben von Albert Portmann-Tinguely. 1988, XVI u. 608 Seiten, kart. DM 116,-.

Band 13

Volksreligion im hohen und späten Mittelalter. Herausgegeben von Peter Dinzelbacher und Dieter R. Bauer, 1990, 493 Seiten, kart. DM 160,-.

Band 14 (in Vorbereitung) noch nicht erschienen

Das Vertragswesen der Grafen von Württemberg im 14. Jahrhundert. Von Peter Johannes Schuler.

Band 15

Historische Ausstellungen 1960–1990. Eine Bibliographie der Kataloge. Hrsg. von Rainer A. Müller, bearb. von Stefan Schuch. 1992. XII u. 298 Seiten, kart. DM 49,80.

Hausordnung und Staatsbildung. Innerdynastische Konflikte als Wirkungsfaktoren der Herrschaftsverfestigung bei den wittelsbachischen Rheinpfalzgrafen und den Herzögen von Bayern. Ein Beitrag zum Normenwandel in der Krise des Spätmittelalters. Von Heinz-Dieter Heimann. 1993. XII u. 320 Seiten, kart. DM 92,-.

Band 17

Konrad von Urach († 1227). Zähringer, Zisterzienser, Kardinallegat. Von Christian Falko Neininger. 1994. 618 Seiten, kart. DM 58,-.

Band 18 (in Vorbereitung)

Häresie und Luthertum. Quellen zur Geschichte des 15. und frühen 16. Jahrhunderts aus dem Archiv der Pönitenziarie in Rom. Hrsg. von Ludwig Schmugge und Filippo Tamburini. 1995

Band 19

Die Schottenklöster in Deutschland. Irische Benediktinerkonvente im hochmittelalterlichen Deutschland. Von Helmut Flachenecker. 1995. 402 Seiten, kart. DM 48,-.

Mitglieder erhalten 25% Nachlaß bei Bestellung über die Geschäftsstelle der Görres-Gesellschaft, Postfach 10 16 18, 50456 Köln.

Verlag Ferdinand Schöningh, Postfach 2540, 33055 Paderborn

Beiträge zur Geschichte der Philosophie und Theologie des Mittelalters. Neue Folge

Im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Ludwig Hödl und Wolfgang Kluxen.

Band 1

Das aristotelische Kontinuum in der Scholastik. Von Wolfgang Breidert. 1979, 2., verbesserte Auflage, kart. DM 24,-.

Band 2

Das Alte Testament in der Heilsgeschichte. Von Venicio Marcolino. 1970, kart. DM 74,-.

Band 3

Die Philosophie des Nikolaus von Kues vor dem Jahre 1440. Von Hans-Gerhard Senger. 1971, kart. DM 42,-.

Band 4

Leben und Schriften des Prager Magisters Adalbert Rankonis de Ericinio. Von Jaroslav Kadlec. 1971, kart. DM 66,-.

Band 5

Die theologische Methode des Oxforder Dominikanerlehrers Robert Holcot. Von Fritz Hoffmann. 1972, kart. DM 90,-.

Band 6

Scholastik und kosmologische Reform. Von Ferdinand Fellmann. 1988, 2. Aufl. kart. DM 19,80.

Band 7

Untersuchungen zum Seinsbegriff im Metaphysikkommentar Alberts des Großen. Von Georg Wieland. 1992, 2. Auflage. DM 46,-.

Band 8

Die Einheit des Menschen. Von Theodor Schneider. 1988, 2. Aufl., kart. DM 68,-.

Das Bild des Antichrist im Mittelalter: Von Tyconius zum Deutschen Symbolismus. Von Horst Dieter Rauh. 1978, 2., verbesserte und erweiterte Auflage, kart. DM 98,-.

Band 10

Abaelards Auslegung des Römerbriefes. Von Rolf Peppermüller. 1972, kart. DM 42,-.

Band 11

Die theologische Polemik gegen Raimundus Lullus. Von Alois Madre. 1973, kart. DM 40,-.

Band 12

Der Kommentar des Radulphus Brito zum Buch III De anima. Von Winfried Fauser. 1974, kart. DM 84,-.

Band 13

Die Kirche - Gottes Heil in der Welt. Von Wolfgang Beinert. 1974, kart. DM 84,-.

Die Ehelehre der Schule des Anselm von Laon. Von Heinrich J.F. Reinhardt. - 1974, kart. DM 80,-.

Band 15

Die Zwettler Summe. Von Nikolaus M. Häring. 1977, kart. DM 58,-.

Ens inquantum ens. Von Ludger Honnefelder. 1989, 2. Aufl. kart. DM 98,-.

Band 17

Die mittelalterlichen Traktate De modo opponendi et respondendi. Von L. M. De Rijk. 1980, kart. DM 134,-.

Band 18

Sphaera Lucis. Von Klaus Hedwig. 1980, kart. DM 82,-.

Band 19

Konsens und Rezeption. Verfassungsprinzipien der Kirche im Basler Konziliarismus. Von Werner Krämer. 1980, kart. DM 120,-.

Band 20

Ordo Salutis. Das Gesetz als Weise der Heilsvermittlung. Von Winfried H.J. Schachten. 1980, kart. DM 65,-.

Band 21

Ethica - Scientia practica. Von Georg Wieland. 1981, kart. DM 98,-.

Band 22

Studien und Texte zum Leben und Wirken des Prager Magisters Andreas von Brod. Von Jaroslav Kadlec. 1982, kart. DM 98,-.

Band 23

Das Werk des Johannes Scottus Eriugena im Rahmen des Wissenschaftsverständnisses seiner Zeit. Von Gangolf Schrimpf. 1982, kart. DM 90,-.

Band 24

Die Einsetzung der Sakramente durch Christus. Von Wendelin Knoch. 1983, kart. DM 128,-.

Der Doppeltraktat über die Eucharistie unter dem Namen des Albertus Magnus. Von Albert Fries. 1984, kart. DM 58,-.

Trinitarische Begegnungen bei Bonaventura. Von Hanspeter Heinz. 1985, kart DM 88,-.

Metaphysik als Lebensform. Von Beroald Thomassen. 1985, kart. DM 48,-.

Band 28

Der Begriff der praktischen Vernunft nach Johannes Buridanus. Von Gerhard Krieger. 1986, kart. DM 88,-.

Band 29

Crathorn, Quästionen zum ersten Sentenzenbuch. Von Fritz Hoffmann. 1988, kart. DM 168,-.

Band 30

Gewißheit des Glaubens. Von Stephan Ernst. 1987, kart. DM 80,-.

Band 31

Glück als Lebensziel. Von Hermann Kleber. 1988, kart. DM 98,-.

Band 32

Die aristotelisch-scholastische Theorie der Bewegung. Von Jürgen Sarnowsky. 1989, kart. DM 134,-.

Band 33

Christus - Wahrheit des Denkens. Von Ulrich Offermann. 1991, kart. DM 49,80.

Band 34

Bernhard von Clairvaux. Von Michaela Diers. 1991, kart. DM 110,-.

Band 35

Ramon Lull und die Erkenntnislehre Thomas Le Myésiers. Von Theodor Pindl-Büchel. 1992, VIII und 138 Seiten, kart. DM 36,-.

Band 36

Die ,Conferentiae' des Robert Holcot O.P. und die akademischen Auseinandersetzungen an der Universität Oxford 1330–1332. Von Fritz Hoffmann. 1993, XII und 135 Seiten, kart. DM 78,-.

Band 37

Nikolaus von Amiens: Ars fidei catholicae – Ein Beispielwerk axiomatischer Methode. Von Mechthild Dreyer. 1993, VI und 130 Seiten, kart. DM 36,–.

Band 38

Die Not-Wendigkeit der Gerechtigkeit. Eine Interpretation zu "Cur Deus homo" von Anselm von Canterbury. Von Georg Plasger. 1993, XX und 178 Seiten, kartoniert. DM 68,–.

Band 39

"Doctor Nominatissimus" Stefano Langton († 1228) e la tradizione delle sue opere. Von Riccardo Quinto. 1994, XXXIV und 326 Seiten, kart. DM 98,-.

Band 40

Personalität im Horizont absoluter Prädestination. Von Maria Burger. 1994, XX und 271 Seiten, kart. DM 78,-.

Band 41

Mysterium Venerandum. Der trinitarische Gedanke im Werk des Bernhard von Clairvaux. Von Michael Stickelbroeck. 1994, X und 366 Seiten, kart. DM 78,-.

Mitglieder erhalten 25% Nachlaß bei Bestellung über die Geschäftsstelle der Görres-Gesellschaft, Postfach 10 16 18, 50456 Köln.

Verlag Aschendorff, Postfach 1124, 48135 Münster

Vatikanische Quellen

VII. Band

Die Einnahmen der Apostolischen Kammer unter Innozenz VI. 1. Teil: Die Einnahmeregister des Päpstlichen Thesaurars. Herausgegeben von Hermann Hoberg. 1956, X, 36, 501 Seiten, brosch. DM 126,–.

VII. Band

Die Einnahmen der Apostolischen Kammer unter Innozenz VI. 2. Teil: Die Servitienquittungen des päpstlichen Kamerars. Herausgegeben von Hermann Hoberg. 1972, XII, 36, 302 Seiten, brosch. DM 102,–.

Mitglieder erhalten 25% Nachlaß bei Bestellung über die Geschäftsstelle der Görres-Gesellschaft, Postfach 10 16 18, 50456 Köln.

Verlag Ferdinand Schöningh, Postfach 2540, 33055 Paderborn

Nuntiaturberichte aus Deutschland

Die Kölner Nuntiatur (1583–1648)

Im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Erwin Gatz, Erwin Iserloh und Konrad Repgen.

Band I

Bonomi in Köln. Santonio in der Schweiz. Die Straßburger Wirren. Bearbeitet von Stephan Ehses und Alois Meister. 1969 (1895), LXXXV, 402 Seiten, kart. DM 74,-.

Band II/1

Nuntius Ottavio Mirto Frangipani. 1587-1590. Bearbeitet von Stephan Ehses. 1969 (1899), LXI, 544 Seiten kart. DM 104,-.

Band II/2

Nuntius Ottavio Mirto Frangipani. 1590–1592. Bearbeitet von Burkhard Roberg. 1969, LI, 330 Seiten, kart. DM 78,-.

Band II/3

Nuntius Ottavio Mirto Frangipani. 1592–1593. Bearbeitet von Burkhard Roberg. 1971, XVIII, 450 Seiten, kart. DM 120,-.

Band II/4

Nuntius Ottavio Mirto Frangipani. 1594–1596. Bearbeitet von Burkhard Roberg. 1983, XX, 281 Seiten, kart. DM 126,-.

Band III (in Vorbereitung)

Nuntius Coriolano Garzadoro, 1596-1606.

Band IV/1

Nuntius Atilio Amalteo. 1606–1607. Bearbeitet von Klaus Wittstadt. 1975, LXXXI, 394 Seiten, kart. DM 124,-.

Band V/1

Nuntius Antonio Albergati. 1610–1614. Bearbeitet von Wolfgang Reinhard. 1973, 2 Halbbände. Zusammen LVIII, 1068 Seiten, kart. DM 336,-.

Band VI

Nuntius Pietro Francesco Montoro. 1621–1624. Bearbeitet von Klaus Jaitner. 1976. 2 Halbbände. Zusammen LXII, 929 Seiten, kart. DM 282,-.

Band VII/1

Nuntius Pier Luigi Carafa. 1624–1627. Bearbeitet von Josef Wijnhoven. 1980, LXXIV, 768 Seiten, kart. DM 208,-.

Band VII/2

Nuntius Pier Luigi Carafa. 1627-1630. Bearbeitet von Josef Wijnhoven. 1989, XXIII, 703 Seiten, kart. DM 284,-.

Band VII/3

Nuntius Pier Luigi Carafa. 1631–1632. Bearbeitet von Joseph Wijnhoven. 1995. XXVIII und 424 Seiten, kart. DM 178,-.

Band VII/4

Nuntius Pier Luigi Carafa. 1633-1634. Bearbeitet von Joseph Wijnhoven. 1995. XXXVIII und 520 Seiten, kart. DM 232,-..

Mitglieder erhalten 25% Nachlaß bei Bestellung über die Geschäftsstelle der Görres-Gesellschaft, Postfach 10 16 18, 50456 Köln.

Verlag Ferdinand Schöningh, Postfach 2540, 33055 Paderborn

Concilium Tridentinum

Diariorum, Actorum, Epistularum, Tractatuum Nova Collectio. Edidit Societas Goerresiana promovendis inter Germanos Catholicos Litterarum Studiis. Fortset-

zung. Apartbezug möglich.

Tomus I: Diariorum pars prima: Herculis Severoli Commentarius. Angeli Massarelli Diaria I-IV. Collegit, edidit, ill. S. Merkle. CXXXII et 931 pp. (3-451-27051-X) 2. Aufl. 1963. Br. Bei Abnahme aller Bde. DM 235,-, Einz.-Pr. DM 262,-. Z. Z. nicht lfb.

Tomus II: Diariorum pars secunda: Massarelli Diaria V-VII. L. Pratani, H. Seripandi, L. Firmani, O. Panvinii, A. Guidi, P. G. de Mendoza, N. Psalmaei Commentarii. Collegit, edidit, ill. S. Merkle. CLXXVIII et 964 pp. (3-451-27052-8) 3. Aufl. 1965 Br. Bei Abnahme aller Bde. DM 252,-, Einz.-Pr. DM 280,-. Vergriffen.

Tomus III/1: Diariorum partis tertiae volumen prius: Aistulphi Servantii, Philippi Musotti, Phillipi Gerii, Gabrielis Paleotti scripturae conciliares. Collegit, edidit, ill. S. Merkle. VIII et 762 pp. (3-451-27053-6) 2. Aufl. 1964. Br. Bei Abnahme aller Bde. DM

170,-, Einz.-Pr. DM 189,-. Vergriffen.

Tomus III/2: Diariorum partis tertiae volumen secundum: Antonii Manelli libri pecuniarum pro Concilio expensarum, libri introitus et exitus datariae, expensae et perscriptiones variae, indices patrum subsidia accipientium, res annonariae expensae factae ad commercia per cursum publicum inter Romam et Concilium habenda. Collegit, edidit, ill. U. Mazzone. LX et 352 pp. (3-451-27070-6) 1985. Bei Abnahme aller Bde. DM 240,-, Einz.-Pr. DM 272,-. Vergriffen.

Tomus IV: Actorum pars prima: Monumenta Concilium praecedentia, triumpriorum sessionum Acta. Collegit, edidit, ill. St. Ehses. CXLIV et 619 pp. (3-451-27054-4) 2. Aufl. 1964. Br. Bei Abnahme aller Bde. DM 169,—, Einz.-Pr. DM 187,—. Vergriffen. Tomus V: Actorum pars altera: Acta post sessionem tertiam usque ad Concilium Bononiam translatum. Collegit, edidit, ill. St. Ehses. LX et 1081 pp. (3-451-27055-2) 2. Aufl. 1964. Br. Bei Abnahme aller Bde. DM 252,—, Einz.-Pr. DM 280,—. Vergriffen. Tomus VI/1: Actorum partis tertiae volumen prius: Acta Concilii Bononiensis a Massarello conscripta, ex collectionibus S. Merkle auxit, edidit, ill. Th. Freudenberger. XII et 864 pp. (3-451-27056-0) 2. Aufl. 1964. Br. Bei Abnahme aller Bde. DM 192,—, Einz.-Pr. DM 215,—.

Tomus VI/2: Actorum partis tertiae volumen secundum: Concilii Tridentini periodus Bononiensis, Vota patrum et theologorum originalia in Concilio Bononiensi prolata vel in scriptis data, quotquot inveniri potuerunt. Collegit, edidit, ill. Th. Freudenberger, XVI et 756 pp. (3-451-27066-8) 1972. Br. Bei Abnahme aller Bde. DM 292,-, Einz.-Pr. DM 330,-.

Tomus VI/3: Actorum partis tertiae volumen tertium: Summaria sententiarium theologorum super articulis Lutheranorum de sacramentis, purgatorio, indulgentiis, sacrificio missae in concilio Bononiensi disputatis. Collegit, edidit, ill. Th. Freudenberger. XXXVIII et 572 pp. (3-451-27068-4) 1974. Br. Bei Abnahme aller Bde. DM 240,-, Einz.-Pr. DM 272,-.

Tomus VII/1: Actorum partis quartae volumen prius: Acta Concilii iterum Tridentum congregati a Massarello conscripta (1551-1552). Collegerunt, ediderunt, ill. Joach. Birkner et Th. Freudenberger. XII et 558 pp. (3-451-27057-9) 1961. Br. Bei Abnahme aller Bde. DM 56,-, Einz.-Pr. DM 62,-. Vergriffen.

Tomus VII/2: Actorum partis quartae volumen secundum: Orationes et vota theologorum patrumque originalia in Concilio iterum Tridentum congregato prolata vel in scriptis data, quotquot inveniri potuerunt, cum Actis Miscellaneis. Collegit, edidit, ill. Th. Freudenberger. XXXVI et 784 pp. (3-451-27067-6) 1976. Br. Bei Abnahme aller Bde. DM 367,—, Einz.-Pr. DM 415,—.

Tomus VII/3: Actorum partis quartae volumen tertium: Acta praeparatoria, mandata, instructiones, relationes Concilium iterum Tridentum congregatum spectantia. Cum praesidentium, imperatoris principumque Germanorum, oratorum, episcoporum, abbatum, theologorum quorundam litteris. Collegit, edidit, ill. Th. Freudenberger. XLVI et 706 (3-451-27069-2) 1980. Br. Bei Abnahme aller Bde. DM 400,—, Einz.-Pr. DM 452,—. Tomus VIII: Actorum pars quinta: Complectens Acta ad praeparandum Concilium, et sessiones anni 1562 a prima (XVII) ad sextam (XXII). Collegit, edidit, ill. St. Ehses. XIV et 1024 pp. (3-451-27058-7) 2. Aufl. 1964. Br. Bei Abnahme aller Bde. DM 229,—, Einz.-Pr. DM 255,—. Vergriffen.

Tomus IX: Actorum pars sexta: Complectens Acta post sessionem sextem (XXII) usque ad finem Concilii (17. Sept. 1562-4. Dec. 1563). Collegit, edidit, ill. St. Ehses. XXXII et 1193 pp. (3-451-27059-5) 2. Aufl. 1965. Br. Bei Abnahme aller Bde. DM 270,—, Einz.-Pr. DM 300,—. Vergriffen.

Tomus X: Epistularum pars prima: Complectens epistulas a die 5 Martii 1545 ad Concilii translationem 11 Martii 1547 scriptas. Collegit, edidit, ill. G. Buschbell. LXXXVI et 996 pp. (3-451-27060-9) 2. Aufl. 1965. Br. Bei Abnahme aller Bde. DM 235,-, Einz.-Pr. DM 262,-. Vergriffen.

Tomus XI: Epistularum pars secunda: Complectens additamenta ad tomum priorem et epistulas a die 13 martii 1547 ad Concilii suspensionem anno 1552 factam conscriptas. Collegit, edidit, ill. g. Buschbell. XLIV et 1058 pp. (3-451-27061-7) 2. Aufl. 1966. Br. Bei Abnahme aller Bde. DM 242,—, Einz.-Pr. DM 270,—. Vergriffen.

Tomus XII: Tractatuum pars prior: Complectens tractatus a Leonis X temporibus usque ad translationem Concilii conscriptos. Collegit, edidit, ill. V. Schweitzer. LXXX et 884 pp. (3-451-27062-5) 2. Aufl. 1966. Br. Bei Abnahme aller Bde. DM 212,-, Einz.-Pr. DM 236,-, Vergriffen.

Tomus XIII/1: Tractatuum partis alterius prius volumen prius: Complectens tractatus a translatione Concilii usque ad sessionem XXII conscriptos. Ex collectionibus Vincentii Schweitzer auxit, edidit, ill. H. Jedin. CII et 737 pp. (3-451-27063-3) 2. Aufl. 1967. Br. Bei Abnahme aller Bde. DM 165,-, Einz.-Pr. DM 184,-. Vergriffen.

Verlag Herder, Hermann-Herder-Straße 4, 79104 Freiburg i. Br.

Römische Quartalschrift

Für christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte. Im Auftrag des Priesterkollegs am Campo Santo Teutonico in Rom und des Römischen Instituts der Görres-Gesellschaft in Verbindung mit Theofried Baumeister, Heinrich Chantraine, Pius Engelbert, Erwin Iserloh, Paul Mikat, Konrad Repgen, Rudolf Schieffer, Walter Nikolaus Schumacher, Ernst Walter Zeeden, herausgegeben von Klaus Ganzer, Erwin Gatz, Bernhard Kötting.

Redaktion: Erwin Gatz

Jährlich erscheint ein Band in zwei Doppelheften.

Inhalt Heft 1/2 1994

Aufsätze

Christiane Boehden: Der Susannensarkophag von Gerona. Ein Versuch zur typologischen Deutung des Susannenzyklus

Hubertus Lutterbach: Der locus resurrectionis – Ziel der irischen Peregrinim. Zugleich ein Beitrag zur Eschatologie im frühen Mittelalter

Christiane Schuchard: Karrieren späterer Diözesanbischöfe im Reich an der päpstlichen Kurie des 15. Jahrhunderts

Alois Schmid: Die Anfänge der Domprädikaturen in den deutschsprachigen Diözesen Stefan Samerski: Die Ernennung Richelieus zum Bischof von Luçon, ein "kurialer Normalfall" oder: die Stilisierung eines politischen Genies

Noch lieferbare Supplementhefte zur "Römischen Quartalschrift" (auch außerhalb des Abonnements einzeln erhältlich):

39. Suppl.-Heft: Maas, Clifford W. †: The German Community in Renaissance Rome 1378–1523. Hrsg. v. Herde, Peter. 1981. XVI, 208 S. – 24 x 16,8 cm. Kt. DM 74,– (3-451-19149-0)

40. Supp.-Heft: Wischmeyer, Wolfgang: Die Tafeldeckel der christlichen Sarkophage konstantinischer Zeit in Rom. Studien zu Struktur, Ikonographie und Epigraphik. 1982. IX, 198 S., 8 S. Taf. – 24 x 16,8 cm. Kt. DM 80,– (3-451-18825-2).

41. Suppl.-Heft: Warland, Rainer: Das Brustbild Christi. Studien zur spätantiken und frühbyzantinischen Bildgeschichte. 1986. 288 S., 48 S., Taf. – 24 x 16,8 cm.

Kt. DM 132,- (3-451-20729-X)

42. Suppl.-Heft: Kühnel, Bianca: From the earthly to the heavenly Jerusalem. Representations of the Holy City in Christian Art of the First Millennium. 1987. 279 S., 67 S. Taf. – 24 x 16,8 cm. Kt. DM 172,– (3-451-20881-4)

43. Suppl.-Heft: Der Campo Santo Teutonico in Rom. 2 Bände. Hrsg. v. Gatz, Erwin. 2. Aufl. 1989. Ln iSch zus DM 238,- (3-451-20882-2)

Bd. 1: Weiland, Albrecht: Der Campo Santo Teutonico in Rom und seine Grabdenkmäler. 868 S., 153 Abb. auf 80 Taf.

Bd. 2: Tönnesmann, Andreas/Fischer Pace, Ursula V: Santa Maria della Pietà. Die Kirche des Campo Santo Teutonico in Rom. 120 S., 119 Abb. auf 80 Taf., davon 13 farb. 44. Suppl.-Heft: Albert, Marcel: Nuntius Fabio Chigi und die Anfänge des Jansenismus 1639–1651. Ein römischer Diplomat in theologischen Auseinandersetzungen. 1988. XXXIV, 301 S. – 24 x 16,8 cm. Kt. DM 128,– (3-451-21215-3)

- 45. Suppl.-Heft: Weber, Christoph: Die ältesten päpstlichen Staatshandbücher. 1991. 798 S. 24 x 16,9 cm. Kt. DM 398,– (3-451-21653-1)
- 46. Suppl.-Heft: Stubenrauch, Bertram: Der Heilige Geist bei Apponius. 1991. 256 S. 24 x 16,9 cm. Kt. DM 118,– (3-451-22473-9)
- 47. Suppl.-Band: Kremer, Stephan: Herkunft und Werdegang geistlicher Führungsschichten in den Reichsbistümern zwischen Westfälischem Frieden und Säkularisation. 1992. 496 S., Ln DM 228,- (3-451-22677-4)
- 48. Suppl.-Band: Funder, Achim: Reichsidee und Kirchenrecht. Dietrich von Nieheim als Beispielspätmittelalterlicher Rechtsauffassung. 1993. 424 S., Ln DM 174,-(3-451-23504-8)
- 49. Suppl.-Band: Gatz, Erwin (Hg.): Priesterausbildungsstätten der deutschsprachigen Länder zwischen Aufklärung und Zweitem Vatikanischen Konzil. Mit Weihestatistiken der deutschsprachigen Diözesen. 1994. 292 S., Ln DM 118,- (3-451-22567-0)
- 50. Suppl.-Band: Fiedrowicz, Michael: Das Kirchenverständnis Gregors des Großen. Eine Untersuchung seiner exegetischen und homiletischen Werke. 1995. 416 S., LW DM 174,- (3-451-22699-5)

Verlag Herder, Hermann-Herder-Straße 4, 79104 Freiburg i. Br.

Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums

Neue Folge

- 1. Reihe: Monographien: Im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Heinrich Chantraine, Tony Hackens, Hans Jürgen Tschiedel und Otto Zwierlein.
- 1. Band: Die Darstellung von Naturgottheiten bei Ovid und früheren Dichtern. Von Torsten Eggers. 1984. 300 Seiten, kart. DM 96,-.
- 2. Band: Goten in Konstantinopel. Untersuchungen zur oströmischen Geschichte um das Jahr 400 n. Chr. Von Gerhard Albert. 1984, 211 Seiten, kart. DM 60,-.
- 3. Band: Parrasios Epikedion auf Ippolita Sforza. 1987, 189 Seiten, kart. DM 80,-.
- 4. Band: Philophronema. Festschrift für Martin Sicherl zum 75. Geburtstag. Von Textkritik bis Humanismusforschung. Hrsg. von Dieter Harlfinger. 1990, 389 Seiten, kart. DM 82,–.
- 5. Band: Die griechischen Erstausgaben des Vettore Trincavelli. Von Martin Sicherl. 1993. XII und 96 Seiten, kart. DM 37,80.
- Band: Die Kynikerbriefe. 1: Überlieferung. Von Eike Müseler. Mit Beiträgen und dem Anhang ,Das Briefcorpus Ω' von Martin Sicherl. 1994. XV und 167 Seiten, kart. DM 54,-.
- 7. Band: Die Kynikerbriefe. 2: Kritische Ausgabe mit deutscher Übersetzung von Eike Müseler. 1994. XII und 146 Seiten, kart. DM 52,-.
- 8. Band: E fontibus haurire. Beiträge zur römischen Geschichte und zu ihren Hilfswissenschaften. Hrsg. von Rosemarie Günther und Stefan Rebenich. Mit Beiträgen von H.R. Baldus, H. Bellen, K. Christ, H.J. Drexhage, W. Eck, D. Flach, F. Gschnitzer, R. von Haehling, H. Heinen, P. Herz, E. Herrmann-Otto, R. Klein, H. Kloft, P. Kneissl, I. König, E. Lehmeier/G. Gottlieb, Th. Pekary, M.-R. Alföldi, W. Schuller, K.-H. Schwarte, H. Solin, R. Urban und P. Weiß. 1994. XII u. 405 Seiten, kart. DM 54,-.
- 9. Band: Das Motiv der Tagesspanne Ein Beitrag zur Ästhetik der Zeitgestaltung im griechisch-römischen Drama. Von Jürgen Paul Schwindt. 1994. 232 Seiten, kart. DM 44,-.

- 10. Band: (In Vorbereitung): Griechische Aldinen, 1495-1509. Von Martin Sicherl. 1995.
- 2. Reihe: Forschungen zu Gregor von Nazianz. Im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Justin Mossay und Martin Sicherl.
- 1. Band: Repertorium Nazianzenum. Orationes. Textus graecus. 1. Codices Galliae, recensuit Iustinus Mossay. 1981. 133 Seiten, kart. DM 52,-.
- 2. Band: II. Symposium Nazianzenum (Louvain-la-Neuve, 25-28 août 1981). Actes du colloque international, édités par Justin Mossay. 1983. 306 Seiten, kart. DM 58,-.
- 3. Band: Die handschriftliche Überlieferung der Gedichte Gregors von Nazianz. 1. Die Gedichtgruppe XX und XI. Von Winfried Höllger. Mit Vorwort und Beiträgen von Martin Sicherl und den Übersichtstabellen zur handschriftlichen Überlieferung der Gedichte Gregors von Nazianz von Heinz Martin Werhahn. 1985. 174 Seiten, kart. DM 64,—.
- 4. Band: Die handschriftliche Überlieferung der Gedichte Gregors von Nazianz.
- 2. Die Gedichtgruppe I. Von Norbert Gertz. Mit Beiträgen von Martin Sicherl. 1986. 188 Seiten, kart. DM 96,-.
- 5. Band: Repertorium Nazianzenum. Orationes, Textus graecus. 2: Codices Americae, Angliae, Austriae, recensuit Iustinus Mossay. 1987, 152 Seiten, kart. DM 80,-.
- 6. Band: Gregor von Nazianz, Gegen die Habsucht (Carmen 1,2,28). Einleitung und Kommentar. Von Ulrich Beuckmann. 1988. 136 Seiten, kart. DM 56,-.
- 7. Band: Gregor von Nazianz, Über die Bischöfe. (Carmen 2,1,12). Einleitung, Text, Übersetzung, Kommentar. Von Beno Meier. 1988, 176 Seiten, kart. DM 58,-.
- 8. Band: Gregor von Nazianz, Gegen den Zorn (Carmen 1,2,25). Einleitung und Kommentar von Michael Oberhaus. Mit Beiträgen von Martin Sicherl. 1991, XVIII u. 206 Seiten, kart. DM 80,-.
- 9. Band: Gregor von Nazianz, Der Rangstreit zwischen Ehe und Jungfräulichkeit (Carmen 1,2,1, 215-732). Einleitung und Kommentar von Klaus Sundermann. Mit Beiträgen von Martin Sicherl. 1991, XVI u. 253 Seiten, kart. DM 64,-.
- 10. Band: Repertorium Nazianzenum. Orationes. Textus graecus. 3. Codices Belgii, Bulgariae, Constantinopolis, Germaniae, Graeciae (pars prior), Heluetiae, Hiberniae, Hollandiae, Poloniae, Russiarum, Scandianauiae, Ucrainae et codex uagus. Recensuit Iustinus Mossay. 1993. 284 Seiten, kart. DM 66,—.
- 11. Band: Repertorium Nazianzenum. Orationes. Textus Graecus. 4. Codices Cypri, Graeciae (pars altera), Hierosolymorum. Recensuit Iustinus Mossay. 1995. 246 Seiten, kart. DM 58,–.

Mitglieder erhalten 25% Nachlaß bei Bestellung über die Geschäftsstelle der Görres-Gesellschaft, Postfach 10 16 18, 50456 Köln.

Verlag Ferdinand Schöningh, Postfach 2540, 33055 Paderborn

Spanische Forschungen

- 1. Reihe: Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens. In Verbindung mit Quintin Aldea, Theo Berchem, Hans Flasche, Hans Juretschke und José Vives †, herausgegeben von Odilo Engels.
- 9. Band 1954, in Leinen DM 24,-, kartoniert DM 22,-
- 10. Band 1955, in Leinen DM 28,-, kartoniert DM 26,-
- 11. Band 1955, in Leinen DM 22,-, kartoniert DM 20,-
- 12. Band 1956, kartoniert DM 23,-
- 13. Band 1958, in Leinen DM 32,-, kartoniert DM 30,-
- 14. Band 1959, kartoniert DM 24,-
- 15. Band 1960, in Leinen DM 30,-, kartoniert DM 27,-
- 16. Band 1960, in Leinen DM 28,-, kartoniert DM 26,-
- 17. Band 1961, in Leinen DM 24,-, kartoniert DM 21,-
- 18. Band 1961, kartoniert DM 32,-
- 19. Band 1962, in Leinen DM 32,-
- 20. Band 1962, in Leinen DM 32,-, kartoniert DM 30,-
- 21. Band 1963, kartoniert DM 45,-
- 22. Band 1965, in Leinen DM 53,-, kartoniert DM 50,-
- 23. Band 1967, in Leinen DM 54,-, kartoniert DM 52,-
- 24. Band 1968, in Leinen DM 72,-, kartoniert DM 68,-
- 25. Band 1970, in Leinen DM 60,-, kartoniert DM 58,-
- 26. Band 1971, kartoniert DM 64,-
- 27. Band 1973, in Leinen DM 84,-
- 28. Band 1975, in Leinen DM 94,-
- 29. Band 1978, in Leinen DM 148,-
- 30. Band 1982, in Leinen DM 98,-
- 31. Band 1984, in Leinen DM 98,-
- 32. Band 1988, in Leinen DM 98,-

2. Reihe: Monographien

- 6. Band 1957, Spanische Versdichtung des Mittelalters im Lichte der spanischen Kritik der Aufklärung und Vorromantik, von Heinrich Bihler, Leinen DM 24,-.
- 7. Band 1958, Cervantes und die Figur des Don Quijote in Kunstanschauung und Dichtung der deutschen Romantik, von Werner Brüggemann. Vergriffen.
- 8. Band 1964, Spanisches Theater und deutsche Romantik, Band 1, von Werner Brüggemann, kartoniert DM 42,-.
- 9. Band nicht erschienen
- 10. Band 1962, Zur Vorgeschichte und Geschichte der Fronleichnamsfeier, besonders in Spanien. Studien zur Volksfrömmigkeit des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit, von Gerhard Matern, in Leinen DM 52,-, kartoniert DM 50,-.
- 11. Band 1967, Die theologische Wissenschaftslehre des Juan de Perlin SJ (1569–1638), von Johannes Stöhr, in Leinen DM 76,-, kartoniert DM 72,-.
- 12. Band 1968, Heine im spanischen Sprachgebiet, von Claude R. Owen, kartoniert DM 67,-.
- 13. Band 1968, Zur Weltanschauung, Ästhetik und Poetik des Neoklassizismus und der Romantik in Spanien, von Wolfram Krömer, in Leinen DM 49,-, kart. DM 45,-.

14. Band 1970, Schutzgedanke und Landesherrschaft im östlichen Pyrenäenraum (9.-13. Jahrhundert), von Odilo Engels, in Leinen DM 68,-, kartoniert DM 64,-.

15. Band 1972, Die Kupferstiche zur Psalmodia Eucaristica des Melchor Prieto von 1622, von Ewald M. Vetter, in Leinen DM 120,-.

16. Band 1972, Die philosophischen Notionen bei dem spanischen Philosophen Angel Amor Ruibal (1869–1930), von José Luis Rojo Seijas, in Leinen DM 42,-.

17. Band 1979, Personengeschichtliche Studien zum Westgotenreich in Spanien, von Gerd Kampers, in Leinen DM 68,-.

18. Band 1980, Bedürftigkeit, Armut, Not, Studien zur spätmittelalterlichen Sozialgeschichte Barcelonas, von Uta Lindgren, in Leinen DM 120,-.

19. Band 1980, Staat und staatliche Entwicklung am Beginn der spanischen Kolonisation Amerikas, von Horst Pietschmann, in Leinen DM 68,-.

20. Band 1980, Zur Frühgeschichte des Gnadenstreites, von Johannes Stöhr, in Leinen DM 45,-.

21. Band 1982, Die britischen Pläne zur Besetzung der spanischen und portugiesischen Atlantikinseln während des Zweiten Weltkrieges, von Monika Siedentopf, in Leinen DM 48,-.

22. Band 1983, Die Finanzen der Krone Aragon während des 15. Jahrhunderts (Alfons V. und Johann II.), von Winfried Küchler, in Leinen DM 112,-.

23. Band 1987, Actas del Coloquio Cervantino, Würzburg 1983. Publicadas por Theodor Berchem y Hugo Laitenberger, Leinen DM 28,-.

24. Band 1990, La Casa de Luna (1276–1348). Factor Politico y Lazos de Sangre en la Ascension de un Linaje Aragonés, von Francisco de Moxó y Montoliu, Leinen DM 48,–.

25. Band 1991, Der spanische Humanist Benito Arias Montano und die Kunst, von Sylvaine Hänsel. Leinen DM 198,-.

26. Band 1991, Studien zum Hochadel der Königreiche Léon und Kastilien im Hochmittelalter. Von José Garcia Pelegrin. Leinen DM 57,-.

27. Band 1992, Die Bevölkerung Kastiliens und ihre räumliche Verteilung im 16. Jahrhundert. Von Angelus H. Johansen. Leinen DM 168,-.

28. Band 1992, Calatrava. Entstehung und Frühgeschichte eines spanischen Ritterordens zisterziensischer Observanz im 12. Jahrhundert. Von Bernd Schwenk. Leinen DM 160,-.

29. Band 1992, Estudios sobre Antonio Machado. Publicados por Theodor Berchem y Hugo Laitenberger. Leinen DM 54,-.

30. Band 1994, Les Penitentiels Espagnols. Von Fancis Bezler. Leinen DM 228,-,

31. Band 1994, Cristianismo y mundo colonial. Von Johannes Meier. Leinen DM 70,-. 32. Band 1994, Feinde, Nachbarn, Bündnispartner. Von Bettina Münzel. Leinen

32. Band 1994, Feinde, Nachbarn, Bündnispartner. Von Bettina Münzel. Leinen DM 98,-.

Mitglieder erhalten 25% Nachlaß bei Bezug im Abonnement.

Verlag Aschendorff, 48135 Münster

Portugiesische Forschungen

Herausgegeben von Hans Flasche.

Erste Reihe: Aufsätze zur portugiesischen Kulturgeschichte.

- 1. Band 1960, VII u. 334 S., 5 Taf. mit 7 Abb., kart. DM 36,-, Leinen DM 38,-.
- 2. Band 1961, VI u. 297 S., 1 Karte, kart. DM 44,-.
- 3. Band 1962/1963, VI u. 262 S., kart. DM 38,-, Leinen DM 40,-.
- 4. Band 1964, VI u. 272 S., 9 Taf. mit 17 Abb., kart. DM 54,-.
- 5. Band 1965, VI u. 299 S., kart. DM 57,-, Leinen DM 60,-.
- 6. Band 1966, 290 S., kart. DM 54,-, Leinen DM 58,-.
- 7. Band 1967, VI u. 450 S., kart. DM 90,-, Leinen DM 94,-.
- 8. Band 1968, VI u. 274 S., 5 Taf. mit 8 Abb., kart. DM 60,-, Leinen DM 64,-.
- 9. Band 1969, VI u. 273 S., Leinen DM 64,-.
- 10. Band 1970, VIII u. 336 S., Leinen DM 85,-.
- 11. Band 1971, VI u. 296 S., 20 Abb., Leinen DM 85,-.
- 12. Band 1972/1973, IV u. 287 S., Leinen DM 80,-.
- 13. Band 1974/1975, IV u. 332 S., 1 Taf., Leinen DM 90,-.
- 14. Band 1976/1977, IV u. 315 S., Leinen DM 98,-.
- 15. Band 1978, VI u. 294 S., Leinen DM 78,-.
- 16. Band 1980, VI u. 345 S., Leinen DM 98,-.
- 17. Band 1981/1982, IV u. 219 S., 1 Tafel, Leinen DM 76,-.
- 18. Band 1983, IV u. 244 S., Leinen DM 78,-.
- 19. Band 1984-1987, IV u. 309 S., Leinen DM 98,-.
- 20. Band 1988-1992, 267 S., 5 Abb., 6 Tab., Leinen DM 98,-.

Zweite Reihe: Monographien.

- 1. Band: Christine de Pisan "Buch von den drei Tugenden" in portugiesischer Übersetzung. Von Dorothee Carstens-Grokenberger. 1961, VIII u. 159 S., 1 Tafel, kart. DM 21,80, Leinen DM 24,80.
- 2. Band: Pedro Luis SJ (1538–1602) und sein Verständnis der Kontingenz, Praescienz und Praedestination. Ein Beitrag zur Frühgeschichte des Molinismus. Von Klaus Reinhardt. 1965, XXXI u. 256 S., kart. DM 44,-, Leinen DM 48,-.
- 3. Band: The Cancionero "Manuel de Faria". A critical edition with introduction and notes by Edward Glaser, 1968, VI u. 283 S., kart. DM 50,-, Leinen DM 53,-.
- 4. Band: The Fortuna of Manuel de Faria e Sousa. An Autobiography, Introduction, Edition and Notes. By Edward Glaser, 1975, VIII u. 413 S., Leinen DM 108,-.
- 5. Band: Stile der portugiesischen Lyrik im 20. Jahrhundert. Von Winfried Kreutzer. 1980, VIII u. 256 S., Leinen DM 84,-.
- 6. Band: Wenceslau de Moraes (1854–1929) und Japan. Von Helmut Feldmann. 1987, VIII und 94 Seiten, Leinen DM 28,-.
- 7. Band: Das Japanbild im "Traktat" (1585) des Luis Frois. Von Engelbert Jorißen. 1988, X u. 411 Seiten, Leinen DM 118,-.

Dritte Reihe: Vieira-Texte und Vieira-Studien.

1. Band: Die Antoniuspredigt António Vieiras an die portugiesischen Generalstände von 1642. Kritischer Text und Kommentar von Rolf Nagel. 1972, XII und 142 S., Leinen DM 34,-.

- 2. Band: António Vieiras Pestpredigt. Kritischer Text und Kommentar von Heinz-Willi Wittschier. 1973, VIII und 176 S., Leinen DM 48,-.
- 3. Band: António Vieira: História do futuro (Livro Anteprimeiro). Edição critica, prefaciada e commentada por José van den Besselaar. Volume 1: Bibliographia, Introdução e Texto. 1976, XL u. 282 S. Volume 2: Commentario. 1976, IV u. 264 S. Beide Bände zusammen DM 180,–.
- 4. Band: Die Negation im Werk von Padre António Vieira. Von Jürgen Burgarth. 1977, VI, 226 S., Leinen DM 56,-.
- 5. Band: António Vieiras Predigt über "Maria Heimsuchung". Sermão da Visitação de Nossa Senhora 1640. Kritischer Text und Kommentar von Radegundis Leopold. 1977. VIII u. 128 S., Leinen DM 38,–.
- 6. Band: António Vieiras Rochuspredigt aus dem Restaurationskriegsjahr 1642. Einführung, kritischer Text und Kommentar von Rüdiger Hoffmann. 1981, VI u. 458 S., Leinen DM 128,–.
- 7. Band: António Vieiras "Sermão do Esposo da Mae de Deus S. Joesé". Kritischer Text und Kommentar. Von Maria de Fatima Viegas Brauer-Figueiredo. 1983, VIII u. 183 S., Leinen DM 58,–.

Mitglieder erhalten 25% Nachlaß bei Bezug im Abonnement.

Verlag Aschendorff, 48135 Münster

Literaturwissenschaftliches Jahrbuch

Neue Folge

Im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Hermann Kunisch †, Theodor Berchem, Eckhard Heftrich, Franz Link und Alois Wolf.

Band 1 (1960), VI/291 Seiten, DM 48,—, für Mitglieder DM 40,80. Band 2 (1961), VI/291 Seiten, DM 48,—, für Mitglieder DM 40,80. Band 3 (1962), VI/413 Seiten, DM 54,—, für Mitglieder DM 45,90. Band 4 (1963), VI/330 Seiten, DM 48,—, für Mitglieder DM 40,80. Band 5 (1964), VI/507 Seiten, DM 72,—, für Mitglieder DM 61,20. Band 6 (1965), VI/343 Seiten, DM 59,—, für Mitglieder DM 50,15. Band 7 (1966), VI/337 Seiten, DM 59,—, für Mitglieder DM 50,15. Band 8 (1967), VI/388 Seiten, DM 79,—, für Mitglieder DM 67,15. Band 9 (1968), VI/417 Seiten, DM 76,—, für Mitglieder DM 64,60. Band 10 (1969), VI/438 Seiten, DM 79,—, für Mitglieder DM 67,15. Band 11 (1970), VI/452 Seiten, DM 79,—, für Mitglieder DM 67,15. Band 12 (1971), 403 Seiten, DM 79,—, für Mitglieder DM 67,15.

Sprache und Bekenntnis

Sonderband des Literaturwissenschaftlichen Jahrbuchs Hermann Kunisch zum 70. Geburtstag, 27. Oktober 1971 Hg. v. Wolfgang Frühwald und Günther Niggl VIII, 422 S. u. 12 Abb., 1971, DM 78,-, Mitgliederpreis DM 66,30.

Band 13 (1972), VI/384 Seiten, DM 79,-, für Mitglieder DM 67,15. Band 14 (1973), VI/479 Seiten, DM 79,-, für Mitglieder DM 67,15. Band 15 (1974), VI/304 Seiten, DM 79,-, für Mitglieder DM 67,15.

Band 16 (1975), 287 Seiten, DM 79,-, für Mitglieder DM 67,15. Band 17 (1976), VI/411 Seiten, DM 79,-, für Mitglieder DM 67,15. Band 18 (1977), VI/406 Seiten, DM 79,-, für Mitglieder DM 67,15. Band 19 (1978), VI/413 Seiten, DM 79,-, für Mitglieder DM 67,15.

Herausgegeben von Hermann Kunisch † und Franz Link Band 20 (1979), 387 Seiten, DM 79,-, für Mitglieder DM 67,15.

Herausgegeben von Theodor Berchem, Hermann Kunisch † und Franz Link Band 21 (1980), 450 Seiten, DM 98,-, für Mitglieder DM 83,30. Band 22 (1981), 417 Seiten, DM 98,-, für Mitglieder DM 83,30.

Theatrum Mundi

Götter, Gott und Spielleiter im Drama von der Antike bis zur Gegenwart Sonderband des Literaturwissenschaftlichen Jahrbuchs Hermann Kunisch zum 80. Geburtstag, 27. Oktober 1981

Hrsg. v. Franz Link und Günter Niggl 417 S., 1981, DM 128,-, für Mitglieder DM 108,80.

Band 23 (1982), 379 Seiten, DM 98,-, für Mitglieder DM 83,30. Band 24 (1983), 444 Seiten, DM 124,-, für Mitglieder DM 105,40. Band 25 (1984), 370 Seiten, DM 98,-, für Mitglieder DM 83,50. Band 26 (1985), 458 Seiten, DM 144,-, für Mitglieder DM 122,40.

Herausgegeben von Hermann Kunisch †, Theodor Berchem, Eckhard Heftrich, Franz Link und Alois Wolf

Band 27 (1986), 387 Seiten, DM 112,—, für Mitglieder DM 95,20. Band 28 (1987), 409 Seiten, DM 112,—, für Mitglieder DM 95,20. Band 29 (1988), 371 Seiten, DM 112,—, für Mitglieder DM 95,20. Band 30 (1989), 359 Seiten, DM 112,—, für Mitglieder DM 95,20. Band 31 (1990), 453 Seiten, DM 156,—, für Mitglieder DM 132,60. Band 32 (1991), 450 Seiten, DM 156,—, für Mitglieder DM 132,60. Band 33 (1992), 450 Seiten, DM 156,—, für Mitglieder DM 132,60.

Begründet von Hermann Kunisch

Herausgegeben von Theodor Berchem, Eckhard Heftrich, Volker Kapp, Franz Link, Kurt Müller, Alois Wolf

Band 34 (1993), 435 Seiten, DM 138,-Band 35 (1994), 457 Seiten, DM 156,-

Die neue Folge setzt die Tradition des von Günther Müller 1926 begründeten Literaturwissenschaftlichen Jahrbuchs, das 1939 sein Erscheinen einstellen mußte, fort. Das Literaturwissenschaftliche Jahrbuch ist dem ganzen Kreis literarischen Schaffens gewidmet, vornehmlich der deutschen mittelalterlichen und neuzeitlichen Literatur, wobei namentlich für das Mittelalter auch das geistliche Schrifttum deutscher und lateinischer Sprache einzubeziehen ist. Darüber hinaus werden die anderen europäischen und außereuropäischen Literaturen und deren Wechselbeziehungen zur deutschen Beachtung finden wie auch die antike Dichtung, soweit sie Verbindungen mit der deutschen hat oder allgemeinere Aufschlüsse gibt.

Verlag Duncker & Humblot GmbH, Carl-Heinrich-Becker-Weg 9, D-12165 Berlin.

Schriften zur Literaturwissenschaft

Im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Franz Link

1 Hermann Kunisch: Von der "Reichsunmittelbarkeit der Poesie". 432 S. 1979

(3 428 04461 4) DM 98,-/öS 765,-/sFr 98,-

2 Franz H. Link: Zwei amerikanische Dichterinnen: Emily Dickinson und Hilda Doolittle. 110 S. 1979

(3 428 04354 5) DM 26,-/öS 203,-/sFr 26,-

3 Irmgard Scheitler: Das Geistliche Lied im deutschen Barock. 455 S. 1982

(3 428 05056 8) DM 148,-/öS 1155,-/sFr 148,-

4 Hermann F. Weiss (Hrsg.): Unbekannte Briefe von und an Achim von Arnim aus der Sammlung Varnhagen und anderen Beständen. 357 S. 1986

(3 428 05991 3) DM 132,-/öS 1030,-/sFr 132,-

5 Franz Link (Hrsg.): Paradeigmata. Literarische Typologie des Alten Testaments.

1. Teil: Von den Anfängen bis zum 19. Jahrhundert. 510 S. 1989

(3 428 06722 3) DM 198,-/öS 1545,-/sFr 198,-

5 Franz Link (Hrsg.): Paradeigmata. Literarische Typologie des Alten Testaments.

2. Teil: 20. Jahrhundert. VIII, 443 S. 1989

(3 428 06723 1) DM 160,-/öS 1248,-/sFr 160,-

6 Bernd Engler: Fiktion und Wirklichkeit. Zur narrativen Vermittlung erkenntnisskeptischer Positionen bei Hawthorne und Melville. 361 S. 1991

(3 428 07070 4) DM 98,-/öS 765,-/sFr 98,-

7 Hermann Kunisch: Goethe-Studien. 191 S. 1991

(3 428 07119 0) Geb. DM 86,-/öS 671,-/sFr 86,-

8 Franz Link (Hrsg.): Tanz und Tod in Kunst und Literatur. Zahlr. Abb.; 672 S. 1993 (3 428 07512 9) DM 138,-/öS 1077,-/sFr 138,-

Verlag Duncker & Humblot GmbH, Carl-Heinrich-Becker-Weg 9, D-12165 Berlin.

Beiträge zur englischen und amerikanischen Literatur

Herausgegeben von Franz H. Link und Hubertus Schulte Herbrüggen in Verbindung mit Rüdiger Ahrens, Ulrich Broich, Willi Erzgräber, Armin Paul Frank, Roland Hagenbüchle, Karl Josef Höltgen, Karl Heinz Göller, Klaus Lubbers, Heinz-Joachim Müllenbrock, Theodor Wolpers und Waldemar Zacharasiewicz.

1. Band

Die Antike in den Epigrammen und Briefen Sir Thomas Mores. Von Uwe Baumann. 1984, 207 Seiten kart. DM 70,-.

2. Band

Grundlegung einer puritanischen Mimesislehre. Eine literatur- und geistesgeschichtliche Studie der Schriften Edward Taylors und anderer puritanischer Autoren. Von Klaus Weiss. 1984, 323 Seiten, kart. DM 80,-.

3. Band

Spätmittelalterliche Artusliteratur. Ein Symposium der neusprachlichen Philologien auf der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft, Bonn 25.– 29.9.1982. Herausgegeben von Karl Heinz Göller. 1984, 160 Seiten, kart. DM 62,–.

4. Band

Die amerikanische Ode. Gattungsgeschichtliche Untersuchungen. Von Bernd Engler. 1985, 235 Seiten, kart. DM 74,-.

5. Band

Sir Thomas Mores "Geschichte König Richards III." im Lichte humanistischer Historiographie und Geschichtstheorie. Von Hans-Peter Heinrich. 1987, 219 Seiten, kart. DM 74,–.

6. Band

Jewish Life and Suffering as Mirrored in English and American Literature – Jüdisches Leben und Leiden im Spiegel der englischen und amerikanischen Literatur. Herausgegeben von Franz H. Link. Mit Beiträgen von Karl-Heinz Göller, Paul Goetsch, Hubert Hagenmeyer, Rolf P. Lessenich, Franz H. Link, Kurt Müller, Sepp Tiefenthaler, Meinhard Winkgens und Waldemar Zacharasiewicz, 1987. 189 Seiten, kart. DM 66,–.

7. Band

Die kulturkritische Verankerung der Literaturkritik bei F. R. Leavis. Von Meinhard Winkgens. 1988, 464 Seiten, kart. DM 142,-.

8. Band

Die "Ausgewanderte Evangeline". Longfellows epische Idylle im übersetzerischen Transfer. Von Klaus Martens. 1989, 213 Seiten, kart. DM 58,-.

9. Band

Thomas Morus-Dramen vom Barock bis zur Gegenwart. Wesensmerkmale und Entwicklungstendenzen. Von Friedrich-K. Unterweg. 1990, 304 Seiten, kart. DM 64,-.

10. Band

Identität und Rolle bei Theodore Dreiser. Eine Untersuchung des Romanwerks unter rollentheoretischem Aspekt. Von Kurt Müller. 1991. 312 Seiten, kart. DM 86,-.

11. Band

Zwischen Dogma und säkularer Welt. Zur Erzählliteratur englischsprachiger katholischer Autoren im 20. Jahrhundert. Herausgegeben von Bernd Engler und Franz H. Link. Mit Beiträgen von Heinz Antor, Uwe Böker, Bernd Engler, Rudolf Haas, Alfred Hornung, Thomas Kühn, Franz H. Link, Klaus Lubbers, Kurt Schlüter und Waldemar Zacharasiewicz. 1991, 144 Seiten, kart. DM 39,80.

12. Band

Amerikanische Erzähler seit 1950. Themen, Inhalte, Formen. Von Franz H. Link. 1993. 510 Seiten, kart. DM 39,80.

13. Band

Historiographic Metafiction in Modern American and Canadian Literature. Herausgegeben von Bernd Engler und Karl Müller. Mit Beiträgen von Jon-K Adams, Klaus Benesch, Hanjo Berressem, Helmbrecht Breinig, Bernd Engler, Monika Fludernik, Peter Freese, Paul Goetsch, Herbert Grabes, Julika Griem, Wolfgang Hochbruck, Gerd Hurm, Heinz Ickstadt, Wolfgang Klooß, Barbara Korte, Martin Kuester, Franz Link, Richard Martin, Heinz-Joachim Müllenbrock, Kurt Müller, Ansgar Nünning, Elke Pacholek, Michael Porsche, Bernhard Reitz, Danielle Schaub, Elmar Schenkel, Joseph C. Schöpp, Wolfgang Siemerling, Horst Tonn, Waldemar Zachariewicz und Jutta Zimmermann. 1994. 511 Seiten, kart. DM 68,–.

Mitglieder erhalten 25% Nachlaß bei Bestellung über die Geschäftsstelle der Görres-Gesellschaft, Postfach 10 16 18, 50456 Köln.

Verlag Ferdinand Schöningh, Postfach 2540, 33055 Paderborn

Oriens Christianus

Hefte für die Kunde des christlichen Orients. Im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Julius Aßfalg und Hubert Kaufhold.

(ISSN 0340-6407)

Jährlich 1 Band. Pro Band ca. 280 Seiten. Bände 48-79 (1964-1995) je Band DM 138,-. Gesamtregister für die Bände 1-70 (1901-1986). Zsgst. und eingeleitet von Hubert Kaufhold 1989. IX. 437 Seiten, 1 Abb. (3-447-02964-1) DM 86,-.

Die Bände 1-47 sind vergriffen.

Harrassowitz Verlag, Postfach 2929, 65019 Wiesbaden

Staatslexikon

Recht-Wirtschaft-Gesellschaft. Herausgegeben von der Görres-Gesellschaft. Mit der Redaktion beauftragt: Alexander Hollerbach, (Karl Forster †), Walter Kasper, Hermann Krings (Vorsitz), Hans Maier, Paul Mikat, Rudolf Morsey, J. Heinz Müller †. Sieben Bände. Siebte, völlig neu bearbeitete Auflage (3-451-19310-8). DM 1736,-

Band 1-5: Staatslexikon. Recht - Wirtschaft - Gesellschaft. 5 Bde. Pflichtforts. (3-451-19308-6). DM 1240,-

Band 1: Abendland - Deutsche Partei. 7. neubearb. Aufl. 1985. XII, 651 S. - 25,8 x 17 cm. Kst iSch DM 248, - (3-451-19301-9).

Band 2: Deutscher Caritasverband – Hochschulen. 7. neubearb. Aufl. 1986. XII, 660 S. – 25,8 x 17 cm. Kst iSch DM 248, – (3-451-19302-7).

Band 3: Hoffmann – Naturrecht. 7. neubearb. Aufl. 1987. XII, 659 S. – 25,8 x 17 cm. Kst iSch DM 248, – (3-451-19303-5).

Band 4: Naturschutz – Sozialhilfe. 7. neubearb. Aufl. 1988. XII, 652 S. – 25,8 x 17 cm. Kst iSch DM 248,– (3-451-19304-3).

Band 5: Sozialindikatoren – Zwingli, Ulrich; Register. 7. neubearb. Aufl. 1989. 596,72 S. – 25,8 x 17 cm. Kst iSch DM 248,– (3-451-19305-1).

Band 6 u. 7: Die Staaten der Welt. 2 Bde. Redaktion: Karl Haubner, Alexander Hollerbach, Norbert Klaes, Hermann Krings (Vorsitz), Paul Mikat, Rudolf Morsey, J. Heinz Müller (†), Gerhard Oberbeck, Reinhard Paesler (3-451-19309-4). DM 496,-

Band I: Globale Perspektiven – Europa – Amerika. 1992, XVI, 500 S., zahlr. Tab. u. Ktn. – 25,8 x 17 cm. Kst iSch ca. DM 248, – (3-451-19306-X).

Band II: Afrika – Asien – Australien – Ozeanien – Antarktis – Register. 1993, 403 S., zahlr. Tab. u. Ktn. – 25,8 x 17 cm. Kst iSch DM 248,– (3-451-19307-8).

Verlag Herder, Hermann-Herder-Straße 4, 79104 Freiburg i. Br.

Rechts- und Staatswissenschaftliche Veröffentlichungen der Görres-Gesellschaft

Herausgegeben von Alexander Hollerbach, Hans Maier, Paul Mikat (früher: Görres-Gesellschaft, Veröffentlichungen der Sektion für Rechts- und Staatswissenschaft). Neue Folge

Band 1/2

Gegenwartsprobleme des Rechts. Beiträge zum Staats-, Völker- und Kirchenrecht sowie zur Rechtsphilosophie. Herausgegeben von Hermann Conrad und Heinrich Kipp. 1950, 240 Seiten, kart. (vergriffen).

Historische Ansätze für die europäische Privatrechtsangleichung. Von Johannes Hermann. – Vereinheitlichung des europäischen Rechts. Von George van Hecke. 1963, 31 Seiten, kart. DM 7,80.

Band 4

Gedanken zur Strafrechtsreform. Von Ernst Heinitz, Thomas Würtenberger und Karl Peters. 1965, 56 Seiten, kart. DM 9,80.

Band 5

Beiträge zum Richterrecht. Von Walther J. Habscheid und Wilhelm Pötter. 1968, 54 Seiten, kart. DM 9,80.

Band 6

Möglichkeiten und Grenzen einer Leitbildfunktion des bürgerlichen Ehescheidungsrechts. Von Paul Mikat. 1969, 31 Seiten, kart. DM 7,80.

Band 7

Zivilrechtliche Aspekte der Rechtsstellung des Toten unter besonderer Berücksichtigung der Transplantationen. Von Hans-Wolfgang Strätz. 1971, 66 Seiten, kart. DM 10,80.

Band 8

Christlicher Friede und Weltfriede. Geschichtliche Entwicklung und Gegenwartsprobleme. Herausgegeben von Alexander Hollerbach und Hans Maier. Mit Beiträgen von Manfred Abelein, Ernst-Otto Czempiel, Hans Maier, Wilfried Schumann und Swidbert Schnippenkötter. 1971, 147 Seiten, kart. DM 20,80.

Band 9

Aktuelle Fragen des Arbeitsrechts. Von Bernd Rüthers und Theodor Tomandl. 1972, 46 Seiten, kart. DM 9,80.

Band 10

Deutsches und österreichisches Staatskirchenrecht in der Diskussion. Von Inge Gampl und Christoph Link. 1973, 56 Seiten, kart. DM 9,80.

Band 11

Zur Kritik der Politischen Theologie. Von Gustav E. Kafka und Ulrich Matz. 1973, 46 Seiten, kart. DM 9,80.

Band 12

Leben und Werk des Reichsfreiherrn Johann Adam von Ickstatt (1702–1776). Ein Beitrag zur Staatsrechtslehre der Aufklärungszeit. Von Fritz Kreh. 1974, XXIV und 327 Seiten, kart. DM 62,-.

Band 13

Zur Reform des § 218 StGB. Von Hermann Hepp und Rudolf Schmitt. 1974, 35 Seiten, kart. DM 8,80.

Band 14

Beiträge zur Familienrechtsreform. Von Helmut Engler und Dieter Schwab. 1974, 58 Seiten, kart. DM 10,80.

Treu und Glauben. Teil I: Beiträge und Materialien zur Entwicklung von "Treu und Glauben" in deutschen Privatrechtsquellen vom 13. bis Mitte des 17. Jahrhunderts. Von Hans Wolfgang Strätz. 1974, 328 Seiten, kart. DM 52,–.

Band 16

Die Entwicklung einzelner Prozeßmaximen seit der Reichszivilprozeßordnung von 1877. Von Jürgen Damrau. 1975, 633 Seiten, kart. DM 102,-.

Band 17

Zur Problematik der Einführung einer Familiengerichtsbarkeit in der Bundesrepublik Deutschland. Von Dieter Giesen. 1975, 60 Seiten, kart. DM 13,80.

Band 18

Die Schulaufsicht im Reformwerk des Johann Ignaz von Felbiger. Schule, Kirche und Staat in Recht und Praxis des aufgeklärten Absolutismus. Von Josef Stanzel. 1976, 427 Seiten, kart. DM 64,-.

Band 19

Unfallprophylaxe durch Strafen und Geldbußen? Vorschläge zu einer Neugestaltung des Sanktionensystems im Bereich des Verkehrsrechts. Von Peter Cramer, 1975, 189 Seiten, kart. DM 31,80.

Band 20

Revolution - Demokratie - Kirche. Von Winfried Becker, Hans Maier und Manfred Spieker. 1975, 72 Seiten, kart. DM 16,80.

Band 21

Das Vaterschaftsanerkenntnis im Islamrecht und seine Bedeutung für das deutsche internationale Privatrecht. Von Christian Kohler. Mit einem Vorwort von Wilhelm Wengler, 1976, 242 Seiten, kart. DM 37,80.

Band 22

Kinderschutz als Rechtsschutz und elterliches Sorgerecht. Von Manfred Hinz. 1975, 79 Seiten, kart. DM 13,80.

Band 23

Politische Freiheit und Freiheitsrechte im deutschen Naturrecht des 18. Jahrhunderts. Von Diethelm Klippel. 1976, 244 Seiten, kart. 45,80.

Band 24

Verfassungsprobleme des Hochschulwesens. Von Ulrich Karpen und Franz-Ludwig Knemeyer. 1976, 92 Seiten, kart. DM 17,80.

Band 25

Zur Problematik multinationaler Unternehmen. Von Rolf Birk und Hans Tietmeyer. 1976, 60 Seiten, kart. DM 13,80.

Band 26

Rechtsprobleme in der Freilassung der Böotier, Dorier, Phoker, Ost- und Westlokrer. Von Karl-Dieter Albrecht. 1978, 350 Seiten, kart. DM 58,-.

Band 27

Ehe, Familie und Erwerbsleben. Von Dieter Giesen. 1977, 80 Seiten, kart. DM 17,80.

Die erste gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Von Albin Nees. 1978, 282 Seiten, kart. DM 46,80.

Band 29

Gestalten und Probleme katholischer Rechts- und Soziallehre. Von Clemens Bauer, Alexander Hollerbach und Adolf Laufs. 1977, 90 Seiten, kart. DM 17,80.

Band 30

Exilium. Untersuchungen zur Verbannung in der Antike. Von Ernst Ludwig Grasmück. 1978, 167 Seiten, kart. DM 31,80.

Band 31

Pax et Imperium. Spaniens Kampf um seine Friedensordnung in Europa zwischen 1617 und 1635. Von Eberhard Straub. 1980, 490 Seiten, kart. DM 76,-.

Band 32

Kindesmißhandlung? Zur Kinder- und Familienfeindlichkeit in der Bundesrepublik Deutschland. Von Dieter Giesen, unter Mitwirkung von Dr. Freiherr v. Maltzan, Facharzt f. Kinderheilkunde in Berlin. 1979, 138 Seiten, kart. DM 27,80.

Band 33

Die Zeugnisverweigerungsrechte im geltenden und künftigen Strafverfahrensrecht. Von Rudolf Rengier. 1980, XLVIII und 360 Seiten, kart. DM 64,-.

Band 34

Beiträge zur Rechtsgeschichte. Gedächtnisschrift für Hermann Conrad. Hrsg. von Gerd Kleinheyer und Paul Mikat. 1979, 634 Seiten, kart. DM 92,-.

Band 35

Recht und Staat bei Friedrich Julius Stahl. Von Christian Wiegand. 1981, 302 Seiten, kart. DM 45,80.

Band 36

Emil Erich Hölscher (1880–1935) und Karl Otto Petraschek (1876–1950) im Zusammenhang des katholischenRechtsdenkens. Ein Beitrag zur Geschichte der juridischen Neuscholastik und zur Rechtsphilosophie in Deutschland. Von Dieter Petrig. 1981, 264 Seiten, kart. DM 37,80.

Band 37

Der Verteidiger im deutschen und österreichischen Strafprozeß. Eine rechtsvergleichende Studie zur Stellung des Verteidigers im Strafverfahren. Von Andreas Jolmes. 1982, 163 Seiten, kart. DM 37,80.

Band 38

Wissenschaft und Gesetzgebung im bürgerlichen Recht nach der Rechtsquellenlehre des 19. Jahrhunderts. Von Horst Heinrich Jakobs. 1983, 164 Seiten, kart. DM 39,80.

Band 39

Rechtsfragen der außerberuflichen betrieblichen Rehabilitation. Grundprobleme eines Rechtsstellungsgesetzes für Behinderte. Von Peter-Hubert Naendrup. 1984, 312 Seiten, kart. DM 56,80.

Die Fernwirkungen gerichtlicher und behördlicher Entscheidungen – dargestellt am Problem der Bindung des Strafrichters an Zivil- und Verwaltungsgerichtsurteile sowie an Verwaltungsakte. Von Eberhard Haaf. 1984, 305 Seiten, kart. DM 62,-.

Band 41

Die vorweggenommene Erbfolge. Von Dirk Olzen. 1984, 327 Seiten, kart. DM 92,-.

Band 42

Über das allgemeine Rechtsdenken Eikes von Repgow. Von Alexander Ignow. 1984, 350 Seiten, kart. DM 90,-.

Band 43

Die Projekte der Weimarer Republik zur Reform des Nichtehelichen-, des Adoptionsund des Ehescheidungsrechts. Von Werner Schubert. 1986, 656 Seiten, kart. DM 210,-.

Band 44

Gesetzesauslegung und Gesetzesumgehung. Von Jan Schröder. 1985, 144 Seiten, kart. DM 37,80.

Band 45

Der zivilrechtliche Schutz des Namens. Von Diethelm Klippel. 1985. 632 Seiten, kart. DM 186,-.

Band 46

Gesetzgebung im Leistungsstörungsrecht. Von Horst Heinrich Jakobs. 1985., 208 Seiten, kart. DM 60,-.

Band 47

Die nichteheliche Lebensgemeinschaft. Mit Beiträgen von Robert Battes, Thomas Geiser, Rüdiger Philipowski, Clausdieter Schott und Peter Weimar, hrsg. von Albin Eser. 1986, 100 Seiten, kart. DM 18,80.

Band 48

Schattenwirtschaft und Schwarzarbeit. Von Albin Eser und J. Heinz Müller (Hrsg.) 1986, 90 Seiten, kart. DM 19,80.

Band 49

Erbfolge und Wiederverheiratung. Von Stephan Buchholz, 132 Seiten, kart. DM 46,80.

Band 50

Hochschulplanung und Grundgesetz. Von Ulrich Karpen. 1987, 2 Teilbände, zus. 1040 Seiten, kart. DM 292,-.

Band 51

Wohlfahrtsökonomik und Gemeinwohl. Hrsg. von J. Heinz Müller. Mit Beiträgen von Johannes Hackmann, Robert Hettlage, Werner Steden und Arthur F. Utz. 1987, 117 Seiten, kart. DM 18,80.

Band 52

Anfängliche Unmöglichkeit. Von Thorsten Arp. 1987, 243 Seiten, kart. DM 37,80.

Reconquista und Landesherrschaft. Studien zur Rechts- und Verfassungsgeschichte Spaniens im Mittelalter. Von Odilo Engels. 1989, IX u. 483 Seiten, kart. DM 80,-.

Band 54

Der Prozeß gegen Meister Eckhart. Vorgeschichte, Verlauf und Folgen. Von Winfried Trusen. 1988, 207 Seiten (vergriffen).

Band 55

Föderalismus und Finanzpolitik. Gedenkschrift für Fritz Schäffer. Hrsg. von Wolfgang J. Mückl. Mit Beiträgen von Hermann J. Abs, Winfried Becker, Dieter Grosser, Wolf D. Gruner und Lothar Müller. 1990, 114 Seiten, kart. DM 37,80.

Band 56

Rechtsakt und Rechtsverhältnis. Römische Jurisprudenz und modernrechtliches Denken. Von Werner Flume. 1990, 176 Seiten, kart. DM 62,-.

Band 57

Eigentum als Sachherrschaft. Zur Genese und Kritik eines besonderen Herrschaftsanspruchs. Von Damian Hecker. 1990, 291 Seiten, kart. DM 80,-.

Band 58

Eher Hegel als Kant. Zum Privatrechtsverständnis im 19. Jahrhundert. Von Knut Wolfgang Nörr. 1991, 55 Seiten, kart. DM 15,80.

Band 59

Termingeschäftsfähigkeit kraft Information. Eine rechtshistorische, rechtsdogmatische und rechtspolitische Studie über die stillschweigende Entfunktionalisierung des § 764 BGB durch die Börsengesetznovelle 1989. Von Udo Wolter. 1991, 213 Seiten, kart. DM 62,-.

Band 60

Die Landschenkungen der fränkischen Könige. Rechtsinhalt und Geltungsdauer. Von Franz Dorn. 1991, 394 Seiten, kart. DM 126,-.

Band 61

Wirtschaftsethik – Wirtschaftsstrafrecht. Hrsg. von Heinz J. Müller und Josef Isensee. Mit Beiträgen von Wilhelm Krelle, Wolfgang Schmitz, Harro Otto und Hans Dahs. 1991. 103 Seiten, kart. DM 23,80.

Band 62

Die Enzyklika Quadragesimo anno und der Wandel der sozialstaatlichen Ordnung. Hrsg. von Wolfgang J. Mückl. Mit Beiträgen von J. Heinz Müller, Alfred Klose, Franz Furger und Joachim Wiemeyer. 1991. 89 Seiten, kart. DM 19,80.

Band 63

Begründung der geschichtlichen Rechtswissenschaft. Von Horst Heinrich Jakobs. 1992. 415 Seiten, kart. DM 92,-.

Band 64

Kraftfahrzeugerwerb im guten Glauben. Von Andrea Barheine. 1992. X u. 169 Seiten, kart. DM 37,80.

Verfahrensgerechtigkeit. Studien zu einer Theorie prozeduraler Gerechtigkeit. Von Roland Hoffmann. 1992, 264 Seiten, kart. DM 58,-.

Band 66

Ethos der Demokratie. Normative Grundlagen des freiheitlichen Pluralismus. Von Alexander Schwan. 1992, 371 Seiten, gebunden, DM 86,-.

Band 67

Ständemacht und Kirchenreform. Bischöfliche Wahlkapitulationen im Nordwesten des Alten Reiches. Von Michael Kißener. 1993. 318 Seiten, kart. DM 76,-.

Band 68

Das Familien- und Erbrecht unter dem Nationalsozialismus. Ausgewählte Quellen zu den wichtigsten Gesetzen und Projekten aus den Ministerialakten. Eingeleitet und herausgegeben von Werner Schubert. 1993. XLI und 1022 Seiten, gebunden, DM 208,-.

Band 69

Überlieferung, Bewahrung und Gestaltung in der rechtsgeschichtlichen Forschung. [Ekkehard Kaufmann zum 70. Geburtstag]. Herausgegeben von Stephan Buchholz, Paul Mikat und Dieter Werkmüller. Mit Beiträgen von Hans-Jürgen Becker, Manon Borchert/Stephan Buchholz, Karl Christ, Bernhard Diestelkamp, Gerhard Dilcher, Gero Dolezalek, Adalbert Erler, Rudolf Gmür, Nikolaus Grass, Heinz Holzhauer, Udo Kornblum, Paul Mikat, Dietlinde Munzel, Karin Nehlsen-von Stryk, Hans-Albert Rupprecht, Ruth Schmidt-Wiegand, Clausdieter Schott, Wolfgang Sellert, Fritz Sturm, Hans Thieme, Jürgen Weitzel, Dieter Werkmüller, Franz Theisen. 1993. 398 Seiten, kart., DM 72,—.

Band 70

Die Mängelrüge. Historische und teleologische Untersuchungen zu § 377 HGB. Von Hans-Peter Niedrig. 1994. 191 Seiten, DM 35,80.

Band 71

Die Haftung der Freien Berufe zwischen standesrechtlicher Privilegierung und europäischer Orientierung. Eine rechtsvergleichende Untersuchung des deutschen Rechtskreises und des Common Law am Beispiel des Rechtsanwalts. Von Jens Poll. 1994. 205 Seiten, kart., DM 28,-.

Band 72

Vom mittelalterlichen Recht zur neuzeitlichen Rechtswissenschaft. Bedingungen, Wege und Probleme der europäischen Rechtsgeschichte [Winfried Trusen zum 70. Geburtstag]. Hrsg. von Norbert Brieskorn, Paul Mikat, Daniela Müller und Dietmar Willoweit. Mit Beiträgen von Dieter Blumenwitz, Norbert Brieskorn, Hans Forkel, Jean Gaudemet, Günther Grasmann, Othmar Hageneder, Hans Hattenhauer, Michael Hettinger, Dafydd Jenkins, Manfred Just, Günter Jerouschek, Franz-Ludwig Knemeyer, Gerhard Köbler, Karl Kreuzer, Kurt Kuchinke, Peter Landau, Rolf Lieberwirth, Wieslaw Litewski, Paul Mikat, Daniela Müller, Rainer Paulus, Gerhard Ritter, Ellen Schlüchter, Wolfgang Schild, Hans Peter Schwintowski, Manfred Seebode, Günter Spendel, Winfried Stelzer, Ulrich Weber, Rudolf Weigand, Jürgen Weitzel, Dietmar Willoweit und Michael Wollenschläger. 1994. XXI und 612 Seiten, kart., DM 98,-.

Vertragstreue und Erfüllungszwang in der mittelalterlichen Rechtswissenschaft. Von Tilman Repgen. 1994. 387 Seiten, kart., DM 48,-.

Band 74

Die Inzestgesetzgebung der merowingisch-fränkischen Konzilien (511-626/27). Von Paul Mikat. 1994. 147 Seiten, kart., DM 36,-.

Band 75

Zwischen Markt und Moschee. Wirtschaftliche Bedürfnisse und religiöse Anforderungen im frühen islamischen Vertragsrecht. Von Johannes Christian Wichard. 1995. 285 Seiten, kart., DM 44,-.

Mitglieder erhalten 25% Nachlaß bei Bestellung über die Geschäftsstelle der Görres-Gesellschaft, Postfach 10 16 18, 50456 Köln.

Verlag Ferdinand Schöningh, Postfach 2540, 33055 Paderborn

Politik- und Kommunikationswissenschaftliche Veröffentlichungen der Görres- Gesellschaft

Hrsg. von Hans Maier, Otto B. Roegele und Manfred Spieker.

Band 1

Neopluralismus und Naturrecht. Von Joachim Detjen. 1987, 728 Seiten, kart. DM 116,-.

Band 2

Katholikentage im Fernsehen. Referate der Arbeitstagung der Sektion für Politik- und Kommunikationswissenschaft bei der Jahresversammlung der Görres-Gesellschaft in Osnabrück (7.10.1985). Hrsg. von Hans Maier, Otto B. Roegele und Manfred Spieker. Mit Beiträgen von Louis Bosshart, Hans Czarkowski, Wolfgang Donsbach, Maximilian Gottschlich, Matthias Kepplinger und Hans Wagner. 1987, 78 Seiten, kart. DM 16,80.

Band 3

Parität und katholische Inferiorität. Untersuchungen zur Stellung des Katholizismus im Deutschen Kaiserreich. Von Martin Baumeister. 1987, 120 Seiten, kart. DM 18,80.

Band 4

Das Verhältnis von Kirche und Parteien in Österreich nach 1945. Ihr Verhältnis unter dem Gesichtspunkt der Äquidistanzdiskussion. Von Franz Leitner. 1988, 220 Seiten, kart. DM 37,80.

Band 5

Christliche Botschaft und Politik. Texte des Zentralkomitees der deutschen Katholiken zu Politik, Staat und Recht. Hrsg. von Hans Buchheim und Felix Raabe. 2. Aufl. 1990, 235 Seiten (vergriffen).

Band 6

Wie eine Revolution entsteht. Die Französische Revolution als Kommunikationsereignis. Hrsg. von Hans Meier und Eberhard Schmitt. Mit Beiträgen von Thomas Schleich, Theo Stammen, Paul-Ludwig Weihnacht und Jürgen Wilke. 2. Aufl. 1990, 120 Seiten, kart. DM 27,80.

Band 7

Mehr als ein Weekend? Der Sonntag in der Diskussion. Hrsg. von Jürgen Wilke. Mit Beiträgen von Urs Altermatt, Cornelius G. Fetsch, Peter Häberle, Hanspeter Heinz und Jürgen Wilke. 1989, 128 Seiten, kart. DM 35,80.

Band 8

Der politische Islam. Intentionen und Wirkungen. Hrsg. von Jürgen Schwarz. Mit Beiträgen von Konrad Dilger, Theodor Hanf, Arnold Hottinger, Ludger Kühnhardt, Johannes Reissner, Anton Schall, Jürgen Schwarz, Udo Steinbach und Ludwig Watzal. 1993. 215 Seiten, kart. DM 56,-.

Band 9

Ziviler Ungehorsam und christliche Bürgerloyalität. Zum Zusammenhang von Konfession und Staatsgesinnung in der Demokratie des Grundgesetzes. Von Andreas Püttmann. 1994. XIII und 506 Seiten, kart. DM 78,-.

Band 10

Jacques Maritain. Eine Einführung in Leben und Werk. Von Peter Nickl. 1992. 176 Seiten, kart. DM 39,80.

Band 11

Vom Sozialismus zum demokratischen Rechtsstaat. Der Beitrag der katholischen Soziallehre zu den Transformationsprozessen in Polen und in der ehemaligen DDR. Hrsg.
von Manfred Spieker. Mit Beiträgen von Dieter Bingen, Karl Heinz Ducke, Erich Iltgen, Helmut Juros, Jürgen Kiowski, Joachim Kondziela, Gerhard Lange, Hans Maier,
Hans Joachim Meyer, Heinrich Olschowsky, Wladyslaw Piwowarski, Hermann Silies,
Manfred Spieker und Helmut Wagner. 1992. 202 Seiten, kart. DM 33,80.

Band 12

Demokratie und Entwicklungspolitik in Entwicklungsländern. Politische Hintergrundanalysen zur Entwicklungszusammenarbeit. Hrsg. von Heinrich Oberreuter und Heribert Weiland. Mit Beiträgen von Gerald Braun, Ulrich Fanger, Peter Moßmann, Hans-Peter Repnik, Jakob Rösel, Jürgen Rüland und Heribert Weiland. 1994. 147 Seiten, kart. DM 31,80.

Band 13

Theodor Haecker: Eine Einführung in sein Werk. Von Florian Mayr. 1994. 77 Seiten, kart. DM 16,80.

Band 14

Peter Wust: Gewißheit im Wagnis des Denkens. Eine Gesamtdarstellung seiner Philosophie. Von Alexander Lohner. 1994. IX und 460 Seiten, kart. DM 64,-.

Mitglieder erhalten 25% Nachlaß bei Bestellung über die Geschäftsstelle der Görres-Gesellschaft, Postfach 10 16 18, 50456 Köln.

Verlag Ferdinand Schöningh, Postfach 2540, 33055 Paderborn

Veröffentlichungen der Sektion für Wirtschafts- und Sozialwissenschaft

3. Heft

Die sozialen Rundschreiben Leos XIII. und Pius XI. Text und deutsche Übersetzung samt systematischen Inhaltsübersichten und einheitlichem Sachregister im Auftrag der Sektion für Wirtschafts- und Sozialwissenschaft, herausgegeben von Gustav Gundlach. 1961, XVI und 183 Seiten (vergriffen).

7. Heft

Stand und Ständeordnung im Weltbild des Mittelalters. Die geistes- und gesellschaftsrechtlichen Grundlagen der berufsständischen Idee. Von Wilhelm Schwer. Mit Vor- und Nachwort, herausgegeben von Nikolaus Monzel. 1952, unveränderter Nachdruck 1970. 99 Seiten, kart. DM 15,80.

Mitglieder erhalten 25% Nachlaß bei Bestellung über die Geschäftsstelle der Görres-Gesellschaft, Postfach 10 16 18, 50456 Köln.

Verlag Ferdinand Schöningh, Postfach 2540, 33055 Paderborn

Sozialwissenschaftliche Abhandlungen der Görres-Gesellschaft

in Verbindung mit:

Martin Albrow, Cardiff; Hans Bertram, München; Karl Martin Bolte, München; Lothar Bossle, Würzburg; Walter L. Bühl, München; Lars Clausen, Kiel; Roland Eckert, Trier; Friedrich Fürstenberg, Bonn; Dieter Giesen, Berlin; Alois Hahn, Trier; Robert Hettlage, Regensburg; Werner Kaltefleiter, Kiel; Franz-Xaver Kaufmann, Bielefeld; Henrik Kreutz, Nürnberg; Heinz Laufer, München; Wolfgang Lipp, Würzburg; Thomas Luckmann, Konstanz; Kurt Lüscher, Konstanz; Rainer Mackensen, Berlin; Georg Mantzaridis, Thessaloniki; Norbert Martin, Koblenz; Julius Morel, Innsbruck; Peter Paul Müller-Schmid, Freiburg i. Ü.; Elisabeth Noelle-Neumann, Mainz; Horst Reimann, Augsburg; Walter Rüegg, Bern; Johannes Schasching, Rom; Erwin K. Scheuch, Köln; Gerhard Schmidtchen, Zürich; Helmut Schoeck, Mainz; Dieter Schwab, Regensburg; Hans-Peter Schwarz, Bonn; Mario Signore, Lecce; Josef Solâr, Brno; Franz Stimmer, Lüneburg; Friedrich H. Tenbruck, Tübingen; Paul Trappe, Basel; Laszlo Vaskovics, Bamberg; Jef Verhoeven, Leuven; Anton C. Zijderveld, Rotterdam; Valentin Zsifkovits, Graz;

herausgegeben von Horst Jürgen Helle, München; Jan Siebert van Hessen, Utrecht; Wolfgang Jäger, Freiburg i. Br.; Nikolaus Lobkowicz, München; Arnold Zingerle, Bayreuth.

Band 1

Interaktion und Institution. Zur Theorie der Institution und der Institutionalisierung aus der Perspektive einer verstehend interaktionistischen Soziologie. Von Dr. Ephrem Else Lau, 273 S., 1978. DM 68,-, für Mitglieder DM 51,-. (3-428-04216-6)

Band 2

Jugendalkoholismus. Eine familiensoziologische Untersuchung zur Genese der Alkoholabhängigkeit männlicher Jugendlicher. Von Dr. Franz Stimmer, 192 S., 1978. DM 58,-, für Mitglieder DM 43,50. (3-428-04255-7)

Religiöse Gruppen und sozialwissenschaftliche Typologie. Möglichkeiten der soziologischen Analyse religiöser Orden. Von Dr. Günter Schmelzer. 221 S., 1979. DM 59,–, für Mitglieder DM 44,25. (3-428-04528-9)

Band 4

Situation. Konzepte und Typologien zur sozialen Situation und ihre Integration in den Bezugsrahmen von Rolle und Person. Von Dr. Hans Peter Buba. 231 S., 1980. DM 44,-, für Mitglieder DM 33,-. (3-428-04555-6)

Band 5

Soziologie und Symbol. Verstehende Theorie der Werte in Kultur und Gesellschaft. Von Prof. Dr. Horst Jürgen Helle. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. 172 S., 1980. DM 48,-, für Mitglieder DM 36,-. (3-428-04587-4)

Band 6

Die Religionssoziologie Max Webers. Eine Darstellung ihrer Entwicklung. Von Dr. Gottfried Küenzlen. XI, 140 S., 1980. DM 39,-, für Mitglieder DM 29,25.

(3-428-04764-8)

Band 7

Familie und Beruf in Japan. Zur Identitätsbildung in einer asiatischen Industriegesellschaft. Von Dr. Gerd Reinhold. 187 S., 1981. DM 48,-, für Mitglieder DM 36,-.
(3-428-04826-1)

Band 8

Soziologie des Christentums. Von Prof. Dr. Georg J. Mantzaridis. 197 S., 1981. DM 48,-, für Mitglieder DM 36,-. (3-428-04950-6)

Band 9

Kultur und Institution. Aufsätze und Vorträge aus der Sektion für Soziologie. Hrsg. von Prof. Dr. Horst Jürgen Helle. 380 S., 1982. DM 88,-, für Mitglieder DM 66,-. (3-428-05205-6)

Band 10

Familienrecht und Sozialpolitik. Von Prof. Dr. John Eekelaar. 315 S., 1983. DM 88,-, für Mitglieder DM 66,-. (3-428-05433-4)

Band 11

Charisma und Rationalität in der Gesellschaft. Die Religionssoziologie Carl Mayers zwischen klassischen Theorien und moderner Wissenssoziologie. Von Dr. Alfred B. Gugolz. 226 S., 1984. DM 78,-, für Mitglieder DM 58,50. (3-428-05610-8)

Band 12

Die Ordnung des Wissens. Von Prof. Dr. Walter L. Bühl. 405 S., 1984. DM 96,-, für Mitglieder DM 72,-. (3-428-05666-3)

Band 13

Dynamik der Formen bei Georg Simmel. Eine Studie über die methodische und theoretische Einheit eines Gesamtwerkes. Von Antonius M. Bevers. 184 S., 1985. DM 48,-, für Mitglieder DM 36,-. (3-428-05855-0)

Geschichte und Gesellschaft. Von Dr. F. H. Tenbruck. 347 S., 1986. DM 96,-, für Mitglieder DM 72,-. (3-428-06023-7)

Band 15

Kulturanthropologie. Beiträge zum Neubeginn einer Disziplin. Festgabe für Emerich K. Francis zum 80. Geburtstag. Hrsg. von Prof. Dr. Werner von der Ohe. 540 S., 1987. DM 148,-, für Mitglieder DM 111,-. (3-428-06139-X)

Band 16

Narzißmus. Zur Psychogenese und Soziogenese narzißtischen Verhaltens. Von Prof. Dr. Franz Stimmer. 267 S., 1987. DM 88,-, für Mitglieder DM 66,-. (3-428-06195-0)

Band 17

Auf dem Wege zur Relativierung der Vernunft. Eine vergleichende Rekonstruktion der kultur- und wissenssoziologischen Auffassungen Max Schelers und Max Webers. Von Lieteke van Vucht Tijssen. 256 S., 1989. DM 98,-, für Mitglieder DM 73,50.

(3-428-06604-9)

Band 18

Gesammelte Schriften zur Religionssoziologie. Von Georg Simmel. Hrsg. von Prof. Dr. Horst Jürgen Helle. 180 S., 1989. DM 68,-, für Mitglieder DM 51,-.

(3-428-06715-0)

Band 19

Bausteine zu einer soziologischen Theorie der Konversion. Soziokulturelle, interaktive und biographische Determinanten religiöser Konversionsprozesse. Von Franz Wiesberger. XII, 356 S., 1990. DM 76,-, für Mitglieder DM 57,-. (3-428-06854-8)

Band 20

Helmuth Plessner oder Die verkörperte Philosophie. Von Prof. Dr. Hans Redeker. 241 S. 1993. DM 84,-, für Mitglieder DM 63,-. (3-428-07666-4)

Band 21

Die Kunst als Gegenstand der Kulturanalyse im Werk Georg Simmels: Von Felicitas Dörr. 167 S., 1993. DM 84,-. (3-428-07802-0)

In Vorbereitung:

Drama Kultur. Prof. Dr. Wolfgang Lipp.

(3-428-07817-9)

Martin Buber. Dialogphilosophie in Theorie und Praxis. Von Joachim Israel (3-428-08304-0)

Verlag Duncker & Humblot GmbH, Carl-Heinrich-Becker-Weg 9, 12165 Berlin

Civitas

Jahrbuch für Sozialwissenschaften, herausgegeben von der Görres-Gesellschaft in Verbindung mit Dr. Bernhard Vogel (Mainz) und S. E. Joseph Höffner (Köln), Alexander Hollerbach (Freiburg/Br.), Hans Maier (München), Paul Mikat (Bochum), J. Heinz Müller (Freiburg/Br.), Hermann-Josef Wallraff (Frankfurt), Hans Zwiefelhofer (München). I. Band 1962, II. Band 1963, III. Band 1964, IV. Band 1965, V. Band 1966, VI. Band 1967, VII. Band 1968, VIII. Band 1969, IX. Band 1970, X. Band 1971, XI.

Band 1972, XII. Band 1973, XIII. Band 1974, XIV. Band 1976, XV. Band 1977, XVI. Band 1979. Schriftleitung: Peter Molt, Paul Becher, Dieter Grimm, Peter Haungs. Je 240-324 Seiten, Ganzleinen DM 30,- bis DM 58,-.

Alle Bände vergriffen!

Matthias Grünwald Verlag, Max-Hufschmidt-Straße 4a, 55130 Mainz-Weisenau.

Jahrbuch für Volkskunde

Im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Wolfgang Brückner, Würzburg, und Nikolaus Grass, Innsbruck.

Neue Folge

Band 1, 1978; Band 2, 1979; Band 3, 1980; Band 4, 1981; Band 5, 1982; Band 6, 1983; Band 7, 1984; Band 8, 1985; Band 9, 1986; Band 10, 1987; Band 11, 1988; Band 12, 1989, Band 13, 1990; Band 14, 1991; Band 15, 1992; Band 16, 1993; Band 17, 1994

Das Jahrbuch erscheint jährlich einmal im Umfang von 240 Seiten am 1. Oktober. Es kann bestellt werden:

In der Bundesrepublik Deutschland: Echter Würzburg, Postfach 5560, 97005 Würzburg, Bezugspreis DM 39,-.

In Österreich: Verlagsanstalt Tyrolia, Exlgasse 20, A-6020 Innsbruck, Bezugspreis öS 304,-.

In der Schweiz: Universitätsverlag, Perolles 36, CH-1700 Fribourg, Bezugspreis SFr 39,80.

Im übrigen Ausland: durch jede Buchhandlung zum DM-Preis.

Mitglieder erhalten 25% Nachlaß bei Bestellung über die Geschäftsstelle der Görres-Gesellschaft, Postfach 10 16 18, 50456 Köln.

Echter Verlag, Postfach 5560, 97005 Würzburg.

Inhalt Band 17, 1994

Trachtenfolklorismus und Trachtenmode

Christel Fischer: Zur Frühgeschichte des Details

Ulrike Kammerhofer/Alma Scope: Salzburger Trachtenpolitik im 20. Jahrhundert Marion Dihem: Trachtenentdeckung durch den Historischen Verein Wertheim Inge Weid: Mode und Tracht im Ochsenfurter Gau

Birgit Jauernig-Hofmann: Südthüringer Trachtengrafik des 19. Jahrhunderts

Totenbrauch

Karl-Heinz Ziessow: Oldenburger Grabsteine. Dokumente der Familiengeschichte und Schriftkultur zwischen Weser und Ems als Indikatoren für Regionalitätsausbildung

Ursula Wehner: Sterbebildchen. Ein Forschungsbericht

Frühneuzeitliche Verstehensprobleme

Peter J. Bräunlein: Das Schiff als "Hölle" im Schembartlauf des Jahres 1506. Eine Deutung im zeitgeschichtlichen Kontext Nürnbergs

Udo Dickenberger: Aufklärung und Aberglaube im bürgerlichen Alltag um 1790/ 1800. Lesefrüchte zu einer Geschichte des Gemüts

Kirchenmusikalisches Jahrbuch

Im Auftrag der Görres-Gesellschaft und in Verbindung mit dem Allgemeinen Cäcilienverband für Deutschland herausgegeben von Günther Massenkeil

Inhalt des 77. Jahrgangs (1993)

Karlheinz Schlager, Aenigmata in campo aperto. Marginalen im Umgang mit Neumen. James Boyce, OCarm, Das Offizium der Darstellung Mariens von Philippe des Mézières. Die Handschriften und der Überlieferungsprozeß.

Hermann Fischer und Theodor Wohnhaas, Orgelbaubeziehungen zwischen der Schweiz und Süddeutschland.

Jiří Sehnal, Musik in dem Prämonstratenserkloster Hradisko (Hradisch) bei Ölmütz in den Jahren 1693–1739.

Thomas Gartmann, P. Benedikt Reindl, OSB (1723-1793). Ein Beitrag zur Schweizer Kirchenmusikgeschichte des 18. Jahrhunderts.

Wolfgang Hochstein, Zum Entstehungsprozeß der "Paukenmesse" von Joseph Haydn.

Wolfgang Hoffmann, Die Motette Christus factus est (1884) von Anton Bruckner. Zur Adaption und Integration älterer Kompositionsverfahren im Kirchenmusikschaffen Anton Bruckners.

Bezug über die Geschäftsstelle des Allgemeinen Cäcilienverbands für Deutschland, Andreasstraße 9, 93059 Regensburg. Preis: DM 48,–; für Mitglieder der Görres-Gesellschaft bei Bestellung über die Geschäftsstelle, Postfach 10 16 18, 50456 Köln: DM 30,–.

Beiträge zur Geschichte der Kirchenmusik

Im Auftrag der Görres-Gesellschaft herausgegeben von Hans Joachim Marx und Günther Massenkeil

Band 1

Der Gonzaga-Kodex Bologna Q19. Geschichte und Repertoire einer Musikhandschrift des 16. Jahrhunderts. Von Rainer Heyink. 1994. X und 357 Seiten, kart. DM 58,-.

Band 2

Das Antiphonar von St. Peter in Salzburg. Codex ÖNB Ser. Nov. 2700 (12. Jhdt.). Von Stefan Engels. 1994. VIII und 352 Seiten, kart. DM 64,-.

Verlag Ferdinand Schöningh, Postfach 2540, 33055 Paderborn

Veröffentlichungen des Instituts für Interdisziplinäre Forschung (Naturwissenschaft – Philosophie – Theologie)

Reihe "Grenzfragen"

Band 1–14 herausgegeben von Norbert A. Luyten (†), Band 15–18 herausgegeben von Leo Scheffczyk, ab Band 19 herausgegeben von Ludger Honnefelder

Band 1

Führt ein Weg zu Gott? 1972. 336 Seiten. Kart. DM 68,-. (ISBN 3-495-47250-9).

Band 2

Krise im heutigen Denken? 1972. 280 Seiten. Kart. DM 68,-. (ISBN 3-495-47254-1).

Band 3

Weltgestaltung als Herausforderung. 1973. 324 Seiten. Kart. DM 68,-. (ISBN 3-495-47276-2).

Band 4

Fortschritt im heutigen Denken? 1974. 340 Seiten. Kart. DM 68,-. (ISBN 3-495-47298-3).

Band 5

Zufall, Freiheit, Forschung. 1975. 398 Seiten mit 32 Abbildungen und Tabellen. Kart. DM 78,-. (ISBN 3-495-47323-8).

Band 6

Wissenschaft und gesellschaftliche Verantwortung. 1977. 360 Seiten. Kart. DM 78,-. (ISBN 3-495-47367-X).

Band 7

Aspekte der Hominisation. Auf dem Wege zum Menschsein. 1978. 160 Seiten. Kart. DM 48,-. (ISBN 3-495-47396-3).

Band 8

Aspekte der Personalisation. Auf dem Wege zum Personsein. 1979. 256 Seiten. Kart. DM 58,-. (ISBN 3-495-47413-7).

Band 9

Tod - Preis des Lebens? 1980. 248 Seiten. Kart. DM 58,-. (ISBN 3-495-47433-1)

Band 10

Tod – Ende oder Vollendung? 1980. 344 Seiten. Kart. DM 68,–. (ISBN 3-495-47442-0).

Band 11

Wege zum Wirklichkeitsverständnis. Struktur und Ereignis I. 1982. 224 Seiten. Kart. DM 58,-. (ISBN 3-495-47485-4).

Aufbau der Wirklichkeit. Struktur und Ereignis II. 1982. 232 Seiten, Kart. DM 58,-. (ISBN 3-495-47510-9).

Band 13

Wesen und Sinn der Geschlechtlichkeit. 1985. 446 Seiten. Kart. DM 78,-. (ISBN 3-495-47563-X).

Band 14

Wirklichkeitsbezug wissenschaftlicher Begriffe. Gleichnis oder Gleichung 1986. 276 Seiten. Kart. DM 58,-. (ISBN 3-495-47602-4).

Band 15

Veränderungen im Menschenbild. Divergenzen der modernen Anthropologie. 1987. 312 Seiten. Kart. DM 68,-. (ISBN 3-495-47624-5).

Band 16

Rationalität. Ihre Entwicklung und ihre Grenzen. 1989. 504 Seiten.

Kart. DM 78,-. (ISBN 3-495-47659-8).

Band 17

Dualismus versus Dualität. Aspekte neuzeitlicher Weltbetrachtung. 1990. 232 Seiten. Gebunden DM 64,-. (ISBN 3-495-47695-4).

Band 18

Evolution. Probleme und neue Aspekte ihrer Theorie. 1991. 248 Seiten. Gebunden DM 68,-. (ISBN 3-495-47714-4).

Band 19

Natur als Gegenstand der Wissenschaften. 1992. 320 Seiten. Gebunden DM 78,-. (ISBN 3-495-47735-7).

Band 20

Die Sprache in den Wissenschaften. Herausgegeben von Paul Weingartner. 1993. 318 Seiten. Gebunden DM 78,-. (ISBN 3-495-47785-3).

Band 21

Zeitbegriffe und Zeiterfahrung. Herausgegeben von Hans Michael Baumgartner. 1994. 316 Seiten. Gebunden 78,- (ISBN 3-495-47799-3).

Inhalt. Hans Michael Baumgartner, Vorwort – Hans Fahr, Zeit in Natur und Universum – Karl Decker, Biologische Uhren. Zeit in biologischen Systemen – Wolfgang Wickler, Zeit als Aufgabe für die Lebewesen – Hermann Hepp, Die Zeit des Menschen. Anthropologische und medizinische Aspekte – Klaus Borchard, Zeit im Lichte der Technik – Hans Michael Baumgartner, Zeit und Zeiterfahrung, Raphael Schulte, Zeit als Glaubenserlebnis. Aspekte christlich-theologischer Einsicht – Hans Michael Baumgartner, Zusammenfassung der Generaldiskussion – Personenregister – Sachregister – Zu den Autoren

Verlag Karl Alber, Hermann-Herder-Straße 4, 79104 Freiburg i. Br.

Vorläufer der Reihe "Grenzfragen" ist die

Reihe "Naturwissenschaft und Theologie"

Heft 1

Vorträge zur Eröffnung des Instituts der Görres-Gesellschaft. Beiträge von J. Kälin, M. Schmaus und F. J. Buytendijk. 57 Seiten, kart. DM 2,80.

Heft 2

Die biologische Evolution. Beiträge von J. Peitzmeier, M. J. Heuts., J. Kälin, S. Alcobé, F. M. Bergrounioux, H. Dolch, N. Luyten, 172 Seiten, kart. DM 9,80.

Verlag Max Hueber, München.

Heft 3

Die evolutive Deutung der menschlichen Leiblichkeit. Vergriffen.

Heft 4

Geist und Leib in der menschlichen Existenz. Vergriffen.

Heft 5

Tragweite und Grenzen der wissenschaftlichen Methoden. Beiträge von J. Meurers, M. J. Heuts, J. Piveteau, H. Dolch, B. Thum, N. A. Luyten, H. Doms. 216 Seiten, kart. DM 58,-. (ISBN 3-495-44072-0).

Heft 6

Die Problematik von Raum und Zeit. Beiträge von G. Ludwig, J. Meurers, W. Büchel, N. Luyten, B. Thum, H. Volk. 224 Seiten, kart. DM 64,-. (ISBN 3-495-47116-2).

Heft 7

Materie und Leben, Beiträge von St. Goldschmidt, J. Piveteau, J. Haas, F. Mainx, J. Kälin, P. Christian, Dr. Dubarle, M. Schmaus, 288 Seiten, kart. DM 68,-. (ISBN 3-495-47141-3).

Heft 8

Struktur und Dynamik der Materie. Beiträge von G. Ludwig, W. Büchel, J. Meurers, N. A. Luyten, P. Christian, B. Thum, M. Schmaus, 208 Seiten, kart. DM 58,-. (ISBN 3-495-47150-2).

Heft 9

Mensch und Technik. Beiträge von P. Koeßler, F. Moeller, D. Dubarle, B. Thum, J. H. Walgrave, N. A. Luyten. 158 Seiten, kart. DM 48,-. (ISBN 3-495-47158-8).

Heft 10

Teilhard de Chardin und das Problem des Weltbilddenkens. Beiträge von J. Piveteau, J. Meurers, W. Keilbach, G. Vanderbroek, N. A. Luyten, H. Dolch, K. Rahner. 202 Seiten, kart. DM 58,-. (ISBN 3-495-47163-4).

Heft 11

Umwelt, Erbgut und menschliche Persönlichkeit. Beiträge von H. M. Rauen, F. Büchern, H. Schipperges, J. J. Lopez-Ibor, J. Rudin, W. van der Marck. 210 Seiten, kart. DM 58,-. (ISBN 3-495-47185-5).

Heft 12

Weisen der Zeitlichkeit. Beiträge von G. Ludwig, W. Bühel, M. J. Heuts, P. Christian, J. Meurers, B. Thum, J. Lotz, K. Rahner. 246 Seiten, kart. DM 64,-. (ISBN 3-495-47199-5).

Verlag Karl Alber, Hermann-Herder-Straße 4, 79104 Freiburg i. Br.

Josef Görres, Gesammelte Schriften

Herausgegeben im Auftrag der Görres-Gesellschaft von Wilhelm Schellberg †, Adolf Dyroff †, Leo Just †, fortgeführt von Heribert Raab †.

Band 14

Schriften der Straßburger Exilszeit, 1824-1827. Herausgegeben von Heribert Raab. 1987, LXIII + 563 Seiten, Leinen DM 150,-.

Band 17 (in Vorbereitung)

Schriften zu den Kölner Wirren (Athanasius, 1.-4. Auflage. Vorreden und Epilog zum Athanasius). Hrsg. von Heinz Hürten.

Ergänzungsband 1

Joseph Görres (1776–1848). Leben und Werk im Urteil seiner Zeit (1776–1876). Herausgegeben von Heribert Raab. 1985. XXXV + 807 Seiten, Leinen DM 164,-.

Ergänzungsband 2

Görres-Bibliographie. Verzeichnis der Schriften von und über Johann Joseph Görres (1776–1848) und Görres-Ikonographie. Bearbeitet von Albert Portmann-Tinguely. 1993. XXI und 535 Seiten, Leinen DM 110,-.

Joseph Görres – Ein Leben für Freiheit und Recht. Auswahl aus seinem Werk, Urteile von Zeitgenossen, Einführung und Bibliographie. Von Heribert Raab. 1978. 293 Seiten, Paperback, DM 48,80

Die Görres-Gesellschaft 1876-1941

Grundlegung - Chronik - Leistungen. Von Wilhelm Spael, 1975. 84 Seiten (vergriffen).

Das Schrifttum der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft [1876-1976]

Eine Bibliographie. Bearbeitet von Hans Elmar Onnau. Mit einem Begleitwort von Laetitia Boehm. 1980. 281 Seiten, kart. DM 39,80.

Die Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft

Die Vorträge auf den Generalversammlungen 1876–1985. Ein Verzeichnis. Bearbeitet von Hans Elmar Onnau. Herausgegeben und mit einer Einführung versehen von Rudolf Morsey. 1990. 323 Seiten, kart. DM 58,-.

Verlag Ferdinand Schöningh, Postfach 2540, 33055 Paderborn